

**Mitteilungen**  
aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek zu Breslau  
Zwölftes Heft

---

**Kleine Schriften  
zur Geschichte Schlesiens und Breslaus**

von

**Hermann Markgraf**

---

**Mit vier Abbildungen**



**Breslau 1915**  
E. Morgenstern Verlagsbuchhandlung





**Mitteilungen**  
**aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek**  
**zu Breslau**

**Zwölftes Heft**

**Kleine Schriften**  
**zur Geschichte Schlesiens und Breslaus**  
**von Hermann Markgraf**



**Breslau 1915**  
**E. Morgenstern Verlagsbuchhandlung**



# Kleine Schriften zur Geschichte Schlesiens und Breslaus

von

Hermann Markgraf

Mit vier Abbildungen



Breslau 1915  
E. Morgenstern Verlagsbuchhandlung



553163

Do korzystania  
z tytułu

2000/78/31

1209-



Prof. Dr. Markgraf



## Vorwort.

Der Wunsch, eine Sammlung kleiner Schriften Hermann Markgrafs zu erhalten, ist einmal aufrichtiger persönlicher Verehrung für den am 12. Januar 1906 heimgegangenen hochverdienten Erforscher der Heimatsgeschichte, den aufopfernden, unermüdlich hilfreichen Verwalter der Bücher- und Handschriftensätze der Stadt Breslau entsprungen. Denn gerade die aus Vorträgen oder amtlichen Berichten erwachsenen kleineren Gelegenheitschriften Markgrafs mit ihrer ausführlichen Wiedergabe des Ganges der Untersuchung, ihrer liebevoll eingehenden Ausmalung der gewonnenen Ergebnisse zeigen besonders deutlich, wie sehr ihm die Forschungsarbeit nicht nur Pflicht, sondern auch Freude, nicht nur Tätigkeit des kühlen Verstandes, sondern im wahren Sinne Herzenssache war. Mit persönlichen Gefühlen verband sich aber auch für die Freunde Markgrafs die wohlbegründete sachliche Überzeugung, daß selbst die kleinen und kleinsten Werkstücke der musterhaft gründlichen und umsichtigen Forschung Markgrafs vollen Anspruch darauf haben, der Vergessenheit entrißen zu werden.

Auf Grund einer dankbar begrüßten Anregung des Herrn Geh. Studierats kgl. Gymnasialdirektors Prof. Dr. Zeit bewilligten die städtischen Behörden die für eine Ausgabe der kleinen Schriften erforderlichen Mittel, und nachdem die Markgrafschen Erben und die sonst Berechtigten dem Abdruck oder Wiederabdruck der Schriften freundlichst zugestimmt hatten, übernahmen die unterzeichneten Amtsnachfolger Markgrafs die Herausgabe.

Für diese Sammlung wurden, außer den noch unveröffentlichten Aufsätzen Nr. 2, 3, 5, 9 und 11, solche Schriften ausgewählt, die in Zeitungen und in älteren oder weniger verbreiteten Zeit-

schriften erschienen sind. Darüber hinaus sind nur aufgenommen worden: der erste Aufsatz über die Entwicklung der schlesischen Geschichtsschreibung, weil zu diesem in hinterlassenen Handexemplaren Markgrafs zahlreiche ergänzende Nachträge vorlagen, ferner der Aufsatz über die Bilder der Breslauer Ratsherren wegen seiner nahen inhaltlichen Verwandtschaft mit den Ausführungen über die Geschichte der genealogischen Studien in Breslau.

Bei dem Abdruck der Aufsätze wurde versucht, sowohl den Forderungen der Pietät, wie den Bedürfnissen der Leser von heute zu entsprechen. Deswegen wurde der ursprüngliche Text, abgesehen von offensibaren Versehen, grundsätzlich unverändert gelassen und der inzwischen erfolgte Fortschritt der Forschung nur in den Anmerkungen zum Ausdruck gebracht. Nur in den Aufsätzen 4 und 7 auf Seite 67 f., 78 und 116 f. waren größere Änderungen des Textes unvermeidlich. Für die Anmerkungen sind — da Markgraf selbst nur wenige gegeben hat — die Herausgeber fast in allen Fällen verantwortlich, wenn sie auch mehrfach, namentlich bei dem ersten Aufsätze, Nachträge aus Markgrafs Handexemplaren verwenden konnten. Bei den Anmerkungen zu dem zehnten Aufsätze hat Herr Prof. Dr. Brann, hier, seinen gütigen Rat geliehen.

Mit der engeren Heimat, Breslau und Schlesiën, beschäftigen sich die folgenden Blätter, und doch haben sie, selbst in unsrer dem Gedanken an das große Vaterland so ausschließlich geweihten Gegenwart, ihre Berechtigung. Denn auch von Markgrafs stiller und doch so fruchtbringender Gelehrtenarbeit konnte man sagen: „amor patriae dat animum“. Das beweist schon die Liebe, mit der er, auch nach dem Zeugnisse dieser kleinen Schriften, immer wieder bei den beiden Höhepunkten der schlesischen Geschichte verweilte, bei der deutschen Besiedelung und bei der preussischen Besitzergreifung Schlesiëns.

Breslau, im März 1915.

Max Hippé.

Heinrich Wendt.

# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Die Entwicklung der schlesischen Geschichtschreibung . . . . .	1
2. Martin Hanke, einer der großen Rektoren des 17. Jahrhunderts und seine Bedeutung für die schlesische Geschichtschreibung . . . . .	30
3. Über die Bildung einer historischen Kommission zur Verzeichnung der in der Provinz Schlesiens zerstreuten Archivalien . . . . .	53
4. Zur Geschichte der genealogischen Studien in Breslau . . . . .	62
5. Über eine schlesische Rittergesellschaft am Anfange des 15. Jahrhunderts	81
6. Die Bilder der Breslauer Ratsherren von 1667 . . . . .	96
7. General Tauenzien und sein Denkmal in Breslau . . . . .	115
8. Breslauer Erinnerungen an Lessing . . . . .	152
9. Die Anfänge des Stadttheaters in Breslau 1797 und 1798 . . . .	163
10. Der älteste Judentirchhof in Breslau . . . . .	176
11. Die St. Georgenkirche in Breslau . . . . .	191
12. Zur Geschichte des Adlerkonvents . . . . .	202
13. Das städtische Armenhaus in Breslau . . . . .	209
14. Zur Erinnerung an den Mühlhof . . . . .	216
15. Unser Schweidnitzer Keller vom 14. bis zum 20. Jahrhundert . . .	223
Register . . . . .	240

## Abbildungen.

Bildnis Hermann Markgrafs . . . . .	Titelbild
Sitzung des Breslauer Rats nach einem Aquarell von 1659 .	vor Seite 97
Der Schweidnitzer Anger mit dem Tauenziendenkmal im Jahre 1808. Nach einem Stiche von F. G. Endler . . . .	vor Seite 149
Erster Theaterzettcl des Breslauer Theaters nach dessen Um- wandlung in ein öffentliches Theater. . . . .	vor Seite 169





## 1.

### Die Entwicklung der schlesischen Geschichtschreibung \*).

Wenn wir uns heute versammeln, um einen bedeutsamen Gedenktag aus dem Leben des Mannes zu feiern, den unser Verein schon seit so vielen Jahren als seinen Leiter ehrt und verehrt, so ist der Wunsch wohl berechtigt, daß zum Vortrag ein Thema gewählt werde, das der Würde dieses Tages angemessen erscheine. Was könnte dies wohl in höherem Grade sein, als ein Rückblick auf das, was vor dem Verfasser der neuesten Geschichte Schlesiens die älteren Geschlechter der vergangenen Jahrhunderte auf dem Gebiete der schlesischen Geschichtschreibung geleistet haben! Die Aufgabe ist freilich zu groß, um in dem Rahmen eines Vortrages erschöpfend behandelt zu werden, doch will ich wenigstens versuchen, die Haupterscheinungen und die in ihnen zum Ausdruck gelangenden geistigen Richtungen, soweit die Kräfte reichen, hervorzuheben. Es mag dabei gestattet sein, von dem Mittelalter ganz abzugehen und gleich im 16. Jahrhundert einzusetzen, mit dem erst die gelehrte, wissenschaftliche Geschichtschreibung, wie anderwärts, so auch hier in Schlesien beginnt.

Man könnte an die Spitze derselben den Breslauer Johanniterbruder Bartholomaeus Stein stellen, einen gelehrten Mann, der von 1495—1510 an den Universitäten Krakau und Wittenberg Hörer und Lehrer gewesen war. Denn obwohl seine beiden Bücher, die *Descriptio Silesiae* und die *Descriptio Vratislaviae*, das

---

\*) Vortrag, gehalten in der Festigung des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens zur Feier des 25 jährigen Amtsjubiläums des Geh. Archivrats Prof. Dr. Grünhagen am 2. April 1887. Gedruckt in der Zeitschrift d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schlesiens Bd. 22 S. 1—24.

eigentliche Gebiet der Geschichte nur streifen, so sind sie doch aus derselben, damals überall lebhaft erwachenden Heimatsliebe hervorgegangen, wie die *Silesia Magna* des Johann Heß, des ersten protestantischen Pfarrers in Breslau. Wollte der eine das Aussehen und die Verhältnisse des schlesischen Landes und seiner Hauptstadt schildern, so sammelte der andere in umfassender Weise die Materialien zu seiner Geschichte. Aber Steins Bücher sind erst im vorigen und in diesem Jahrhundert an die Öffentlichkeit gelangt<sup>1)</sup>, und Heß' *Silesia Magna*, wahrscheinlich ein Annalenwerk, ist überhaupt nie gedruckt worden. Nur wenige Männer, wie z. B. Nikolaus Henel und wahrscheinlich auch Nikolaus Pol, haben sie benützt; zur Zeit des großen Sammlers Christian Ezechiel war sie schon verloren<sup>2)</sup>. Auch der bischöfliche Rat und Domhydikus Daniel Rapold<sup>3)</sup>, der sich um 1560 mit der Idee einer schlesischen Geschichte trug, hat nicht mehr als eine Skizze davon fertig gebracht, und selbst diese hat erst Sommersberg im vorigen Jahrhundert im ersten Bande der *Scriptores rerum Silesiacarum* veröffentlicht.

So bleibt der Ruhm, seine Landsleute zuerst mit einer wirklichen Geschichte Schlesiens beschenkt zu haben, doch dem Glogauer Arzt Joachim Cureus<sup>4)</sup>. Im Jahre 1571 erschienen seine „*Gentis Silesiae annales*“ zu Wittenberg in einem gedruckten, mäßigen Foliobande. Was man auch an dem Buche auszufragen gefunden hat, es ist doch als ein in wissenschaftlichem Geiste gedachtes Geschichtswerk anzuerkennen, das aus den Aufzeichnungen und Urkunden der Vergangenheit, wie sein Biograph einmal sagt,

---

<sup>1)</sup> Vgl. hierüber jetzt die mustergültige Ausgabe der Steinschen Schriften durch Markgraf in *Scriptores rerum Silesiacarum* Band 17 (1902).

<sup>2)</sup> Nach Chr. Runge, *Miscellanea literaria* S. 84 ff. hat besonders Pol für seine Jahrbücher aus der *Silesia Magna* geschöpft, während Ezechiel in seinen handschriftlichen „*Hessiana*“ (Stadtarchiv Breslau, Personalien) behauptet, sie läge der ungedruckt gebliebenen Chronik des Tobias Fischer zugrunde. Über die Benutzung durch Henel vgl. dessen Münsterberger Chronik (Sommersberg, *Scriptores rerum Silesiacarum* I 122) und *Silesia togata* (Stadtbibl. Breslau Hdschr. R 571 S. 535), ferner Klose, *Von Breslau* I 215, 216, 228.

<sup>3)</sup> Vgl. über ihn S. 12 f.

<sup>4)</sup> Sowohl auf dem Titel seiner Bücher wie in seinen Briefen schreibt er sich Cureus. Die Form *Curaeus* ist erst durch seinen Übersetzer eingeführt worden. Vgl. Runge, *Notitia historicorum* S. 80.

ein *justum historiae corpus* herauszuarbeiten sucht. Curenß erweist sich wie in seinem Glauben so auch in seiner Geschichtsauffassung als ein Schüler Melanchthons, auf den er sich auch gern beruft; die Geschichte gehört ihm in das Gebiet der Ethik; er sucht in ihr den Fortschritt der Kultur, die Entwicklung der Menschen zu höherer Gesittung zu erkennen. Weil er das Vaterland trotz des ewig drohenden Türkenerschreckens in materieller, geistiger, religiöser Kultur blühend sieht, will er seinen Landsleuten zeigen, wie es sich allmählich zu diesem Zustande entwickelt habe. So diktiert ihm lebendige Vaterlandsliebe sein Werk, so erscheint es natürlich, daß er es seinem Landesherrn, Kaiser Maximilian II., widmet. Wie so manches Werk ist auch das seinige nicht ganz in dem hohen Sinne gelungen, wie es geplant ist. Er will keine Person, keinen Stand, keine Nation verunglimpfen, aber er lebt so ganz in der unbefangenen Freude über die durch die Wittenberger Reformation gereinigte Religion, daß es ihm unwürdig erscheint, da, wo die Geistlichkeit der alten Kirche seinem Ideal nicht entspricht, seinen Tadel zurückzuhalten. Das Breslauer Domkapitel nahm deshalb auch solchen Anstoß an dem Buche, daß es wiederholt den Bischof Kaspar Bogau und später seinen Nachfolger Martin Gerstmann um ein Verbot desselben anging und sich deshalb sogar an den päpstlichen Legaten Kardinal Commendone wandte<sup>1)</sup>. Aber Curenß ist nichts weniger als ein leidenschaftlicher Eiferer, und er verdient keineswegs die groben Ausfälle, die der ermländische Bischof Martin Cromer<sup>2)</sup> gegen ihn schleudert. Doch reizt diesen Geschichtsschreiber Polens mehr die nationale Haltung des Curenß. Denn obwohl derselbe Schlessien eine Tochter Polens nennt und die tapfere polnische Nation als eine Vormauer Europas gegen moskowitische und ichtijische Barbarei ansieht, findet er doch die polnischen Quellen

<sup>1)</sup> Vgl. Fibiger, Das in Schlessien . . . eingerissene Luthertum III 63. Kastner, Archiv f. d. Geschichte d. Bist. Breslau I 110, 118, 119. Heyne, Geschichte d. Bist. Breslau I 17, 19.

<sup>2)</sup> In einer hinter der Vorrede zu seiner Polonia (Ausgabe Köln 1578) eingeschobenen „Epistola de annalibus Silesiae“. Cromer, den Caro (Gesch. Polens V 2, S. 719) als „überaus unfritisch und leichtfertig“ bezeichnet, verdreht dem Curenß manchmal geradezu die Worte im Munde. Siehe auch Runge, Notitia historicorum S. 81. Heyne I 17 ff.

über die Geschichte Schlesiens — wobei sich Cromer persönlich getroffen fühlte — nicht immer zuverlässig, und zwar nicht nur wegen mangelhafter Kenntniss der Vorgänge, sondern auch wegen offener Parteilichkeit, Übertreibung der polnischen Siege und Verleumdung der Deutschen. Man kann ihn deshalb schwerlich einer Parteilichkeit gegen die polnische Nation zeihen. Schlesien ist nach seiner Meinung größtenteils deutsch geworden und unter die böhmische Herrschaft gekommen, weil die Polen es selbst aufgegeben haben. Er ist freilich nicht der Ansicht, daß das für Schlesien zum Unglück ausgefallen sei, aber sein Ideal ist keineswegs eine weitere Ausbreitung der Deutschen auf Kosten der Polen, sondern eine friedliche Verständigung beider Nationen, damit sie ihre vereinten Waffen gegen die Türken richten könnten.

Aber Cureus hat auch bei seinen Freunden nicht rechte Anerkennung erfahren, und wenn Siegfried Rybisch<sup>1)</sup> in einem Briefe an Crato, der sich unzufrieden über das Buch ausgesprochen haben muß, den Vorwurf äußert, es sei zu flüchtig gearbeitet worden, so hat er recht; namentlich gilt das von den späteren Partien, die viel zu viel Fremdes hineinbringen, das mit der schlesischen Geschichte nichts zu tun hat, und das sein Buch in die Gefahr bringt, unterhakt und mit den vielen rein compilatorischen Arbeiten jener Zeit in einen Topf geworfen zu werden. Und das verdient es trotz aller Schwächen durchaus nicht<sup>2)</sup>. Denn sein Verfasser zeigt sich als ein Mann von ernster Gesinnung, von lebhaftem Gefühl, von selbständigem Urteil, der in dem Gedankenkreise der antiken Schriftsteller ebenso zu Hause ist, wie in dem der Bibel und der Wittenberger Reformatoren. Das Buch reicht nur bis zur Thronbesteigung der Habsburger im Jahre 1527, mit einer allgemeinen Schilderung der Verhältnisse des Landes unter dem ersten Habsburger Ferdinand

---

<sup>1)</sup> Über Rybisch und seine Beziehungen zu Cureus vgl. *Scriptores rerum Silesiacarum* X S. VI f. Heyne I 16. R. Foerster in *Zeitschrift d. Ver. f. Gesch. Schlef.* Bd. 41 S. 228.

<sup>2)</sup> Henel, *Silesiographia* (von 1613) S. 4: Cureus qui primus patrios annales scribere aggressus est; ob id vel solum sicubi eum humanitas peccare contingat, . . . non contumeliam sed laudem vel saltem excusationem mereri debet. Ähnlich urteilt er in der *Silesia togata*, *Stadtbibl. Breslau Hdschr. R 570* S. 395.

schließt es ab. Es preist denselben als einen wohlwollenden Regenten, der trotz seiner Anhänglichkeit an den alten Glauben die Kirchenverbesserung in Schlesien nicht unterdrückt habe. Das Land habe sich wohl befunden unter ihm. Ein zweiter Teil, der aber nur etwa ein Viertel des Ganzen ausmacht, gibt noch eine besondere, eingehendere Geschichte der Landeshauptstadt Breslau und des Fürstentums Glogau, seiner Heimat. Es war Cureus nicht vergönnt, seine Annalen noch fleißiger durchzuarbeiten und eine neue Ausgabe davon zu bringen; er starb schon anderthalb Jahre später, im Januar 1573, noch nicht 41 Jahre alt.

Die Annalen fanden trotz aller Ausstellungen, die man daran zu machen hatte, doch einen weiteren Leserkreis, und da auch in den ungelehrten Schichten des Volks die Begier nach der Kenntniß vaterländischer Geschichte erwachte, übersezte der Saganer Bürgermeister Heinrich Rätel dieselben ins Deutsche, was nach seiner Angabe Cureus selbst schon gewünscht hatte. Doch erst zwölf Jahre nach Cureus' Tode, 1585, erschien die erste deutsche Ausgabe in Frankfurt a. M. und dann freilich im selben Jahre noch eine in Leipzig und zwei Jahre später eine dritte in Wittenberg<sup>1)</sup>. Rätel suchte dann auch das Buch weiter zu führen und lieferte eine Fortsetzung von 1527—1594, die aber größtenteils nur Aktenstücke enthält, und als neuen Anhang eine besondere Chronik seiner engeren Heimat, des Fürstentums Sagan. Die Herausgabe dieses vermehrten Cureus wurde durch Rätels 1594 erfolgten Tod etwas verzögert; er erschien erst 1601 in Gisleben und dann noch einmal 1607 in Leipzig, mit noch weiteren, teilweise ganz fremdartigen Zusätzen, sodaß in der letzten Ausgabe schon die Hälfte des Textes nicht mehr von Cureus herrührt. Die Beliebtheit und weite Verbreitung des Buches, dessen Herausgeber und Übersetzer Rätel auch Holtei in seinem Christian Lammjell ein Denkmal gesetzt hat, liegt also vor Augen, und doch kann man nicht sagen, daß es durch Rätels Übersetzung an Lesbarkeit gewonnen habe; der Saganer Bürgermeister ist nicht gerade ein Sprachmeister, er erreicht die Gefälligkeit des Originals nicht, und die gelegentlichen Ausfälle des

---

<sup>1)</sup> Über das Verhältnis dieser drei Ausgaben zueinander siehe Runge, *Notitia historicorum*, S. 82 f.

Curenz über den Aberglauben, den Hochmut und die Habjucht der Geistlichkeit kommen alle in gröberer oder schärferer Tonart heraus. Rätels geringe schriftstellerische Begabung zeigt der Versuch der Fortsetzung von 1527—1594.

Aber eine schlesische Geschichte war bereits ein Bedürfnis für das Publikum dieser Zeit in viel höherem Grade, als bei uns, in der Jetztzeit, die gebildeten Klassen der Schlesier ein Bedürfnis danach empfinden. Denn noch beschränkte sich das nationale und das politische Interesse völlig auf die Grenzen der Heimatsprovinz, galt diese allein als das Vaterland und ihre Angelegenheiten als die öffentlichen schlechthin. Gegenüber dem Provinzial- und Lokalbewußtsein kam das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem größeren und allgemeineren Staatswesen noch gar nicht zu Worte, oder wenn ja, so meist in dem Versuche, die provinzielle Selbständigkeit gegen die im allgemeinen Staatsinteresse gestellten Anforderungen der österreichischen Herrscher zu wahren. Man hatte eine unbefangene, durch keine Vergleiche mit etwa besser situierten Landschaften gestörte Freude an Schlesien, die ganz entschieden von dem Bewußtsein getragen wird, auf der Höhe der Zeit zu sein, an der mit dem 16. Jahrhundert aufgegangenen, ebenso antiklassisch wie protestantisch gefärbten Bildung seinen vollen Anteil zu haben, wozu noch das Gefühl einer günstigen materiellen Lage kam. Nicht nur Melanchthon hatte die höflichen Formen, die rednerische Anlage und die Befähigung der Schlesier zu den Studien, sowie das aristokratische Regiment der Hauptstadt Breslau gelobt, überall fanden sich die Schlesier um ihres Namens willen wohl gelitten, und ein Mann wie Nikolaus Henel erzählt mit Behagen, wie ihm selbst in Paris ein vornehmer Herr Angenehmes über sein Vaterland gesagt hat<sup>1)</sup>.

So nimmt es nicht eben Wunder, wenn im Jahre 1624 die schlesischen Annalen in ihrer deutschen Fassung noch einmal von einem Bearbeiter aufgenommen werden, dem philosophisch und juristisch gebildeten Jakob Schickfuß, der erst Gymnasialdirektor in Brieg,

---

1) Melanchthons Vorrede zu Trogendorfs Catechesis scholae Goltpergensis, Wittenberg 1565. Zachmann, De dieterio Scaligerano: Silesii sunt barbari, refellendo S. IX f. Henel, Silesiographia von 1613 S. 74 f.



dann Regierungsrat in Siegnitz und zuletzt kaiserlicher Kammerfiskal in Oberschlesien war. Auch ist er mehr ein Mann von gründlicher, theils durch andauernde Studien, theils durch seine öffentliche Thätigkeit geförderter Kenntniss der schlesischen Geschichte, namentlich auch der damaligen Verfassung und Verwaltung des Landes, als ein Mann von schriftstellerischer Begabung gewesen. Denn obwohl er in seiner Vorrede das Buch des Cureus für ungenügend erkärt, begnügt er sich doch damit, neue Theile demselben anzufügen und das ganze Werk in recht schwerfällige Form zu bringen. Indem er es in vier Bücher theilt: liber regum oder die allgemeine Landesgeschichte, liber ducum oder die Geschichte der einzelnen Herzogslinien, liber rerum, enthaltend eine Kirchen-, Verfassungs-, Verwaltungs- und Rechtsgeschichte, und liber civitatum oder Beschreibung des Landes, der Bevölkerung und der einzelnen Städte, gibt er die eigentliche Darstellungsform der Geschichte, welche die zeitliche Reihenfolge des Geschehenen zu wahren und die stete Wechselwirkung aller Vorgänge und Zustände aufeinander klarzulegen hat, bereits auf. Dann aber ist das erste Buch nur ein slavisch getreuer Abdruck der Rätelschen Übersetzung und Fortsetzung des Cureus, doch bis zum Jahre 1619 weiter geführt, und auch in die anderen Theile hat er alles, was nur von der letzten, erweiterten Ausgabe Rätels brauchbar war, ohne Änderungen hinüber genommen<sup>1)</sup>. Immerhin hat er das alte Werk aus Eigenem wenigstens um die Hälfte erweitert, namentlich im liber rerum, aber die Erzählung oder Schilderung tritt hier nur gar zu sehr hinter die Mitteilung von Aktenstücken oder Auszügen daraus zurück. So ist das jetzt zu einem starken Folianten von mehr als 1000 Seiten angeschwollene Werk mehr eine nicht gerade gut geordnete Sammlung des Wissenswerten über Schlesien, als eine lesbare Geschichtsschreibung.

Im Jahre 1624, als das Buch von Schickfuß erschien, waren die alte und die neue Kirche in hellem Kriege gegeneinander, der Katholizismus hatte einen großen Teil des im ersten Sturme eingeübten Terrains bereits wiedergewonnen und war im siegreichen Vorgehen; kein Wunder, wenn jetzt ein unveränderter Abdruck des

---

<sup>1)</sup> Vgl. Runge, Notitia historicorum S. 85.

Cureus mit allen den Stellen, die schon fünfzig Jahre früher den Zorn des Domkapitels erregt hatten, auf einen Widerstand stieß, der sich zum Worte zu bringen mußte. Das Buch ward verboten, die beiden Breslauer Buchhändler Hans Gyrrings Erben und Joh. Perfert, die es in Jena hatten erscheinen lassen, mußten es an eine Leipziger Firma verkaufen, und es durften in der Folge nur Exemplare ins Land, in denen die anstößigen Stellen ausgemerzt und umgedruckt waren. Freilich war das Buch gleich anfangs in der veränderten Gestalt so stark gekauft worden, daß selbst ein Mann wie Christian Runge nur ein verändertes Exemplar gesehen hat<sup>1)</sup>. Die Breslauer Stadtbibliothek ist in der glücklichen Lage, ein Exemplar mit dem Verlagsort Jena zu besitzen<sup>2)</sup>, in welches die umgedruckten Blätter neben den ursprünglichen eingeklebt sind, sodaß man daraus die Art und Weise der Veränderungen bequem ansehen kann. Es ist ein eigenes Verhängnis, daß dieselben nur solche Stellen betreffen, an denen Schickfuß ganz unschuldig ist, die einfach Abdrücke des Kätel sind. So ist denn auch Schickfuß bitterem Tadel nicht entgangen<sup>3)</sup>, und wiederum hat namentlich ein Slawe die Schale seines Zornes über ihn ausgegossen, der böhmische Jesuit Bohuslaw Balbin, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine auch sehr umfängliche und in nicht recht historischem Sinne angelegte Geschichte Böhmens unter dem Titel *Miscellanea historica regni Bohemiae* schrieb<sup>4)</sup>. Während er Cureus als Fabelhans abtut, bezeichnet er Schickfuß geradezu als Lügner und als schlechten Menschen, *mala mens, malus animus, mendacissimus scriptor* u. dgl. Sieht man aber genauer zu, was er an ihm zu tadeln hat, so muß auch bei ihm Schickfuß für das büßen, was Cureus ver-

<sup>1)</sup> Runge, *Miscellanea literaria* S. 40 ff. hat einen besonderen Abschnitt über die „*Fata Chronici Schickfusiani*“. Siehe auch Runge, *Notitia historicorum* S. 86 f. Freytag, *Analecta litteraria* S. 825 f. Heyne, *Geschichte d. Bist. Breslau* I 19 ff. Kastner, *Archiv f. d. Geschichte d. Bist. Breslau* III 122.

<sup>2)</sup> Signatur: 2 W 143.

<sup>3)</sup> Henel, *Silesia togata* (Stadtbibl. Breslau Hdschr. R 570 S. 625) sagt von ihm: *Bono publico edidit annales Silesiae Curaeanos insigni accessione ab se locupletatos, sed quibus non parem ab omnibus gratiam promeruit.*

<sup>4)</sup> Balbin, *Miscellanea*, Decas I Lib. III S. 49.

brochen hat, und sind es auch hier wieder irrige Ansichten über die alten Slaven, die Balbinus wenigstens ebenso ärgern, wie die abweichenden religiösen Meinungen.

Derjenige schlesiſche Schriftſteller, der vor Balbins Augen allein Gnade gewinnt und mit Lob bedacht wird, daß durch persönliche Beziehung mit ihm einen noch wärmeren Ton erhält, iſt Nikolaus Henel<sup>1)</sup>, der im Jahre 1613 zwei wenig umfangreiche, aber allerdings für ihre Zeit recht tüchtige und intereſſante Schriften, eine Silesiographia und eine Breslographia in Frankfurt a. O. veröffentlichte. In ihm gewann Schleſien wieder einen Geſchichtſchreiber von ſelbſtändigem Geiſte, der, aus Neuſtadt in Oberſchleſien ſtammend, nachdem er ſeine juridiſchen Studien vollendet hatte, als Hauslehrer in der Familie des jüngeren Nikolaus Nehdiger aus deſſen ausgezeichneten Bibliothek ein reiches Wiſſen zu ſchöpfen mußte und dann auf einer dreijährigen Studienreiſe mit ſeinen Zöglingen durch Deutſchland, Frankreich und Italien Welt- und Menſchenkenntnis erwarb, ſowie auch perſönliche Verbindung mit den hervorragenden Geiſtern ſeiner Zeit anknüpfte, die er dann durch einen regen Briefwechſel zu pflegen mußte. Erſt als Landſchreiber des Fürſtentums Münsterberg, dann ſeit 1637 als Syndikus der Stadt Breslau hat er großen Einfluß und hohe äußerliche Ehren erlangt. Die genannten beiden Bücher ſchrieb er als junger Mann, in der Mußezeit zwiſchen der großen Reiſe und ſeiner erſten Aufſtellung. Das erſte, die Silesiographia, iſt in neun Kapiteln abgefaßt, von denen eins die Nationalität der Bewohner, zwei die Natur des Landes, eins die Örtlichkeiten deſſelben, zwei die Bildung, Lebensweiſe, Tätigkeit und geſellſchaftliche Gliederung der Bewohner, endlich die drei letzten die Verfaſſung, Verwaltung und das Gerichtsweſen behandeln. Die Breslographia iſt kürzer und hat nur ſechs Kapitel, von denen die drei erſten der Beſchreibung, die anderen der Geſchichte der Stadt gewidmet ſind, und zwar in der Weiſe, daß eins die Unglücksfälle, das nächſte die äußere Geſchichte und das letzte die politiſche und kirchliche Verfaſſung der Stadt ſchildert. Beide Werke ſind alſo nicht hiſtoriſch

---

<sup>1)</sup> Vgl. H. Markgraf, Nikolaus Henels von Hennenfeld (1582—1656) Leben und Schriften. Zeiſchr. d. Ver. f. Geſch. u. Altert. Schleſ. Bd. 25 S. 1—41.

erzählender Art. „Schlesien, Land und Leute“ würde etwa ein heutiger Schriftsteller die Silesiographie betitelt haben<sup>1)</sup>. Wie das Lob Valbins zeigt, der Henel einmal als nobilis gentis nobilissimus scriptor bezeichnet, fanden sie ungeteilten Beifall, den sie sich teils durch solidere Kenntnisse, teils durch vorurteilsfreiere Auffassung, doch besonders wohl durch die geschickt gewählte Form verdienten, welche über manche Dinge hinwegzugehen gestattete, über die eine Übereinstimmung der Ansichten oder Urteile damals nicht zu erzielen war. Auch Mich. Jos. Fibiger, der gelehrte Prälat von St. Matthias, lobt die Unparteilichkeit Henels aufs höchste; dennoch hat der verdiente Mann, der sein langes Leben hindurch mit historischen Studien beschäftigt war, noch nach seinem Tode der Zensur nicht entgehen können, denn als Sommersberg 1730 in dem zweiten Bande seiner *Scriptores rerum Silesiacarum* die von Henel hinterlassenen *Annales Silesiae*, die viel inhaltsreicher und fehlerfreier sind als die des Curenz, zum verspäteten Abdruck brachte, strich trotz ihres farblos referierenden Tones die Zensur eine ganze Anzahl von Stellen, die sich auf kirchliche Dinge beziehen<sup>2)</sup>. Die Originalhandschrift befindet sich in der Königlichen Bibliothek zu Dresden.

1) „Es sind nicht Werke von hervorragender Gelehrsamkeit, sondern frisch hingeworfene Schilderungen des Landes Schlesien und seiner Hauptstadt in einer Darstellungsweise, die damals ungemein gefiel, so wenig sie uns auch heute zusagen will. Sie können sich meines Erachtens an Beobachtungsgabe, Reichthum des Inhalts und Eindringlichkeit des Ausdrucks mit den hundert Jahre älteren Schriften des Bartholomäus Stenus nicht messen, aber sie trafen den Geschmack der Zeit. Sie gewannen zunächst die Leser durch die lebhafteste Heimatsliebe, den kräftigen Stolz, der sie befeelt und der im Munde eines Mannes, welcher die Welt gesehen hatte, um so eindringlicher und überzeugender klang.“ Markgraf in *Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles.* Bd. 25 S. 12.

2) So ist z. B. der ganze Bericht von den Verhandlungen über die Ertheilung des Majestätsbriefs 1609 gestrichen. — „Für die politische Geschichte“, schreibt Markgraf in *Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles.* Bd. 25 S. 38 über Henels *Annales*, „wird das Buch, namentlich in der Verstümmelung, die es erfahren hat, jetzt, wo wir in der Lage sind, den Quellen, die Henel vor sich gehabt hat, unmittelbar nahezutreten, kaum noch mit Nutzen zu lesen sein; aber es ist reich an Nachrichten über Persönlichkeiten, die vielfältig an die Todesjahre angeknüpft sind. Henel hat nach Möglichkeit aus den Originalquellen zu schöpfen gesucht; in der Handschrift gibt er dieselben viel reichlicher an als bei Sommers-

Sehen wir einen schriftstellerisch so begabten Mann wie Henel schließlich auch zur Annalenform zurückkehren, so kann es nicht wundernehmen, wenn minder bedeutende Geister sich über sie nicht erheben konnten. Unter allen diesen Annalenwerken ist keins verdienstlicher, weil auf guten Quellen beruhend, als das des Breslauer Diaconus Nikolaus Pol, obwohl es erst in unserem Jahrhundert durch Büsching zum Druck gebracht worden ist. Pol zeigt sonst am deutlichsten die mit dem enormen Fleiße der Männer des 17. Jahrhunderts verbundene Geschmacklosigkeit, denn sein gelesenste Buch, das Hemerologion Silesiacum zerreißt allen historischen Zusammenhang, indem es die Tatsachen der schlesischen Geschichte nach den Tagen des Kalenders ordnet. Sein Brand- und Feuer-  
spiegel, der alle Unglücksfälle zusammenstellt, die Schlesien betroffen haben, mochte freilich in den Zeitgenossen des Dreißigjährigen Krieges stimmungsvolle Leser finden<sup>1)</sup>.

Allmählich büßte das 17. Jahrhundert die Fähigkeit ein, den reichhaltigen Stoff, den unermüdliche, fleißige Arbeit zusammentrug, nach den für die Geschichtschreibung maßgebenden Gesetzen zu gestalten; immermehr verlor es die Forderung aus den Augen, eine Entwicklung des Geschehenen darzustellen, immer loser ward der innere Zusammenhang der dickleibigen Bücher. So behandelte Friedrich Lucae, der zuvor schon den Unfug begangen hatte, die schlesische Geschichte in die Form eines Dialogs zwischen Ehrenschild und Wahrenfels zu bringen, nachher in einem größeren Werke von über 2000 Quartseiten: *Schlesiens curiose Denkwürdigkeiten* usw. — schon der 20 Zeilen einnehmende Titel gibt eine Vorstellung von der Umständlichkeit des Werkes — in sieben Kapiteln zuerst die politische Geschichte des ganzen Landes für sich, dann ebenso die Kirchengeschichte, dann die einzelnen Fürstentümer für sich, darauf noch einmal besonders Fürsten, Prälaten und Adel; dahinter wird die Verfassung und Verwaltung des Landes und zuletzt die geo-

berg; zahlreich sind Urkunden mit der Signatur des Breslauer Stadtarchivs zitiert."

<sup>1)</sup> Über weitere geschichtliche Arbeiten des 17. Jahrhunderts: die ungedruckt gebliebenen Schriften von Kaspar Cunrad und Kaspar Sommer, sowie die von Andreas Mauersperger geplanten „Schlesischen Denkwürdigkeiten“ vgl. Runge, *Notitia historicorum* S. 91, 94, 95.

graphische Beschreibung desselben angefügt. Das ist denn ebenso wenig mehr Geschichtschreibung, wie Lohensteins Arminius ein wahrer Roman; Verfasser und Leser verlieren in dem Wirrwarr gleichmäßig den leitenden Faden<sup>1)</sup>. Was da noch eine Darstellung von der andern unterscheidet, ist der religiöse Standpunkt der Verfasser. Die Männer, von denen bisher die Rede gewesen ist, waren sämtlich Protestanten. Cureus, ein eifriger Schüler Melanchthons, für dessen Standpunkt er übrigens auch in der *Exegesis perspicua ... controversiae de sacra coena*, jener theologischen Streitchrift eingetreten ist, die so schlimme Folgen gehabt und den Sturz der Philippisten in Sachsen herbeigeführt hat; Henel, bei aller ihn charakterisierenden Vorsicht bereits mit so deutlicher Hinneigung zum Calvinismus, daß bei seiner Abkündigung Dr. Ananias Weber von St. Elisabeth zu den Worten: „selig entschlafen“ ein „verhoffentlich“ hinzusetzte; endlich Lucae, dem inneren und äußeren Bekenntnis nach Reformierter, nach der Unterdrückung des Protestantismus in dem vom Kaiser Leopold eingezogenen Liegnitz-Brieger Fürstentum Hofprediger des Landgrafen von Hessen. Dort in der Fremde erst hat er seine beiden Bücher über Schlesien geschrieben neben noch anderen genealogischen und heraldischen Werken, die sich alle mehr durch die Massenhaftigkeit des Stoffes, als durch die Beherrschung und durch die Kritik desselben auszeichnen.

Aber auch die Anhänger der alten Kirche haben der schlesischen Geschichte Liebe und Fleiß gewidmet. Von dem Syndikus des Breslauer Domkapitels, Daniel Knapold, aus Freiburg im Breisgau stammend, der schon vor Cureus sich mit dem Plane trug, eine schlesische Geschichte zu schreiben, noch in den Zeiten Ferdinands I., ist schon im Eingang die Rede gewesen. Er verrät in einer einleitenden Übersicht über die schlesische Landesnatur und Landesgeschichte, die er als Ankündigung des eigentlichen Werkes voraussandte, keinen kirchlichen Parteistandpunkt. Aber nicht einmal diese Skizze, die wohl die Erwartung einer tüchtigen Arbeit erwecken

---

<sup>1)</sup> Vgl. Zibigers kritische Ausführungen gegen Lucae in seiner Ausgabe von Henels *Silesiographia* Cap. I S. 39, 61, II 180, V 566, VIII 223, 224. Klose, Von Breslau II S. 93 spottet über Lucaes „sinnreiche Darstellung“: „Sein Stil ist herbstärkend und hat eine lungenreinigende Kraft.“

kann, ist seinerzeit zum Druck gelangt<sup>1)</sup>, und ob der Verfasser, trotz seines noch langen Lebens, denn er stirbt erst 1588, an die projektierte Arbeit wirklich gegangen ist, und wie weit er sie gebracht hat, ist gänzlich unbekannt, wiewohl das Domkapitel ihn nach dem Erscheinen des demselben so mißfälligen Cureus dringend zur Fortführung seines Werkes aufforderte und ihm das Kapitelsarchiv zur Disposition stellte. Der Bunch, den Annalen des Cureus eine andere Darstellung entgegenzusetzen, blieb aber in diesen Kreisen lebendig, und als Wenzel Cromer, bischöflicher Rat in Meiße, sich mit der Absicht trug, eine solche zu schreiben, war der Bischof Martin Gerstmann so erfreut darüber, daß er ihm testamentarisch 1000 Taler dazu vermachte. Indem Cromer die Landesgeschichte an die Geschichte der Bischöfe anknüpfte, gibt er seinen Standpunkt zu erkennen, aber dies ist auch das einzige, was wir von dem Werke erfahren. Henel erzählt, es sei nur bis zu Bischof Konrad († 1447) gediehen und bei der Plünderung des Breslauer Doms durch die Schweden zugrunde gegangen, er hat nur noch ein Inhaltsverzeichnis in die Hände bekommen<sup>2)</sup>. Da Cromer, der in Wien und Ingolstadt juristische Studien und dann auch eine größere wissenschaftliche Reise gemacht hat, sonst gar nicht als Schriftsteller aufgetreten ist, ist auch gar kein Urteil darüber möglich, ob er eine

1) Erst bei Sommersberg, *Scriptores rerum Silesiacarum* I 98 ff. ist sie unter dem Titel „*Historia de illustrissimo Silesiae ducatu seu conscribendorum illius provinciae commentariorum epitome*“ nach einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek abgedruckt. Vgl. sonst über Rapold und sein Werk Pol, *Jahrbücher* IV 147 f., Runge, *Notitia historicorum* S. 92 f., Sachs von Löwenheim, *Zur Historia und Genealogie von Schlesien* S. 50 f., *Scriptores rerum Silesiacarum* X (*Annales Glogovienses*, deren Handschrift Rapold einst besaß) S. V.

2) Henel, *Silesia togata* (Stadtbiibl. Breslau Hdschr. R 570 S. 522). Eine ausführliche Lebensbeschreibung Cromers gibt Aug. Kastner in der *Denkschrift zur Feier des 25jähr. Bestehens der Philomathie in Meiße* (Meiße 1863) S. 37 ff. Für das nach Henel verlorene Original des Cromerschen Werkes bietet Ersatz eine Abschrift, die Sinapius (*Schles. Curiositäten* II 756 f.) als in der Bibliothek des Klosters Heinrichau befindlich erwähnt, und die auch Klose (*Von Breslau* I 112, 122, 133 f.) gekannt und benutzt hat. Diese seit 1899 im Breslauer Diözesanarchiv aufbewahrte Handschrift reicht aber nur bis zu der Sedisvakanz nach dem Tode Bischof Preczlaws (1376). Vgl. Jungnitz in den „*Schlesischen Geschichtsblättern*“ I (1908) S. 14 f.



Befähigung zum Geschichtschreiber gehabt hat. Schickfuß erzählt in seiner Vorrede, er habe sich zur Herausgabe seines Werkes erst entschlossen, als er vernommen, daß das Cromer'sche Buch nicht herauskommen werde.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege hatte auch die österreichische Regierung, die durch denselben eine viel größere Gewalt über das Land gewonnen hatte, als es je vorher der Fall gewesen war, ein Interesse an einer Darstellung der Geschichte Schlesiens im kaiserlichen Sinne. Ephraim Ignatius Najo, erst Advokat in Schweidnitz, dann Konzipist bei der Oberamtsregierung in Breslau, wollte dies Werk ausführen. Auf „ansehnliche Beförderung“ des Oberamts ward er in den Stand gesetzt, mehrere Jahre hindurch fast alle Fürstentümer Schlesiens zu bereisen und Materialien zu groß angelegten schlesischen Jahrbüchern zu sammeln. Als Vorbild schwebte ihm nach eigenem Geständnis Herodot vor. Aber diese auf mehrere Bände berechneten Jahrbücher, die teilweise schon druckfertig waren, sind unvollendet und ungedruckt geblieben. Der *Discursus politicus seu famularis prodromus novorum chroniconum ducatus Silesiae*, den Najo 1665 als Vorläufer des größeren Werkes vorausjandte, ist ein dreistes Plagiat aus Daniel Rapolds 100 Jahre früher geschriebener, damals noch nicht gedruckter einleitender Übersicht<sup>1)</sup>, und das größere Werk über die Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, das unter dem Titel *Phoenix redivivus* 1667 in deutscher Sprache erschien, ist mehr beschreibend als erzählend und zeigt bei allem Fleiße sehr wenig Kritik. Der Verfasser scheint doch mehr Begabung zum Dichter als zum Geschichtschreiber besitzen zu haben, und sein Buch, wenn es ihm auch persönlich den Adel eintrug, muß den Erwartungen wenig entsprochen haben, da keine Fortsetzung davon über die andern Fürstentümer erschien, obwohl Najo noch lange lebte und auch anderweit literarisch tätig war. Sohn eines Konvertiten, Zögling der Jesuiten, Dichter mit stark mythischem Zug, tut sich Najo keineswegs durch religiöse Polemik hervor, aber indem er die Reformation als eine geringfügige, vorübergehende Irrung hinstellt, die nun überwunden erscheint, wird er doch dem 16. Jahrhundert wenig gerecht. Sein

---

<sup>1)</sup> Siehe oben S. 2, 12.

Sinn für die geschichtliche Entwicklung ist noch mangelhafter ausgebildet als der seines Zeitgenossen Lucac<sup>1)</sup>. Er wird da weit übertroffen von Gottfried Ferdinand Buckisch (später geadelt von Buckisch und Lewenfels), auch einem Konvertiten, der in seinen „Schlesiſchen Religionsakten“ wenigstens für das Gebiet der Kirchengeschichte vortreffliches und reichhaltiges Material zusammengetragen hat, obwohl auch er sich so in die Breite ergeht, indem er ganze Flugſchriften, Denkschriften, Edikte nſw. in extenso aufnimmt, daß niemand sein fleißiges Werk zum Druck hat bringen mögen. In Abſchriften iſt es viel verbreitet und deſhalb von ſpäteren Darſtellern auch viel benutzt worden. Die ganze Epoche ſucht eben mehr in der Anhäufung als in der Beherrſchung des Stoffes ihr Ziel.

In dieſer Reihe iſt auch noch die vom Prälaten Fibiger bei St. Matthias in Breslau unternommene neue Ausgabe von Henels *Silesiographia renovata* zu nennen. Obwohl Henel an ſeinem Buche immerfort weiter gearbeitet hat, zeigen doch ſeine Manuſcripte<sup>2)</sup>, daß es ihm auf Durchdringung ſeines Stoffes, auf die Richtigkeit ſeiner Angaben, aber nicht auf die Erweiterung ſeines Werkes ankam. Was würde er geſagt haben, wenn er geſehen hätte, daß Fibiger die wenig mehr als 100 Seiten des Originals in ſeiner „renovierten“ Ausgabe auf jaſt 3000 Seiten ausgedehnt hat. Derſelbe hat außer ſeinen eigenen Zutaten noch die unter dem Namen *Silesia togata* von Henel verfaßte ſchleſiſche Gelehrtengeſchichte in dieſe *Silesiographia renovata* hineingearbeitet. Da

---

<sup>1)</sup> Näheres über Naſo bei Fibiger in Henels *Silesiographia renovata* Kap. VII S. 57, Runge, *Notitia historicorum* S. 93 f., Markgraf in der Allgem. Deutſchen Biographie Bd. 23 S. 261. Das Schickſal ſeines handſchriftlichen Nachlaſſes war ſchon Fibiger unbekannt.

<sup>2)</sup> Sie ſind größtenteils in der Breslauer Stadtbibliothek vorhanden, die *Annales Silesiae* in der Königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden. Seine Handſchrift iſt außerordentlich ſchwer zu leſen. — Näheres über Henels „Weiterarbeiten“ an ſeiner *Silesiographia* (ebenso wie an ſeiner *Breslographia*), ſowie über das Verhältnis der Fibigerſchen Bearbeitung zu dem urſprünglichen Werke gibt Markgraf in der Zeiſchr. d. Ver. f. Geſch. u. Altert. Schleſ. Bd. 25 S. 29 f. Fibiger, heißt es dort, hat „aus einem für ein größeres Publikum berechneten, im Geſchmacke der Zeit gut geſchriebenen Reſebuch ein unhandliches, nur durch ſein gutes Register brauchbar gewordenes Nachſchlagebuch gemacht“. Über Fibiger vgl. noch Runge, *Notitia historicorum* S. 88 f., Heyne, *Gefchichte d. Biſt. Breslau* I 73 ff.

der massenhaften, mit anerkennenswerter Sorgfalt und teilweise auch Kritik zusammengetragene Stoff eine verständige Einteilung und gute Register erhalten hat, so ist das Buch als Nachschlagewerk immerhin noch jetzt brauchbar, aber lesbar durchaus nicht. Eine religiöse Tendenz tritt in demselben nicht merklich hervor; sein Verfasser hat sich anderweit durch sein Werk „Das in Schlesien gewalttätig eingerissene Luthertum“ als ein eifriger Verteidiger seiner Kirche bewährt, wobei indes zu bemerken ist, daß die scharfen Ausfälle des Buches gegen den Protestantismus erst von dem Herausgeber, dem Jesuiten Johann Kugler, hinzugefügt sind. Endlich brachte die österreichische Zeit noch ein reines Quellenwerk, das aber groß anlegt ist und trotz seiner Mängel heute noch nicht entbehrt werden kann, die *Scriptores rerum Silesiacarum* von Friedrich Wilhelm von Sommersberg, Kämmerer und zuletzt Bürgermeister von Breslau († 1747)<sup>1)</sup>. Sommersberg führte das aus, was der Breslauer Ratsherr Ferd. Ludwig von Breßler († 1722) schon früher geplant hatte, aber durch einen frühen Tod auszuführen verhindert worden war<sup>2)</sup>.

Verläuft die schlesische Geschichte vom Beginne der kirchlichen Reaktion ab bis zum Tode der österreichischen Herrschaft in einem nie ausgeglichenen Widerstreit zwischen den Interessen des Herrscherhauses und denen des Landes, in einer unfruchtbaren Opposition

1) Einen Lebensabriß Sommersbergs gab die Schrift seines Schwiegersohns Ernst Samuel Sachs von Löwenheim „*Memoria . . . Friderici Guilelmi a Sommersberg*“, Breslau o. J. Vgl. auch Markgraf in der Allgem. Deutschen Biographie Band 34 S. 615 ff. Daß Sommersberg sein von der Zensur verstümmeltes Werk (siehe oben S. 10) später „entsprechend der mit der preussischen Herrschaft gekommenen Aufklärung“ („*selon la lumière présente*“) in einer zweiten Auflage vervollkommen wollte, bezeugt u. a. das von Grünhagen, Friedrich der Große und die Breslauer S. 11, angeführte Schreiben. Nach Runge, *Notitia manuscriptorum* S. 98, wurde im Leipziger Meßkatalog von 1732 ein von Sommersberg herauszugebender zweibändiger „*Abriß einer vollständigen schlesischen Historie*“ angekündigt, der aber nie erschienen ist.

2) Breßler hatte, nach Runge, *Notitia historicorum* S. 96, ein fünfbändiges „*Corpus Scriptorum Bohemicorum, Moravicorum et Silesiacorum*“ sowie ein mit französischem Text zu versehenes Bilderwerk zur schlesischen Landes- und Ortskunde „*Deliciae Silesiae*“ herausgeben wollen. In der Vorrede zu Band V des „*Atlas Historique*“ von Chatelain, Amsterdam 1719, wird Breßler als Mitarbeiter an diesem Werke genannt. Vgl. auch unsre S. 73.

der nur das beschränkte Provinzialinteresse im Auge habenden Ständevertretung gegen die sich immer steigenden und durch eine unzureichende Staatskunst dem in seinem Wohlstand zurückgehenden Lande nicht erträglich gemachten Anforderungen der Herrscher, ohne daß allmählich ein einigendes Band Schlesien fester mit der österreichischen Monarchie zu verknüpfen vermochte, so kann es nicht eben Wunder nehmen, daß auch die Geschichtschreibung etwas von diesem Charakter annahm. Schon Schickfuß hat ihr ein provinzialständisches Gepräge aufgedrückt, auch bei Lucae tritt daselbe deutlich hervor, und ihre Nachfolger vermögen sich nicht über diese Enge zu einem allgemeineren historischen Standpunkt zu erheben. Man führte die schlesische Geschichte in diesem Sinne sogar in den höheren Schulunterricht ein; so findet man z. B. in den Bibliotheken häufig dicke Hefte, die den Vorträgen von Chr. Rünge, Professor am Magdalenen-Gymnasium in Breslau († 1748) nachgeschrieben sind. Es kommt dazu, daß namentlich im protestantischen Lager der Sinn für die Zeiten vor der Reformation fast abgestorben war, weil die Verteidigung der durch sie errungenen religiösen Freiheit alle Kräfte und alle Teilnahme in Anspruch nahm und das Mittelalter als eine Zeit kirchlicher Verfinsternung ein sorgfältiges Studium nicht zu verdienen schien. Im Lektionsplan des Brieger Gymnasiums z. B. fand Geschichtsunterricht nur in Prima statt; er sollte „nach kurzer Durchgehung einer Universal-Historiae vornehmlich auf die *historiam superioris et nostri saeculi*“ sehen und den hierzu eingeführten „*Sleidanum cum continuatione ad a. 1697*“ brauchen. So erscheint das Betonen der eigenen Zeit ebenso für den Geschichtsunterricht wie für die Geschichtsforschung und Geschichtschreibung charakteristisch.

Sehr gut vertrug sich damit jene antiquarische Richtung, der wir außer der Fibiger'schen Bearbeitung von Henels *Silesiographie* die *Silesia numismatica* des Pastor Dederdeck, die *Olsnographie* und die *Schlesischen Curiositäten* des Gymnasialrektors Sinapius, die verschiedenen Schriften Kundmanns und die größtenteils ungedruckt gebliebenen Arbeiten des Rektors Martin Hanke und des Pastors Christian Ezechiel verdanken<sup>1)</sup>. Der Fleiß dieser Männer nötigt

<sup>1)</sup> Auch die 1711 erschienene, für die schlesische Urgeschichte immerhin verdienstliche „*Maslographie*“ von Leonhard David Hermann dürfte in diesem Zu-

uns die höchste Achtung ab. Daneben verraten die Liegnitzer Jahrbücher des Gottfried Thebesius sogar bei aller Breite und Umständlichkeit einen kritischen Sinn, der sich dem Verfasser durch das fleißige Studium der Urkunden geschärft hat. Den Blick der Fremden zog das Land zum erstenmal auf sich, als der Schwedenkönig Karl XII. auf der Höhe seiner Siegeslaufbahn sich seiner schlesischen Glaubensgenossen annahm und ihnen in der Altranstädter Konvention einen Teil der eingezogenen Kirchen wieder verschaffte. Damals schrieb der Halleische Professor Johann Ehrenfried Zischackwitz unter dem Namen Grenifus Ehrenfron eine Schlesische Kirchengeschichte „mit unparteiischer Feder“, die allerdings öfter ins Gegenteil umschlägt und eben deshalb das schon erwähnte Werk Fibigers „Das in Schlesiens gewalttätig eingerissene Luthertum“ hervorrief<sup>1)</sup>. Der Altorfer Professor Joh. David Köhler, wie Zischackwitz ein viel-schreibender Gelehrter, verfaßte die Schlesische Kernchronik, welche aber für die älteren Zeiten nur einen Auszug aus Lucas Denkwürdigkeiten bildet.

Da kam der junge Preußenkönig, riß Schlesiens vom österreichischen Kaiserstaate los, setzte an die Stelle der alten Privilegien und ständischen Rechte eine überlegene Staatskunst, brachte neues Leben in den erstorbenen Körper. Der Umschlag kam so gewaltig, die neue Art des Regiments und dazu die wiederholten Kriege nahmen die Geister so in Anspruch, daß sie lange nicht Zeit fanden, sich auf die Vergangenheit zu begeben. Als ruhige Betrachtung endlich möglich war, lag die Zeit vor 1740 als völlig abgeschlossene Vergangenheit vor den Augen, jetzt erst fand man einen objektiv historischen Standpunkt. Es ist bezeichnend, daß die erste lesbare

---

sammenhänge zu nennen sein. Über Martin Hante siehe den folgenden Aufsatz; über Ezechiel vgl. Markgraf in Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles. Bd. 12 S. 164—194. Die Schicksale der hinterlassenen Bibliothek Ezechiels und seiner wertvollen genealogischen Sammlungen behandelt J. C. Scheibel in Schles. Provinzialbl. Bd. 14 S. 134 f.

<sup>1)</sup> Eine sehr abfällige Beurteilung von Zischackwitz und seiner „dicken Unwissenheit in der Geschichte, die er zu beschreiben hatte“, gibt S. B. Klose in den „Neuen litterarischen Unterhaltungen“ Bd. I (1774) S. 10. R. Brode (Allgem. Deutsche Biographie Bd. 45 S. 444 f.) bezeichnet Zischackwitz nicht als „eigentlichen Geschichtschreiber“, sondern als Publizisten. Wegen seiner scharf polemischen Haltung wurde Zischackwitzs Werk 1711 auf kaiserlichen Befehl verboten.

Geschichte Schlesiens, die auch heute noch nicht des Interesses entbehrt, von einem nicht in Schlesien Geborenen, sondern von einem hierher verlegten höheren preußischen Beamten verfaßt ist, ich meine „Schlesien vor und nach dem Jahre 1740“ von dem Kriegs- und Domänenrat von Klöber, in zwei mäßigen Oktavbänden. Es ist kein offizielles Buch, aber unwillkürlich betrachtet der preußische Regierungsbeamte, wie Schlesien früher regiert worden war und wie es zu seiner Zeit regiert wurde, die geistige Entwicklung des Volkes und die materielle Entwicklung der Hilfsquellen des Landes unter der früheren und unter der gegenwärtigen Regierung, alles in wirklich historischem Sinne, wenn auch mit jener rationalistisch-philosophischen Färbung, die der Zeit eignet<sup>1)</sup>. Das Werk erlebte zwei Auflagen und lenkte die Augen der literarischen Welt auf das von dem ersten Herrscher seiner Zeit eroberte Land, sodaß sich eine eigene Literatur über dasselbe entwickelte, aus der hier nur auf die Schriften von Ranich, Zöllner, Schummel, von Cölln „Schlesien wie es ist“ und Anders „Schlesien wie es war“, nebst den Letters on Silesia von John Quincy Adams, hingewiesen sein mag.

Neben Klöber wendet der schlesischen Geschichte ein Gelehrter ersten Ranges für seine Zeit, der Freund und Gesinnungsgenosse Lessings, der Rektor Samuel Benjamin Klose<sup>2)</sup>, seine erstaunliche Arbeitskraft zu. Klose hat viele Jahre lang kritische Zeitschriften geleitet und wohl größtenteils selber geschrieben, und auch sein Buch über die Geschichte Breslaus: „Von Breslau. In Briefen“ — nach der Sitte der Zeit, ebenso wie Klöbers Werk, anonym erschienen —, welches sich, namentlich in seinen kulturgeschichtlichen oder literargeschichtlichen Partien, vielfach zur Geschichte Schlesiens erweitert, ist durch und durch kritisch gehalten. Aber der bedeutendste Fortschritt, der dem Buche seinen dauernden Wert verleiht, liegt in der Erweiterung und Vertiefung der Aufgabe des Geschicht-

<sup>1)</sup> Grünhagen (Allgem. Deutsche Biographie Bd. 16 S. 201 f.) sieht den „bleibenden Wert“ des Buches besonders in der „Darstellung der inneren Verhältnisse“ unter Friedrich dem Großen.

<sup>2)</sup> Vgl. H. Markgraf „Zur Erinnerung an Samuel Benjamin Klose 1730 bis 1798“ in Silesiaca, Festschrift d. Ver. f. Gesch. Schles. für C. Grünhagen, Breslau 1898 S. 1 ff. Über Klose als Schulmann siehe auch E. Maetjke in der Festschrift zur 50jährigen Jubelfeier des Realgymnasiums z. heil. Geist, Breslau 1899, S. 29 ff.

schreibers. Nach allen Seiten hin sucht Klose das Leben der Vergangenheit, wie es sich in Schlesien und zumal in seiner Hauptstadt gestaltet hatte, zu ergründen, und in dieser Absicht dehnt er das Gebiet der historischen Quellen in überaus fruchtbarer Weise aus<sup>1)</sup>. Er zieht nicht nur neben den alten Schriftstellern, den Chroniken und Annalen die Urkunden und Briefe in umfassender Weise heran, sondern er weiß auch die Verwaltungsbücher als höchst ergiebige Quellen zu benutzen, und es ist ihm kein auf schlesischem Boden entstandener gelehrter Traktat zu langweilig, das Lesen seiner Handschrift zu schwierig, um sie nicht für die Schilderung der geistigen Richtung ihrer Epochen zu verwerten<sup>2)</sup>. Seine Gestaltungskraft hält freilich mit seiner Gelehrsamkeit nicht gleichen Schritt, die journalistische Tätigkeit hatte ihn verwöhnt, ihm die Konzentrationskraft geraubt; so wurde sein Buch viel zu ausgedehnt, um lesbar zu bleiben<sup>3)</sup>. In drei Teilen, die aber sechs stattliche Bände anfüllen, hat er gleichwohl die Geschichte Breslaus nur bis 1526, bis zum Untergange der politischen Selbständigkeit des böhmischen Reiches, geführt<sup>4)</sup>. Die Annahme liegt nahe, daß diese Breite den Verleger, W. G. Korn hier selbst (1781—1783), bewogen habe, das Buch fallen zu lassen, obwohl das Manuskript des Verfassers

---

1) Markgraf a. a. O. S. 17: „Auf alles hat er geachtet; die Kulturgeschichte, die Wirtschaftsgeschichte, die Literaturgeschichte, die Religions- und Kirchengeschichte Schlesiens hat er zuerst angebaut, kurz, den Reichtum der inneren Geschichte Schlesiens hat er zuerst aufgedeckt. Das bleibt sein unvergängliches Verdienst.“

2) Ebd. S. 17: „Er ist der erste gründliche Kenner und Benützer des Stadtarchivs gewesen. Er hat die Handschriftensätze der vielen, schwer zugänglichen Bibliotheken so fleißig studiert, excerpiert, kopiert, wie niemand wieder nach ihm. Er las mittelalterliche Handschriften wie andere Leute Romane.“

3) Ebd. S. 15: „Indem er für die ältesten Zeiten alle Nachrichten späterer Schriftsteller noch einmal vorträgt, um sie dann kritisch zu beleuchten und zu widerlegen, beweist er zwar eine erstaunliche Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinn, kommt aber nicht immer dazu, dem Leser das, was nach seiner Meinung wirklich als historisches Ergebnis bleibt, deutlich vorzuführen, und verliert sich ganze Kapitel lang in kritische oder literargeschichtliche Untersuchungen, die auch wissenschaftlich gesinnte Leser ermüden, ein größeres Publikum aber völlig abschrecken, wenn sie auch mit vielem gelehrten Unsinn seiner Vorgänger aufräumen.“

4) Die „Darstellung der inneren Verhältnisse der Stadt Breslau v. J. 1458 bis z. J. 1526“ ist erst von Stenzel als Bd. 3 der *Scriptores rerum Silesiacarum*, Breslau 1847, herausgegeben worden.



bis zum Tode Maximilians II. ausgearbeitet<sup>1)</sup> im Stadtarchiv vorliegt. Aber eine Zeit, die einen Roman wie „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ in sechs Bänden, mit Inhalt für kaum einen Band, so genußreich fand, daß eine zweite und dritte Auflage davon — bei demselben Verleger — notwendig ward, wozu noch zwei Nachdrucke kommen, wäre doch auch in der Verfassung gewesen, noch weitere sechs Bände von Klose zu ertragen. Diesen hat der Abbruch seines Werkes so gekränkt, daß er keine Zeile mehr veröffentlicht hat, aber von seiner dadurch ungebrochenen Liebe und Tätigkeit für die Geschichte seines Vaterlandes zeugen noch jetzt 248 Bände Manuscripte seiner klaren, gleichmäßigen Hand in der Stadtbibliothek und im Stadtarchiv.

Klose, der 1798 starb, ist noch ganz ein Sohn des philosophischen, rationalistischen 18. Jahrhunderts; er hat die gewaltigen Erschütterungen, die der Geschichtschreibung unseres 19. Jahrhunderts einen ganz neuen Antrieb gaben, nur noch in ihren ersten Anfängen miterlebt. Auch der viel jüngere, erst 1784 geborene Karl Adolf Menzel<sup>2)</sup>, ein überaus fruchtbares schriftstellerisches Talent, der in seinem 21. bis 23. Jahre die topographische Chronik von Breslau in zwei Quartbänden und in seinem 24. bis 26. Jahre in drei Quartbänden eine Geschichte von Schlesien schrieb, der bekannte Verfasser der Geschichte der Deutschen und der Neueren Geschichte der Deutschen, beide in vielen Bänden, und noch vieler anderer Bücher, wurzelt wenigstens in seinen ersten Werken noch mehr in den Anschauungen des 18. als des 19. Jahrhunderts. Seine moralisierende Tendenz läßt ihn die Kraft der Empfindungen, Überzeugungen, Leidenschaften vergangener Zeiten und Völker weder hinlänglich erfassen noch würdigen; mehr Schriftsteller als gelehrter Forscher, bringt er den älteren Zeiten, die sich nicht so leicht veranschaulichen lassen, nur ein geringes Interesse entgegen. Der Wunsch, in Beurteilung der kirchlichen Streitigkeiten unparteiisch zu erscheinen, läßt ihn die Bedeutung derselben arg verkennen, wie

---

1) Kloses Darstellung bricht schon 1567 ab. Markgraf a. a. D. S. 19.

2) Einen ausführlichen Lebensabriß Menzels gibt Heinrich Wuttke an der Spitze der von ihm herausgegebenen nachgelassenen Schrift Menzels „Religion und Staatsidee“, Leipzig 1872. Vgl. auch Grünhagen in der Allgem. Deutschen Biographie Bd. 21 S. 380 f.

wenn er einmal sagt, der Verwirrung der Begriffe: „Kultus“ und „Religion“ sei bei weitem der größte Teil des Unglücks der neueren Geschichte zuzuschreiben; und doch ist gerade die neuere Geschichte Schlesiens bei ihm zu lesen noch immer nicht unnützlich. Die besondere Art, alle Erscheinungen des geschichtlichen Lebens unter allgemeine, leicht faßliche Gesichtspunkte der Beurteilung zu rücken, verbunden mit der glatten und doch lebhaften Erzählungsweise, gewinnen seinen Büchern über die Breslauer und die schlesische Geschichte noch jetzt manche Freunde. In der Tiefe geschichtlicher Auffassung sind sie längst überholt.

Nachdem durch die gewaltige Umwälzung der napoleonischen Zeit, namentlich durch den furchtbaren Druck des fremden Eroberers auf alle europäischen Nationen, die deutsche nicht am wenigsten, diese erst zu der wahren Erkenntnis gelangt waren, was die Nationalität für ein Volk bedeutet, erwachte eine leidenschaftliche Unabhängigkeit an dieselbe. In ihr bedroht, in der Gefahr, sie ganz zu verlieren, warf sich das deutsche Volk mit tiefster Erregung auf die Erforschung seiner Vergangenheit, und das Mittelalter, das man bis dahin, hier in Schlesien mit alleiniger Ausnahme Klojes, ziemlich geringschätzig als eine Zeit der Unkultur angesehen hatte erschien auf einmal in einer Lebensfülle, welche die wärmste Teilnahme und daher auch das eindringendste und umfassendste Studium verdiente. Johann Gustav Büsching<sup>1)</sup>, Schlesiens erster Landesarchivar, war auch der erste, der dieser Richtung Ausdruck gab. Mit der Sammlung aller im Lande verstreuten, in den aufgehobenen Klöstern herrenlos gewordenen wissenschaftlichen und künstlerischen Altertümer betraut, empfand er bald das lebhafteste Verlangen, das

---

<sup>1)</sup> Über Büschings Verdienste um die Begründung der großen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen Breslaus, des Staatsarchivs, der Königl. und Universitätsbibliothek und des Schlesiens Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, siehe Krusch in den Mitteilungen der k. Preussischen Archivverwaltung Heft 11 (Geschichte des Staatsarchivs zu Breslau) S. 5 ff., Staender in der Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Alt. Schles. Bd. 33 S. 1 ff., Seger in dem Jahrbuch d. Schles. Mus. f. Kunstgew. u. Alt. Bd. 1 S. 1 ff., Milkau in der Zeitschrift zur Feier des hundertjähr. Bestehens der Universität Breslau II S. 542 ff. Den von Büsching begründeten ersten schlesischen Geschichts- und Altertumsverein hat Markgraf ausführlich behandelt in „Der Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens“, Breslau 1896, S. 7 ff.

Beste davon weiteren Kreisen mitzuteilen. In Friedrich Heinrich von der Hagen fand er einen gleich tätigen Gesinnungsgenossen, und jüngere Kräfte, wie Kruse, Kunisch, Paritius, schlossen sich ihnen an. Um die Geldmittel zur Veröffentlichung der wichtigsten Denkmäler der Vergangenheit zu sichern, erließ Büsching im November 1818 einen Aufruf zur Bildung eines Vereins für schlesische Geschichte und Altertümer, dessen Mitglieder durch Zahlung eines Talers als Jahresbeitrag feste Abonnenten auf die zu veröffentlichen Schriften wurden. Obwohl der Verein nur bis 1825 bestand, hat er sich doch den Ruhm erworben, den Sinn für die vaterländische Vergangenheit angeregt zu haben, sodaß Werke wie Pöls Jahrbücher, Schweinichens Selbstbiographie, Eichenloers deutsches Geschichtswerk u. a. m. erscheinen konnten. Der Weg zur gründlichen wissenschaftlichen Erforschung der schlesischen Geschichte war betreten, und es hat den Männern, die ihn gebahnt haben, nicht an würdigen, sogar bedeutenderen Nachfolgern gefehlt.

Während Büsching doch mehr Sprachen- und Altertumsforscher war, trat ihm in seinem Kollegen und späteren Nachfolger Gustav Adolf Harald Stenzel ein Historiker im engeren Sinne zur Seite. Man kann Stenzel als den eigentlichen Begründer des wissenschaftlichen Studiums der schlesischen Geschichte bezeichnen, wenn man nicht doch Alose diesen Ruhm gönnen will. Stenzel hat ihr seine Arbeitskraft nicht ausschließlich gewidmet, aber da seine Amtstätigkeit am Archive ihn zu täglicher Beschäftigung damit nötigte, hat er doch sehr fruchtbringende Arbeiten darüber geliefert<sup>1)</sup>.

---

1) Ausführlicher und wärmer äußerte sich Markgraf über Stenzels Verdienste um die schlesische Geschichtsforschung in dem Aufsätze „Gustav Adolf Harald Stenzels Wirksamkeit und Bedeutung für die schlesische Geschichtsschreibung“ (Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles. Bd. 26 S. 395—417) und in „Der Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens“ S. 12—26. Eine umfassende Würdigung seiner menschlichen und wissenschaftlichen Persönlichkeit gab „Gustav Adolf Harald Stenzels Leben“ von seinem Sohne Karl Gustav Wilhelm Stenzel, Gotha 1897. Auf Grund dieses Lebensbildes feierte Felix Nachsahl (Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte Bd. 11 S. 1—31) in Stenzel „die markige Gestalt des ältesten Freundes Ranke's, des Begründers der wissenschaftlichen Erforschung des deutschen Mittelalters, des ersten wirklichen Geschichtsschreibers Preußens, eines der Väter verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlicher Forschung, des gründlichen Kenners des slawisch-deutschen

Die schon auf der Universität von ihm gelöste Preisaufgabe: „Über den Einfluß der Deutschen auf die polnische Kultur“ hatte ihn auf ein Gebiet geführt, auf dem er dann gerade hier in Schlesien die beste Gelegenheit hatte, eingehende Untersuchungen zu machen, dem er auch sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist: die Begründung deutschen Wesens im ehemals polnischen Lande. Neben der „Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutscher Kolonisten und deutschen Rechts in Schlesien und der Oberlausitz“ steht auch die Herausgabe der Bistumsurkunden und des Heinrichauer Gründungsbuches in engster Beziehung dazu, und in seiner „Geschichte Schlesiens“, die am Ende seines Lebens seine langjährigen Arbeiten zusammenfassen sollte, von der er aber nur den ersten Band hat vollenden können, ist auch gerade der Teil über die Entwicklung der inneren Verhältnisse der wertvollste.

In der Erkenntnis, daß die Sommersberg'sche Sammlung der schlesischen Geschichtsquellen für die Ansprüche der neueren Geschichtsforschung nicht mehr ausreiche, gab er unter demselben Titel *Scriptores rerum Silesiacarum* eine neue Sammlung heraus und suchte, zur Bestreitung der damit verbundenen Kosten in derselben Weise wie Büching im Jahre 1845 von neuem einen Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens ins Leben zu rufen. Diesen Verein in diejenige Richtung zu bringen, in der er allein eine für die Wissenschaft der schlesischen Geschichte ersprießliche Tätigkeit entfalten konnte, ihn zu einer Genossenschaft umzugestalten, deren Teilnehmer sich zu selbständigen Arbeiten über die Landesgeschichte vereinten, so wie es schon Klose vom 19. Jahrhundert erhofft hatte, gelang indes erst nach Stenzels Tode den Bemühungen Richard Röpells; der erstere betrachtete, so scheint es wenigstens, die schlesische Geschichte als ein ihm allein zustehendes Arbeits-

---

Grenzgebietes“. Stenzels Einleitung zu der „Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte usw.“ bezeichnete Nachzahl (S. 18) als „eine Sozial-, Wirtschafts-, Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Schlesiens, sowohl zur polnischen Zeit als auch in der Epoche der deutschen Kolonisation, wie sie großartiger und reichhaltiger vorher und auch lange nachher für kein andres deutsches Territorium geschrieben worden ist“. Über Stenzel als Archivar siehe Krusch, Geschichte des Staatsarchivs S. 76—288.

feld<sup>1)</sup>. So ist dann auch erst von Köppl der erste Band der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens im Jahre 1855, ein Jahr nach Stenzels Tode, herausgegeben worden. Es lag in der Natur der Sache, daß Köppl diese Arbeit später dem Nachfolger Stenzels am Archive, Wilhelm Wattenbach, überließ, und daß sie von diesem wieder auf seinen Nachfolger, Colmar Grünhagen, den jetzigen Vorsitzenden des Vereins, überging<sup>2)</sup>. Ist doch der Archivar von Schlesien der amtlich berufene Pfleger der Landesgeschichte. Wenn die schlesische Geschichte heute auf einen würdigen Standpunkt gebracht ist, so verdankt sie es doch wesentlich dem Glücke, daß vier Männer von solcher Schaffenskraft wie die genannten, Büsching, Stenzel, Wattenbach, Grünhagen, hintereinander das schlesische Staatsarchiv verwaltet haben.

Mit Hilfe des Vereins konnte dann auch das große Werk unternommen werden, das Stenzel schon geplant und Wattenbach vorbereitet hatte: die Herausgabe der Schlesischen Regesten. Dies für die älteste Geschichte des Landes erst sicheren Grund schaffende Wert ist ganz Grünhagens Arbeit; in drei Bänden ist jetzt bis zum Jahre 1300 jede Urkunde, die irgend welche Beziehung zu Schlesien hat, und jede chronikalische Notiz inhaltlich verzeichnet<sup>3)</sup>. Möchten

---

<sup>1)</sup> Gegen diese Auffassung Markgrafs, die auch in seinen späteren Arbeiten über Stenzel wiederkehrt, wendet sich Stenzels Sohn in dem oben erwähnten Lebensbilde S. 234 f., 275 f. Er findet, daß Markgraf die der Wirksamkeit Stenzels in Schlesien erwachsenen Schwierigkeiten zu wenig gewürdigt habe. Immerhin verleugne sich aber bei Markgraf „nirgends das Bestreben, der dem Verfasser innerlich fremden Persönlichkeit Stenzels gerecht zu werden“.

<sup>2)</sup> Über Köppl, Wattenbach und Grünhagen in ihrem Wirken für die schlesische Geschichtsforschung vgl. Markgraf, Der Verein f. Gesch. u. Altert. Schles. S. 27 ff. Krusch, Gesch. des Staatsarchivs S. 289 ff. Meimann, Über die Lehrtätigkeit Richard Köppls in den ersten 4 Jahren seines Breslauer Aufenthalts (Silesiaca S. 379 ff.), und: Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Köppl. Ein Nekrolog (Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles. Bd. 28 S. 461 ff.). C. Grünhagen, Wattenbach in Breslau 1855—1862 (Zeitschrift Bd. 32 S. 345 ff.). D. Meinardus, Zu Colmar Grünhagens Gedächtnis (Zeitschrift Bd. 46 S. 3—65).

<sup>3)</sup> In drei weiteren Bänden, Cod. dipl. Sil. Bd. 16, 18 und 32, haben Grünhagen und Konrad Wutke die Regesten bis 1333 fortgeführt. Zur Kritik der Regesten s. Schulte, Die Anfänge des St. Marienstifts der Augustiner-Chorherren auf dem Breslauer Sande, Groß Strehlitz 1906, S. 24—60.

es die Bearbeiter schlesischer Spezialgeschichten doch mehr beherzigen, daß alle Nachrichten aus ältester Zeit, die hier gar nicht erwähnt oder als falsch bezeichnet sind, auf geschichtliche Glaubwürdigkeit durchaus keinen Anspruch haben. Sie sollen endlich den alten Fabeltram beiseite werfen; wird ihnen doch in den Regesten unendlich viel reicheres und bei richtiger Verwertung interessanteres Material geliefert; das hat der Bearbeiter und Herausgeber der Regesten um die schlesische Geschichte wohl verdient. Ein anderes Unternehmen von grundlegender Bedeutung für die schlesische Geschichte, das ebenfalls schon Stenzel vorshawebte, ist durch die Unterstützung der Königl. Archivdirektion in Berlin ermöglicht worden, die Herausgabe der Lehn- und Besitzurkunden Schlesiens und seiner einzelnen Fürstentümer im Mittelalter. Wer die Zersplitterung Schlesiens in so viele Fürstentümer und den fast ununterbrochenen Wechsel des Besitzes infolge neuer Teilungen oder Wiedervereinigungen kennt, wird den Nutzen dieses Werkes, das in zwei Bänden alle hierauf bezüglichen Urkunden aus den in etwa 30 Archiven zerstreuten Originalen veröffentlicht, wohl zu würdigen verstehen. Auch diese Publikation hat Grünhagen, in Gemeinschaft mit H. Markgraf, bearbeitet.

Daran reihen sich Quellenveröffentlichungen in engeren Grenzen, wie die Bistumsregesten bis 1400, das älteste Rechnungsbuch der Stadt Breslau, der *Henricus pauper* genannt, das mit musterhaftem Fleiß kommentiert ist, das *Registrum Wenceslai*, die Hauptquelle unseres Wissens von der mittelalterlichen Geschichte Oberschlesiens, die Regesten der Stadt Brieg, die Quellen zur Geschichte der Hussitenkriege in Schlesien. Hatte die Bearbeitung des *Henricus pauper* Grünhagen so tief in die älteste Geschichte Breslaus hineingeführt, daß er 1861 der Universität zu ihrem Jubiläum namens des Vereins mit einem Buche über Breslau unter den Pflichten als deutsches Gemeinwesen gratulierte und dann die Stadtgeschichte auch unter den ersten Königen von Böhmen in verschiedenen Aufsätzen bearbeitete, so waren die Quellen zur Geschichte der Hussitenkriege wieder nur die urkundlichen Belege für ein ausführliches Buch über die Hussitenkämpfe der Schlesier, ein Buch, das nicht nur das grenzenlose Leid der traurigen Epoche schildert, sondern auch die bedeutamen Folgen darlegt, die für die

Stellung des deutschen Schlesiens zu dem tschechisch gewordenen Böhmen daraus hervorgingen. Gleichzeitig wandte er seine fleißige Feder auch dem wichtigsten Abschnitte aus der neueren Geschichte Schlesiens zu, der Losreißung des Landes vom habsburgischen Reiche und seiner Verbindung mit dem Staate der Hohenzollern. Auch hier hatte er zuerst in dem Buche über „Friedrich den Großen und die Breslauer“ nur die Hauptstadt im Auge. Erst nach langer Pause diese Studien wieder aufnehmend, erweiterte er sie über alle politischen, diplomatischen und militärischen Vorgänge des Krieges um Schlesien, und so entstand die zweibändige Geschichte des ersten schlesischen Krieges. Wohl sollten die Schlesier das warm und lebendig geschriebene Buch lesen, das ihnen ihr Vaterland in der Epoche zeigt, wo es die Augen der ganzen Welt auf sich zog und durch seinen Übergang an den preussischen Staat diesem den ersten Schritt auf der Bahn zur europäischen Großmacht ermöglichte. Wohl gewährt es das höchste Interesse, den großen Heldenkönig hier zum ersten Male den Genius seiner wunderbaren Natur entfalten zu sehen.

Wer so mehr als zwei Jahrzehnte hindurch — in täglicher Berührung mit den Urkunden und Akten — alle wichtigeren Abschnitte der schlesischen Geschichte bearbeitet hatte, war wohl vorbereitet, auch eine zusammenhängende Darstellung derselben zu unternehmen. Dieselbe ist in den Jahren 1884 und 1886 erschienen. In zwei mäßigen Bänden bis 1740 reichend, zieht das Buch gleichsam die Summe unseres jetzigen Wissens von Schlesiens historischer Entwicklung und zeigt, wie unendlich reicher gegen früher dies Wissen in unserem Jahrhundert geworden ist. Über die Schwierigkeiten der schlesischen Geschichte ist oft genug geredet worden, viel weniger über das Lohnende der Aufgabe. Hat das Land freilich nie den Mittelpunkt eines Staatswesens gebildet, so ist es doch groß genug, um die politische Entwicklung der sich ablösenden Perioden nach allen Seiten hin in sich abzuspiegeln. Es hat in der That eine eigene Geschichte, und den Mangel an großartigen äußeren Ereignissen ersetzt eine reiche innere Entwicklung. Mit Recht betont das Buch, daß die Geschichte Schlesiens eigentlich die Geschichte seiner Germanisation sei, und mit Recht sucht es die Bedeutung des Landes für das Deutsch-



tum im Osten festzustellen und zur Anerkennung zu bringen. Erst unter dem Einfluß der deutschen Kolonisation wird aus der polnischen Oderprovinz ein selbständiges Land, das weithin nach Osten und Nordosten das Deutschtum stützt. Aus diesem schöpft Schlesien seine Kraft, seinen Wohlstand, seine Bildung. Keine Reaktion, am wenigsten der tschechische Hussitismus, vermochte es in seinem Hauptteile wieder zu slawisieren. Gerade im Kampfe gegen die Hussiten lernt es deutsch empfinden; es kämpft das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch um sein Deutschtum und gewinnt in diesem Kampfe zuerst gemeinsame Institutionen und provinzielle Selbständigkeit innerhalb des böhmischen Staatskörpers. Als es 1527 eine Provinz der Habsburger wurde, hatte es seine ständische Verfassung schon ziemlich ausgebildet.

Besonders nach zwei Seiten hin ist die Zeit der habsburgischen Herrschaft von 1527 – 1740 zu schildern, nach der Behauptung der ständischen Rechte und der provinziellen Selbständigkeit gegenüber den Zentralisierungsbestrebungen der Herrscher<sup>1)</sup> und nach der Teilnahme an den religiösen Bestrebungen der beiden Jahrhunderte. Beide Seiten sind in Grünhagens Geschichte eingehender und unparteiischer, mit gerechterer Würdigung der Gegensätze geschildert, als je zuvor. Namentlich durch die letztere Eigenschaft gewinnt auch der zweite Teil einen Vorzug vor Heinrich Wuttke, der in seinem Buche über König Friedrichs des Großen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande, 1842 und 1843 in zwei Bänden erschienen, dieselbe Periode bereits gründlich durchgeforcht und eingehend und lebhaft geschildert hat, der aber seine antihabsburgische Tendenz überall durchscheinen läßt. Wer wollte nach Grünhagens Darstellung leugnen, daß Schlesien an dem, was jene Zeiten bewegte und erfüllte, den lebendigsten Anteil genommen hat, daß die während des Mittelalters hier gelegten Keime sich zu schöner Blüte und reicher Frucht entfaltet haben!

---

<sup>1)</sup> Diese sind jetzt eingehender als durch Grünhagen dargestellt von Felix Radschall, Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens vor dem Dreißigjährigen Kriege (Staats- u. sozialwissenschaftl. Forschungen Bd. XIII, 1), Leipzig 1894.



Wenn der Verfasser, der ja bereits, wie oben erwähnt, die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen ausführlich bearbeitet hat, in seinem dritten Bande <sup>1)</sup> auch erzählt haben wird, wie das Land nicht nur in seinen Einrichtungen, sondern auch in seiner materiellen Kultur und in seinem geistigen Leben mit dem preußischen Staate aufs innigste verwachsen ist, so werden ihm seine schlesischen Landsleute zu dem lebhaftesten Dank verpflichtet sein. Sie werden ihm sicherlich am besten danken, wenn seine Geschichte Schlesiens ihnen neue Anregung zu weiteren Arbeiten auf diesem Gebiete gibt; eröffnet sie doch, indem sie das von der Vergangenheit Geleistete zusammenfaßt, eine neue Bahn für die Zukunft. Denn wie der Acker immer reichere und bessere Früchte trägt, je sorgfältiger er bearbeitet wird, so auch das Arbeitsfeld der Geschichte; es erschöpft sich nie und lohnt immer. Möge es ihm hier in Schlesien nie an Männern fehlen, wie wir einen in Grünhagen ehren und feiern.

---

<sup>1)</sup> Statt dessen erschien: Schlesien unter Friedrich dem Großen von C. Grünhagen. Zwei Bände, Breslau 1890, 92.

## 2.

### Martin Hanke, einer der großen Rektoren des 17. Jahrhunderts, und seine Bedeutung für die schlesische Geschichtsschreibung \*).

Es mag auf den ersten Blick wenig verlockend erscheinen, sich mit einem alten vergessenen Rektor eingehend zu beschäftigen. Aber wenn man lange Jahre hindurch mit alten Büchern und Handschriften zu tun hat, wenn man hier und da untersuchen muß, welcher Wert ihnen noch für die wissenschaftliche Forschung unserer Zeit zukommt, so gewinnt man allmählich auch für ihre Verfasser ein persönliches Interesse. Und wenn man dann, durch die Bibliotheksräume gehend, ihre Bildnisse von den Wänden herabgrüßend anschaut und sogar des Vorzugs sich erfreut, sie als seine eigenen Vorgänger in der Hut der Bücherstätte ansprechen zu können, so wächst dieses Interesse allmählich zu einer Intimität, daß man sich über die Jahrhunderte hinweg ihnen als guten Bekannten nahe gerückt fühlt. Der Feder eines Kiehl hätte es wohl gelingen können, den poetischen Reiz eines solchen Verhältnisses zu schildern; ich will nur in bescheidener Weise das Bild eines der Männer, die mir durch die Menge ihrer hinterlassenen Manuskripte aus einem mir näher vertraut gewordenen Wissensgebiet erst Arbeit und dann Teilnahme abgenötigt haben, zu erneuern suchen.

Dieser Mann, Martin Hanke<sup>1)</sup>, entstammt einer jener zahlreichen Familien Oberschlesiens, die im 16. und 17. Jahrhundert, bis zu

---

\*) Vortrag, gehalten am 18. Januar 1901 im Wissenschaftlichen Verein zu Breslau.

<sup>1)</sup> Die Hauptquelle für seine Lebensgeschichte sind sein bis 1691 reichendes handschriftliches „Diarium vitae“ und seine Tagebücher für 1692–1709. Stadtbibl. Breslau Hdschr. R 2044 und 821 a.

der gewaltigen Durchführung der Gegenreformation in Oberschlesien und damit der Unterbindung seines Verkehrs mit den im geistigen Leben führenden Gegenden Deutschlands, im Landes-, Stadt- und Kirchendienst sowie in der geistigen Bewegung des schlesischen Stammes eine erheblich größere Rolle gespielt haben, als dies Oberschlesien nachher je wieder bechieden gewesen ist. Sein Vater, Magister Johann Hauke, Sohn eines Leobschützer Rats Herrn, hatte nach Bekleidung mehrerer Pfarrämter in Oberschlesien die Pfarre zu Borne im Neumarktschen erhalten; seine Mutter Agnes stammte ebenfalls aus dem Jägerndorfer Fürstentum und war die Tochter des Fulssteinschen Predigers Martin Wittich. Seine Geburt, am 15. März 1633, fällt in das verheerendste aller Pestjahre, die Schlesien erlebt hat. Dazu war der Feind im Lande. Da ging es knapp zu im Pfarrhause zu Borne, zumal die Frau Pastorin ihren Eheherrn mit 10 Kindern bejehnte. Indes wurde der Vater drei Jahre nach Martins Geburt an die Barbarakirche in Breslau berufen. So jung nach Breslau gekommen, konnte der Sohn später dieses wohl als seine Vaterstadt ansehen, lieben und rühmen. In jenen Zeiten eines noch unentwickelten Staatsgefühls nahm die Heimatsliebe in den Gemütern der Menschen einen besonders breiten Raum ein.

Seine Schulbildung erwarb er auf dem Elisabethgymnasium unter dem Rektor Elias Major<sup>1)</sup>. Er besuchte es 10 Jahre lang vom 3. Juni 1642 bis Michaelis 1652. Von der Art des Unterrichts erwähnt er in seiner Selbstbiographie nichts, zählt aber alle Schulfeiern auf, bei denen er, allein oder mit andern, in deutscher oder lateinischer Sprache, in Prosa oder in Versen redend aufgetreten ist. Die Zeit gab außerordentlich viel auf solche Übungen. Als Primaner predigte er auch einmal in seinem Heimatsdorfe. Außer dem genannten Rektor haben von seinen Lehrern einen literarischen Ruf erworben: Christoph Köler (Colerus), dessen dichterische Bedeutung von Max Hippe<sup>2)</sup> gewürdigt worden ist, Johann Geb-

<sup>1)</sup> Über diesen vgl. M. Hippe, Aus dem Tagebuch eines Breslauer Schulmannes im 17. Jahrhundert, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles. Bd. 36 S. 159 ff.

<sup>2)</sup> Christoph Köler, ein schlesischer Dichter des 17. Jahrhunderts (Mitteilungen a. d. Stadtarchiv u. d. Stadtbibliothek Bd. 5) Breslau 1902.

hardt aus Habelschwerdt, der erste Bibliothekar der Reh diger'schen Bibliothek<sup>1)</sup>, und zumal Johann Fechner, ein äußerst fruchtbarer Dichter, Besinger der Schönheiten des Riesengebirges, der aber nur die Sprache Latinus für wert hielt, seine poetische Begeisterung auszudrücken.

Schon im 14. Lebensjahre, als er seinen an Podagra leidenden Vater nach der damals von Tausenden besuchten Heilquelle des Dorfes Hornhausen bei Alfersleben begleitete, ließ dieser ihn unterwegs auf der Universität in Frankfurt a. O., das sie auf langsamem, aber sicherem Wege den Strom hinab zu Schiffe erreichten, das Depositionsexamen machen, um ihm später als Studenten die lästigen Quälereien der Fuchszeit zu ersparen. Die Ceremonien der damals noch allgemein üblichen Deposition, durch die der Fuchs erst zum wirklichen Studenten gemacht wurde, waren so tölpelhaft, daß sie allerdings ein naives Knabengemüt leichter ertrug, als ein schon etwas selbstbewußtes Alter. Alles Einschreiten der akademischen und staatlichen Behörden gegen die rohen Auswüchse des Studentenlebens wirkte auf das durch den unselig langen Krieg verwilderte Geschlecht nur wenig ein.

Seine Studien machte Haufe in Jena, wo er seinen älteren Bruder Johann<sup>2)</sup> schon als Magister vorfand. Zu der teilweise zu Fuß gemachten Reise von Breslau bis Jena brauchte er nicht weniger als 16 Tage, vom 3.—18. Oktober 1652. Als er am 2. März 1655 durch die Nachricht von der lebensgefährlichen Erkrankung seines Vaters nach Hause berufen wurde, dauerte die Reise bei den schlechten Frühjahrswegen beinahe vier Wochen.

Eigentlich zur Theologie bestimmt, warf er sich von Anfang an mehr auf philosophische und philologische Studien unter heut vergehenden Lehrern und beteiligte sich namentlich an den beliebten

<sup>1)</sup> Über diese siehe unten S. 37.

<sup>2)</sup> Derselbe hatte schon früher in Jena studiert und das Magisterium erworben und war dann als Hofmeister der Brüder Wilhelm und Friedrich von Rospoth aus dem Voigtland nach Wittenberg gegangen. Im Dezember 1652 kam er nach Jena zurück, um sich dort als Adjunkt in der philosophischen Fakultät zu habilitieren. 1658 wurde er Superintendent der Herrschaft Schönbürg zu Waldenburg in Kursachsen. Zu Beutha in derselben Herrschaft erlangte später noch ein anderer Bruder, Christian, die Pfarrstelle.

Disputierübungen. Gelegenheitsgedichte, zumal lateinische, zu machen, hatte er schon als Gymnasiast gelernt. Kein Wunder, wenn er am Ende seines vierten Semesters einem Gönner, dem Landsmann, Verwandten und Freunde seines Vaters, dem herzoglichen Kanzler Georg Franzke in Gotha, der ihm durch Empfehlungen und Einladungen von Anfang an große Freundlichkeit bewies, ihm auch einen Studienplan anordnete, welcher ihn über die Menge der Brodstudenten emporheben sollte, 1654 eine Centuria epigrammatum als erste Schrift widmet. So arm auch die Zeit an wirklich poetischer Stimmung war, so sehr gehörte doch die Kunst, Verse zu machen, zu den Erfordernissen der Bildung. Es herrschte ja auch vielmehr Kultur als Natur in der Dichtung. Es kam alles auf artigen Ausdruck an; hübsche Antithesen bildeten den Glanzpunkt der Dichtung, wie etwa:

Prodigus excessu, defectu peccat avarus.

Hic nihil expendit, colligit ille nihil.

Franzke, der kaiserlicher Pfalzgraf war, belohnte als solcher Hante mit dem Poeta laureatus, der Dichterkrönung. Er war wohl freigebig damit; er hatte auch den Vater und den älteren Bruder Johann damit geehrt, wie denn überhaupt die meisten Pfalzgrafen mit ihrer Befugnis so verschwenderisch umzugehen pflegten, daß fast alle, die reimen konnten, als Dichter gekrönt wurden. Martin suchte sich die Ehre nachträglich durch ein Bändchen „Deutscher Gedichte“, das 1656 in Jena erschien, zu verdienen, wenn es ihm auch nicht gerade gelungen ist, einen vornehmen Ehrenplatz im deutschen Dichterbain zu erobern. Seine Gedanken erheben sich nicht eben über die Trivialität des vorgelegten Mottos: „Es nützet und ergethet.“ August Kahlert<sup>1)</sup>, ich darf es nicht verschweigen, nennt seine Poesien sogar „voll von Geschmacklosigkeit“. Nur eine Probe:

An Einen Geizigen (LXII).

So oft ein Bettler kommt und bückt vor dir sein Haupt,  
Sprichst du: in diesem Land ist Betteln nicht erlaubt.  
Zwar ist es, wie du sagst: doch sollst du nicht gedenken,  
Daß dir verboten sey, den Armen was zu schenken.

<sup>1)</sup> Schlesiens Anteil an deutscher Poesie, Breslau 1835 S. 57 f.

Als Hanke im Frühjahr 1655 bei dem franken, aber noch einmal genesenden Vater weilte, erhielt er die Mittel zu einem gründlicheren Weiterstudium, indem ihm Franzke die Stelle eines Mentors bei einem jungen thüringischen Adligen, Gideon von Wangenheim, der die Universität Jena beziehen sollte, verschaffte<sup>1)</sup>. Kein junger Mann von Stande durfte damals ohne einen solchen Mentor die akademischen Studien betreiben und dann ihren Abschluß auf einer großen Reise durch die Kulturländer Europas suchen; das gehörte zur Etikette, und diese ward streng beobachtet. Viele junge Leute ohne Vermögen lernten so nach Beendigung ihrer eigenen Studien unter günstigen Umständen als Mentoren oder Ephoren fremde Universitäten und Länder kennen.

Zu dieser sogenannten „großen Reise“ kam Martin Hanke nicht. Er brachte mit seinem Zögling drei weitere Jahre in Jena zu, mit ihm im Hause des Theologen Christian Chemnitz behaglich lebend, jetzt mehr wissenschaftlich eindringenden Studien hingegeben, daneben disputierend, opponierend, respondierend und präsidierend, wie es die auf den Universitäten herrschende Zeitsitte verlangte, gelegentlich auch in der Stadt und Umgegend predigend. Er bestand im März 1656 als zweiter unter 18 Kandidaten sein Magisterexamen und erhielt, wiederum durch Franzkes Vermittelung, im Januar 1659 von Herzog Ernst dem Frommen, einem der verdientesten Förderer des deutschen Schulwesens, eine Berufung als Lehrer nach Gotha. Er sollte dort in einer Selecta oder einem Auditorium extraordinarium, wozu der Herzog einen Raum in seinem Residenzschlosse hergab, die vom Adel und die besten Schüler des Gymnasiums, bevor sie auf die Universität gingen, die Physicam, Ethicam, Politicam und Historiam lehren. Diejem ehrenvollen Rufe opferte Hanke sowohl die bevorstehende Reise mit seinem Zögling nach den Niederlanden, wie das Angebot einer Stelle als Adjunctus in der philosophischen Fakultät Jenas, die auch sein älterer Bruder Johann bis zu seiner Berufung in die

---

<sup>1)</sup> Einen guten Einblick in die Beziehungen Hankes auf der Universität Jena gibt sein die Jahre 1652 bis 1659 umfassendes Stammbuch, das — als Depositum des Vereins für Geschichte Schlesiens — auf der Stadtbibliothek Breslau verwahrt wird. Hier haben sich eine große Zahl seiner Studiengenossen, Freunde, Lehrer und Gönner verewigt.

Superintendentur der Herrschaft Schönburg in Kursachsen, im Mai 1658, gehabt hatte.

Zwar war der treue Gönner Franzke schon während der Verhandlungen gestorben, aber auch seine Witwe kam dem jungen Gelehrten, als der er nun schon galt, mit Freundlichkeit entgegen, nahm ihn in Wohnung und Kost und stellte ihm ihres Gatten reichhaltige Büchersammlung zur freien Verfügung. Er dankte dafür mit einem Panegyricus auf den verstorbenen Gönner<sup>1)</sup>. Auch der Herzog Ernst fand Gefallen an dem gelehrten, wohlredenden, pädagogisch begabten und gute Manieren zeigenden jungen Mann. Er übertrug ihm auf seinen Wunsch statt der Physik bald die Logik und Dichtkunst und gab ihm den Auftrag, ein geschichtliches Lehrbuch anzuarbeiten.

So ebneten sich in Gotha die Wege freundlich für den 26jährigen Hante. Aber er hatte ein treues Schlesiergemüt, in dem der Zug nach der Heimat jezt, wo er in der Fremde zu wirken anfang, sich doch lebendig regte. Als ihm im Mai 1661 der Rat von Breslau, daß er ja mit Recht als seine Vaterstadt ansehen konnte, durch seinen Vater eine Stelle am Elisabethgymnasium anbieten ließ, nahm er gern an. In der Lage, in der er sich befand, konnte er seine Bedingungen stellen; man sicherte ihm zu, daß er vornehmlich Historiam, Ethicam, Politicam Eloquentiamque Romanam doczieren sollte. Bei seinen Erwägungen über Annahme oder Ablehnung dieses Rufes schien ihm auch der Dienst in einer städtischen „Republik“, die stark genug sei, den Protestantismus für ihre Bewohner zu schützen, vor dem Dienste eines Fürsten den Vorzug zu verdienen, auch wenn dieser ein so ausgesprochener Freund des Schulwesens war, wie Herzog Ernst. Dieser war nicht in Gotha anwesend, als Hante um seinen Abschied bat; er ließ ihn ungern scheiden, verfügte aber, man solle ihn gegen seinen Willen nicht halten. Im September 1661 verließ Hante Thüringen, nachdem er neun Jahre in dem schönen Lande gewohnt hatte. Er hatte es in der Sommers-

---

<sup>1)</sup> Unter den von Hante der Rehderschen Bibliothek hinterlassenen Manuscripten findet sich auch ein Band *Eruditorum virorum epistolae manuscriptae*, der zum allergrößten Teile Briefe gelehrter Männer an Franzke enthält (Stadtbibl. Breslau Hdschr. R 822).

zeit öfter mit seinem Zögling durchzogen. Zum Abschied besuchte er noch einmal, hinauf reitend, „den Inselsberg<sup>1)</sup>, den höchsten Berg des Landes“. Nach fünfwöchiger Reise, auf der er sich die zwischen Thüringen und Schlesien liegende Welt noch einmal ansah, ehe er voraussichtlich für das ganze Leben sesshaft wurde, langte er in Breslau an, wo der Vater kurz vorher gestorben war. In der Widmung seines ersten größeren Buches hat ihm der Sohn ein von dankbarer Verehrung zeugendes Denkmal errichtet.

Schon im nächsten Jahre begründete Martin Hante einen eigenen Hausstand. Er erzählt in seinen Aufzeichnungen, er habe lange überlegt, ob es besser sei, zu heiraten oder ledig zu bleiben, bis er sich dann doch für die Ehe mit Theodora, der einzigen Tochter seines oben genannten früheren Lehrers Johann Fechner, der inzwischen Rektor des Magdalenengymnasiums geworden war, entschlossen habe. Er sei am 22. August 1662 zuerst zu deren Vetter, dem ersten Schöffentuhlnotar Chrysostomus Schulze, gegangen, um sich nach ihrer Erziehung und ihren „Qualitäten“ zu erkundigen, und habe nach befriedigender Auskunft diesen gebeten, zunächst eine Anfrage zu tun, ob seine Werbung willkommen sein würde. Nach fünf Tagen berichtete ihm Schulz, die Jungfrau „ließe ihr seine Person belieben“, und der Vater habe keine Ursache, sie ihm zu versagen. Darauf holte er sich am nächsten Tage bei feierlicher Versammlung der ganzen Verwandtschaft das Jawort; die förmliche Verlobung mit schriftlichem Vertrage fand erst am 11. September statt. Am 20. Oktober gingen die Brautleute zum Abendmahl und am 31. machten sie Hochzeit, wozu die ganze Kollegenchaft der beiden Gymnasien in lateinischen und deutschen Gedichten Glück wünschte. Zu den Gepflogenheiten der Zeit bei solchen Gelegenheiten gehörten auch Spielereien mit den Namen; so brachte einer glücklich heraus, daß eine Versetzung der Buchstaben in Martinus et Theodora den Satz Durat amor honesti ergebe.

Sie führten eine lange und zufriedene Ehe. Die ersten zwei Kinder starben früh, die beiden späteren blieben ihnen erhalten. Die Frau überlebte nach 47-jähriger Ehe den Mann. Da er in

---

<sup>1)</sup> Inselsberg, im nordwestlichen Teile des Thüringer Waldes.



seinem schon früher aufgesetzten Testamente seiner Frau die Hälfte seines Vermögens und jedem Kinde 3500 Rtlr. vermachte, was eine Verlassenschaft von 14000 Rtlr. darstellt, so ist zu sehen, daß er für sein geldarmes Zeitalter nicht in schlechten Verhältnissen gelebt hat. Man merkt auch aus Äußerungen seiner Tagebücher, daß er trotz einer ungeheuchelten Frömmigkeit und eines lebhaften Sinnes für die Wissenschaft doch auch auf die irdischen Güter des Lebens großen Wert legte und sie mit zäher Beharrlichkeit erstrebte<sup>1)</sup>.

Seine amtliche Laufbahn verlief sehr einfach. Gleich als 3. Professor in das Lehrerkollegium des Elisabethans eingetreten, stieg er allmählich auf, wurde 1681 Prorektor und 1688 nach dem Tode des Rektors Elias Thomae dessen Nachfolger. Das Rektorat des Magdalenanums hatte er einige Jahre früher, beim Tode seines Schwiegervaters, abgelehnt. Von 1670 ab bis zur Erlangung des Rektorats verwaltete er auch die v. Reddigerische Bibliothek, die in einem Anbau an die Elisabethkirche untergebracht war und von einem Kollegen des Gymnasiums verwaltet wurde<sup>2)</sup>. Von seinem Interesse für die schöne, namentlich durch ihre Handschriften und Ausgaben der klassischen Schriftsteller damals hochberühmte Bibliothek zeugen nicht nur mancherlei noch erhaltene Katalogarbeiten, sondern auch das Vermächtnis seines ganzen literarischen Nachlasses, davon zeugt ferner eine Menge von gelehrten Büchern, deren Herkunft von ihm durch ein bescheidenes M. S. am Schlusse mit der Devise „Aeternitatem cogita“ verbürgt wird. Mit dem Bibliotheksamt war übrigens auch die Aufsicht über die Buchhandlungen der Stadt und die Handhabung der Zensur verbunden.

Das Elisabethgymnasium wurde unter Hantke wieder eine berühmte und stark besuchte Lehranstalt; es kam in 6 Klassen auf eine Zahl von mehr als 400 Schülern, die Prima hatte regelmäßig über 100, zuweilen fast 150 Schüler. Es wäre wohl von Interesse, die solcher Schülermenge gegenüber angewandte Lehrmethode zu be-

1) Über Hantkes letztwillige Stiftung von 275 Tlr. schles. zur Verteilung der Zinsen an die Lehrer des Elisabethans vgl. Rudkowski, Die Stiftungen des Elisabethgymnasiums III S. 147 f.

2) Sie wurde 1863—65 mit den Kirchenbibliotheken zu St. Bernhardin und St. Maria Magdalena zur Stadtbibliothek vereinigt.

trachten, doch geben Haufes reichliche Aufzeichnungen gerade darüber keine Auskunft. Die Menge staute sich in der Prima, weil die Schüler öfter drei bis vier Jahre in dieser obersten Klasse sitzen blieben und dann nach Belieben abgingen, wenn sich durch Erlangung eines Stipendiums oder anderweitig eine günstige Gelegenheit für den Besuch einer Universität fand. Reiseprüfungen gab es noch nicht. Die Zucht scheint nicht immer streng gewesen zu sein. Das Waffentragen wurde wiederholt mit schwerer Strafe bedroht<sup>1)</sup>. Der Unterricht war sicher mehr akademisch als in unsern Gymnasien, es wurden teilweise Vorlesungen gehalten und nachgeschrieben; einige solcher Hefte haben sich erhalten. Nach einem teilte Haufe die Historia ein in „pragmatica, quae actiones, prosopographica, quae personas, genealogica, quae familias, chronologica, quae tempora, geographica sive cosmographica, quae loca, naturalis, quae corpora naturalia et eorum proprietates, mechanica sive technica, quae res artificiales“ und in die „notitia imperiorum, quae civitates ac respublicas describit. Posset eciam dividi in eam, quae de personis, de rebus et actionibus agit“. Wiederholt erwähnt er, daß er Kollegien privatim, das kann doch nur heißen: außerhalb der Schulzeit, gehalten habe.

Der Rektor des Elisabetans war zugleich Schuleninspektor der ganzen Stadt, hatte also ein mit reicher Arbeit, aber auch mit vielem Einfluß ausgestattetes Amt<sup>2)</sup>. Mit dem regierenden Räte der Stadt kam er in häufige persönliche Berührung. Haufe verwaltete sein Amt, obwohl er keinen kräftigen Körper hatte und im Alter oft an Podagra litt, bis in den Anfang seines 77. Jahres; er starb am 20. April 1709. „Einen der großen Schulrektoren des 17. Jahrhunderts“ nennt ihn Kämmer in der Allgemeinen Deutschen Biographie, und sicher mit Recht. Doch stelle man ihn sich trotz des spanischen Rohrs mit silbernem Knäuf, das ihm seine

---

<sup>1)</sup> Näheres über die Schulzucht auf dem Elisabetan um die Mitte des 17. Jahrhunderts bringt Hippe in Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles. Bd. 36 S. 167 ff.

<sup>2)</sup> Nach Andeutungen in seinen Tagebüchern scheint er sich mit dem Magdalensischen Rektor Christian Gryphius, den er Cyrius Graphintus nennt, schlecht vertragen zu haben. Er beschuldigt ihn unlauterer Konkurrenz bei der Bewerbung um das Rektorat und übelwollender Klatschereien.

Frau bald nach der Rektorwahl verehrte, nicht etwa als einen mit vorzugsweisem Herrschertalent begabten und im Leiten großer Scharen seine Befriedigung findenden Schulmonarchen vor. Diesen Eindruck von ihm erwecken seine ausführlichen Selbstanzeichnungen nicht; er war doch mehr ein Mann von Gelehrsamkeit, Geist, Geschmack — trotz seiner Gedichte — Wohlredenheit und urbanen Formen. Er gibt sich als eine gesellige, mit einnehmender Unterhaltungsgabe ausgestattete Natur. Seine Frau scheint viel fränklich gewesen zu sein. Geselligkeit am dritten öffentlichen Ort dürfte es für Leute seines Standes damals noch nicht gegeben haben. Geschlossene Gesellschaften, Vereine fehlten noch ganz. Aber er ward viel eingeladen; bei einigen verwitweten und vermögenden Damen war er ein häufiger, gern gesehener und vornehmlich wohl in der Unterhaltung gern gehörter Mittagsgast. Während der friedlichen Zeit, die man hier in Breslau in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verlebte, richteten sich die Bürger Gärten in den Vorstädten<sup>1)</sup> ein und gaben im Sommer gern ländliche Feste. Auch vereinigten sich Familien zu Wasserfahrten auf der Oder, hauptsächlich stromaufwärts; Treßchen war das beliebteste Ausflugsziel. Mit Proviant mußte man sich selbst versorgen. Wagenfahrten in die Umgegend lockten noch wenig; die Wege mögen zu schlecht gewesen sein. Die reichen Leute hielten sonst eher mehr Kutschen als heutiges Tages; denn Prunkliebe war dem Geschlecht, das sich kaum von den verheerenden Folgen des Dreißigjährigen Krieges erholt hatte, keineswegs fremd. Schon bei Besuchen in der Vorstadt bediente man sich gern des Wagens. Ratsherren, die sich besonderes Ansehen geben wollten, fuhren zu Wagen aufs Rathaus in die Sitzungen, manchmal von der nächsten Kuckucke aus<sup>2)</sup>.

In nähere Beziehungen kam Hanke später mit dem langjährigen Ratspräsidenten Johann Sigismund von Hannold, einem großen Sammler von Antiquitäten und Raritäten. Für Hannold war Hanke der

---

1) Bei Th. Schube, Gartenpflanzen in Schlesien im Zeitalter Ludwigs XIV. (Wissenschaftl. Beilage z. Jahresber. d. Realgymnas. am Zwinger zu Breslau 1910/11) S. 8, 32, 33, sind eine Reihe derartiger Vorstadtgärten angeführt.

2) Näheres über Ausflüge und Wagenfahrten in jener Zeit (auch unter Benutzung der Tagebücher Hankes) gibt Wendt, Breslauer Ausflugsorte in alter Zeit; Schles. Zeitung 1899 Sept. 21.

allzeit dienstfertige, Auskunft gebende Berater in gelehrten Dingen; er brauchte ihn als sein lebendiges Lexikon und verschmähte es auch nicht, sich Briefe an gelehrte Celebritäten in weiter Ferne von ihm aufsetzen zu lassen. Die gelehrten oder gelehrt scheinen wollenden Männer von damals führten eine ausgebreitete Korrespondenz über wissenschaftliche Dinge; man erkennt schier, wie sie die Zeit zu dieser zeitraubenden und meistens an sich wenig bedeutenden, aus der Zeit des Humanismus ererbten Schriftstellerei fanden. Aber diese mühsame Zeit fand sich auch mit einem so unbequemen Instrument zur Befriedigung der Eitelkeit ab.

Doch wir wollen hauptsächlich von Hanke als gelehrtem Bearbeiter der schlesischen Geschichte reden. Das ist er erst in den späteren Zeiten seines Lebens geworden; in den früheren hielten ihn die philologischen Studien fest. Sein erstes größeres Werk, um von den Dissertationen und Programmen zu schweigen, ist *De Romanorum Scriptoribus liber*, Lipsiae Laur. Sig. Görneri impendiis, 1669, 4<sup>o</sup>, also eine Literatur der römischen Geschichtsschreibung, nicht etwa in Form einer genetischen Literaturgeschichte, sondern in äußerlicher Aneinanderreihung alter Schriftsteller, die über römische Geschichte bis dahin geschrieben hatten, d. h. nicht nur der Römer selbst, sondern auch aller späteren gelehrten Bearbeiter der römischen Geschichte bis herab zu dem 1660 verstorbenen Johannes Freinsheim, dem bekannten Ergänzer der verlorenen Bücher des Livius und Curtius. Jeder Schriftsteller hat drei Abschnitte: Vita, Scripta, Judicia. Als Judicia werden nur die Urteile anderer zitiert, die Scripta so, daß man sieht, Hanke habe die Ausgaben wirklich vor sich gehabt. Dazu erschien 1674 noch ein zweiter Teil, der 50 früher übersehene Schriftsteller nachholt und noch andere Nachträge bringt. Es lohnt jetzt nicht mehr, hier anzuführen, was die großen Sammler und Kritiker dieser Zeit, die Morhof, Stolle, Struve, Fabricius u. a., über diese Bücher Hankses pro et contra geschrieben haben. Einige tadeln die gar zu unbefangene Benutzung früherer Arbeiten. So ungeschickt und trostlos uns heut diese Bearbeitungsweise erscheint, trug sie Hankses Namen doch bis nach Holland und England und brachte ihm einen Ruf nach Jena als Professor der Geschichte und Nachfolger des Johann Andreas Boze ein; er ließ sich aber in Breslau halten.

Daran schloß sich 1677 *De Byzantinarum rerum Scriptoribus* liber, ein stattlicher Quartband, der 50 Schriftsteller über byzantinische Geschichte von Eusebius bis Georgius Codinus Curiopalaes in derselben Weise, aber ausführlicher behandelt. Das Buch brachte dem Verfasser eine angenehme Unterbrechung in sein gleichmäßiges Leben. Er hatte den ersten Band seiner römischen Schriftsteller dem Breslauer Rat, den zweiten dem Herzog Ernst von Sachsen-Gotha gewidmet. Als nun der gelehrte Vater Lambek (Lambecius), der Präsekt der Kaiserlichen Bibliothek in Wien — bekanntlich gleich seinem Vetter Lukas Holstenius, dem Vorstand der Vaticana, einer der zahlreichen Konvertiten jener Zeit, die der Ehrgeiz in den Schoß der katholischen Kirche trieb —, einen die Bibliothek besuchenden Rechtsgelehrten aus Breslau fragte, ob Hantke nicht auch seinem Landesherren, dem Kaiser, ein Buch widmen wolle, fragte Hantke deswegen beim böhmischen Hofkanzler in Wien, Grafen Johann Hartwig Nostitz, dem offiziellen Vertreter auch der Schlesier am Kaiserhofe, an. Da Hantke dem Grafen durch den Kaiserlichen Rat in Wien Johann Albert Portner, mit dem er sich einige Jahre früher bei dessen wiederholten Besuchen in der Keddigerana angefreundet hatte, warm empfohlen worden war, fand er auch bei Nostitz freundlichste Aufmunterung. Er brachte also nicht nur die Widmung an den Kaiser durch den Grafen an, sondern bat diesen auch um seine Vermittelung beim Breslauer Rat, um eine ersehnte Gehaltszulage zu erlangen. Der Rat war aber schwerhörig, und im Verlauf der längeren Unterhandlungen luden Graf Nostitz und Portner unsern Freund nach Wien ein, mit dem Versprechen, ihm eine Audienz beim Kaiser zu verschaffen, wo er diesen selbst um Allerhöchste Empfehlung an den Rat angehen sollte. Hantke machte, als Graf Nostitz ihm eine offizielle Einladung dazu besorgt hatte, die Reise im Mai 1679<sup>1)</sup> und blieb fünf Wochen in Wien, von

---

1) Zur Reise von Breslau nach Wien und zurück brauchte die Post jedesmal 10 Tage. Die von Hantke aufgezeichneten Stationen mögen hier folgen:

1. Tag. Von Breslau über Ohlau bis Bärzdorf (bei Laugwitz, Kr. Brieg). 6 Meilen.
2. Von Bärzdorf über Grottkau nach Neiße. 5 M.
3. Von Neiße über Neuwalde nach „Neudek, zu der Polnischen Neustadt (Neustadt D.S.) gehörig“. 3 M.

beiden Gönnern überaus freundlich aufgenommen, von Kaiser Leopold in Laxenburg gnädig empfangen und beschenkt<sup>1)</sup>. Er lernte sehr viele Menschen kennen und besuchte alle Sehenswürdigkeiten Wiens. Er gefiel dem Grafen Rostitz, der ihn häufig einlud, so gut, daß dieser ihm sein Bedauern aussprach, daß er nicht katholisch sei; er würde sich besser zum Leiter der Hofbibliothek schicken als der eitle Lambeck. Mehr erzählt Hanke in seinen recht ausführlichen Selbstauszeichnungen über diese Unterredung nicht<sup>2)</sup>. Sein Biograph

4. Von Neudorf über Tropfowitz, Jägerndorf, Richten bis Bennisch. 5 M.
5. Von Bennisch über Hof, Bärn bis Giebau. 5 M.
6. Von Giebau über Olmütz, Prödlitz bis Wlischütz (?). 4 $\frac{1}{2}$  M.
7. Von Wlischütz über Wischau, Badendorf (?) bis Mönitz (bei Groß Seelowitz). 4 M.
8. Von Mönitz über Unterwisternitz, Nikolsburg bis zum „Posthaus in Österreich“. 5 M.
9. Von dort über Wilfersdorf, Gaunersdorf bis Wolfersdorf. 5 $\frac{1}{2}$  M.
10. Von Wolfersdorf bis Wien. 3 M.

#### Rückreise:

1. Von Wien bis Wolfersdorf. 3 M.
2. Von Wolfersdorf über Gaunersdorf, Wilfersdorf bis Nikolsburg. 7 $\frac{1}{2}$  M.
3. Von Nikolsburg über Nientzschitz bis Mönitz. 6 M.
4. Von Mönitz über Rausnitz bis Prödlitz. 5 M.
5. Von Prödlitz über Olmütz nach Sternberg. 5 M.
6. Von Sternberg über „Häusen“ (Deutschhausa), Braunsfeisen, Friedland bis Freudenthal. 4 M.
7. Von Freudenthal über Engelsberg, Würbenthal, Hermannstadt bis Zuckmantel. 4 M.
8. Von Zuckmantel über Ziegenhals, Langendorf bis Reize. 3 M.
9. Von Reize über Grottkau bis Laugwitz. 5 $\frac{1}{2}$  M.
10. Von Laugwitz über Ohlau, Märzdorf bis Breslau. 6 $\frac{1}{2}$  M.

<sup>1)</sup> Auf Grund dieser Audienz erging ein Schreiben, datiert Laxenburg 27. Mai 1679, an den Rat (Stadtarchiv Breslau FFF 2073c), in dem der Kaiser erklärt, er habe an Martin Hankses „Doctrin und guten Talenten ein sonderbahres gnädigstes Wolgefallen“ gefunden. Der Rat möge daher Hanke „mit einiger Consolation würdlichen bedenden“. Dieses Empfehlungsschreiben verschaffte Hanke endlich die gewünschte Gehaltszulage.

<sup>2)</sup> Graf Rostitz starb am 24. März 1683. Als er das Jahr zuvor im Interesse der damaligen Bischofswahl in Breslau gewesen war, hatte er Hanke freundlich zu sich eingeladen. Joh. Alb. Portner starb am 11. Februar 1687. Er verbrachte den Winter 1679/80, während in Wien die Pest herrschte, in Breslau, in häufigem Verkehr mit Hanke.

Jakob Brucker<sup>1)</sup> und nach ihm Kämmerl berichten zu Unrecht, daß man ihm die Bibliothek angeboten habe, wenn er katholisch werden wollte. Vielleicht hat er selbst in späteren mündlichen Erzählungen von der Reise Anlaß zu dieser Tradition gegeben. Er mag wohl gern davon gesprochen, überhaupt von ihrem Glanze gezehrt haben. War sie doch sicherlich das anregendste, ja aufregendste und ihn mit größtem Stolz erfüllende Ereignis seines sonst so einfachen Lebens gewesen. Sein Tagebuch ist für die Schilderung des damaligen Wiens recht ergiebig, wenn auch manche seiner Urtheile Verstimmung erzeugen können. Drei Regenten, pflegte er zu sagen, gebe es in Wien: Gewalt, Gnuß und Geld.

In der Einleitung zu den byzantinischen Schriftstellern hatte Haake noch eine dritte Sammlung über die deutschen Geschichtsschreiber in Aussicht gestellt; er kam aber nicht zur Ausführung dieses weitjchichtigen Themas. Was er seitdem noch gearbeitet hat, bejchränkt sich auf die schlesische Geschichte.

Er ist der erste Schriftsteller gewesen, der mit Aufbietung einer sehr großen Gelehrsamkeit, aber leider ohne einen auf das Wesentliche gerichteten Scharfsinn und ohne kritischen Geist die ersten Anfänge der schlesischen Geschichte genau zu untersuchen unternommen hat. Zuerst veröffentlichte er 1702 in Breslau bei Christian Bauch *De Silesiorum nominibus antiquitates*. Um die für ihn feststehende These eines deutschen Ursprungs der Schlesier zu stützen, sucht er auch ihren Namen aus deutscher Wurzel abzuleiten. Die ältesten Bewohner Schlesiens hätten, führt er aus, zu dem großen deutschen Stamm der Sueven gehört, teils Quadi teils Lygii bei den römischen Schriftstellern genannt. Ein Teil der Lygier habe Elysii geheißen. Diesen Namen habe eine spätere Zeit auf die Bevölkerung des ganzen Landes übertragen und ihn allmählich in Silesii, Schlesier verändert. Alle anderen bis zu seiner Zeit versuchten Erklärungen des Namens, von denen schon manche der Wahrheit näher kamen als die seinige, behandelt er unter Herbeiziehung einer großen Literatur ausführlich für und wider. Wer ein Interesse hat, sich einmal zu überzeugen, bis zu was für wilden Albernheiten eine nicht von sicheren Sprachgesetzen gezügelte Etymologierungsjucht

---

<sup>1)</sup> Siehe unten S. 52.



sich verirren kann, der lese das Buch. Um die Elyrier zu Deutschen zu machen, erklärt er sie als Erlyrier, Erlürier, Erlörier, d. i. Befreier, also als starke, tapfere Leute. Die Hygier sind ihm die Liegenden, die Vandalen die Wandelnden.

Das Buch ist eigentlich nur eine zu breit gewordene Einleitung zu dem noch in demselben Jahr erschienenen andern: *De Silesiorum majoribus antiquitates*, dem Versuch einer ältesten Geschichte Schlesiens bis zum Jahre 550 nach Christo. Über die allerersten Anfänge kann auch seine Phantasie nichts ersinnen; die Geschichte fängt erst an, als das große von Japhet abstammende Volk der Kelten sich über ganz Europa verbreitet hatte. Ein keltisches Volk seien die alten Germanen, und deren stärkster und kriegerischster Stamm seien die Sueven gewesen. Zu den Südsueven haben u. a. die Quaden gehört, zu den Ostsueven die Hygier. Daß die Hygier ein großes Volk gewesen, verbürge Tacitus, der unter ihren fünf Stämmen an vierter Stelle die Elyrier nenne. Sie haben in Niederschlesien gejeßen, die Quaden in Oberschlesien. Auf Grundlage vereinzelter Stellen alter Schriftsteller, mit denen er dann wieder neuere in buntem Gemisch zusammenwirft, bemüht er sich, ihre Geschichte in den ersten Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt zu konstruieren, bis er dann auf die Frage kommt, ob am Ende der Völkerwanderung in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, als von Osten her Slawen nach Schlesien eindrangen, die Quaden und Elyrier, sei es freiwillig, sei es gezwungen, das Land verlassen und sich dann unter andere Völker verloren hätten, oder ob sie sitzen geblieben und sich neben den neuen Ankömmlingen behauptet hätten. Hier spricht nun das letzte Wort sein deutscher Nationalstolz. Er findet in der polnischen und böhmischen Tradition, die auch so angesehene deutsche Schriftsteller wie Klüver und Goldast verteidigten, daß nämlich die Slawen das leer gewordene Land als alleinige Herren in Besitz genommen und es mit seinen Flüssen und Bergen in ihrer Sprache benannt hätten, eine slawische Überhebung, der die Deutschen entgegentreten müßten. Es sei eine Annäherung, wenn die Polen erklären, ihr Ausdruck *Slezaki* bedeute soviel wie *Advenae*, Ankömmlinge, und bezeichne demnach richtig die erst bei der neuen Germanisierung Schlesiens im 13. Jahrhundert einwandernden Deutschen. Wie sei der deutsche Name im



Landes Schlesiens untergegangen. Weil die älteren Schriftsteller dies zu wenig beachtet hätten, habe er den ältesten Abschnitt der schlesischen Geschichte mit aller Gründlichkeit neu bearbeitet.

Hanke schloß daran als dritten Teil eine Bearbeitung der von ihm als schlesisch-polnische Zeit bezeichneten Periode von 550 bis 1170: *De Silesiorum rebus ab a. Christi 550 ad 1170 exercitationes*, Leipzig 1705. Wie es in der ersten Hälfte dieses Zeitabschnitts bis zu Karl dem Großen eigentlich im Lande gewesen sei, könne man aus Mangel an Quellen nicht sagen; von Karl dem Großen bis zu Barbarossa hätten die Schlesier zwischen Polen und Deutschland hin und her geschwankt und bald polnischen Herzögen, bald deutschen Kaisern gehorcht. Jedenfalls seien die Schlesier in dieser zweiten Hälfte nicht so slawisch gewesen, wie in der ersten deutsch. In Barbarossas Zeit seien sie dann ganz deutsch geworden, wenn auch unter Fürsten aus polnischem Stamm.

Dieser durch alle drei Teile gehende nationalistische Zug seiner Geschichtschreibung ist für seine Zeit, der man einen hervorstechenden Nationalstolz nicht nachzusagen pflegt, doch überraschend, da er nicht auf naiver Unwissenheit beruht, sondern eine ausbündige Gelehrsamkeit anbietet. Er gibt den Büchern doch eine Bedeutung, die beachtet sein will. Wenn trotzdem das ganze Ergebnis grundverkehrt ist, so werden wir die Erklärung darin suchen müssen, daß im Grunde Hanke sich auf ein Gebiet gewagt hat, das ihm gar nicht lag, daß ihm praktisches Verständnis für die Wirklichkeit abging, daß er historisch zu denken und zu kombinieren gar nicht veranlagt war. Das zeigt schon sein endloses Verweilen bei diesen doch nur der Vorgeschichte Schlesiens angehörigen Epochen; in die Zeit, in der wirklich historische Quellen fließen, ist er gar nicht mehr vorgedrungen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese gelehrten Zufubrationen Hankes die schlesische Geschichtschreibung von den richtigen Bahnen, die ihre Begründer vor ihm, wie Cureus, Schickfus, Henel usw., mit leidlichem Verständnis für die Wirklichkeit eingeschlagen hatten, wieder ab, in die Irre führten. Die mit dem Humanismus erwachte Neigung, die heimische Geschichte an die der klassischen Welt unmittelbar anzuknüpfen und die Anfänge der schlesischen Dinge in erster Reihe aus den römischen und byzantinischen Schriftstellern zu

erforschen, verleitete ihn, die hierzulande in der Zeit vor der Völkerwanderung möglich geweienen Kultur- und Staatsverhältnisse völlig zu überschätzen. Das hatten allerdings auch schon andere vor ihm getan. Wollte doch z. B. ein so geistvoller Mann wie Johann Crato von Crafftheim etwa ein Jahrhundert früher in Breslau noch einige burgähnliche Gebäude entdeckt haben, die den Häuptlingen der Anaden zu Wohnungen gedient hätten<sup>1)</sup>. Aus dieser Überschätzung ist dann die Vorstellung entstanden, daß erhebliche Teile der schon zu politischem Leben entwickelten, ursprünglich slawischen Bevölkerung Kraft genug gehabt hätten, sich dauernd im Lande zu halten und neben und trotz der nun einmal nicht wegzuleugnenden slawischen Einwanderung ihre Eigenart so zu behaupten, daß sie — und nicht erst die in späterer Zeit einsetzende rückläufige Einwanderung deutscher Kolonisten — den deutschen Charakter des Landes bestimmt hätten. Hantke's Ansehen war groß genug, um diese phantastische Geschichtsauffassung für ein Jahrhundert in Geltung zu erhalten; hat sie doch sogar einen Mann wie Friedrich Wilhelm von Sommersberg in seiner Jugend zu einem Epos *Silesia ante Piastum* begeistert, das, in Claudianischer Manier von Arriovist, Marbod, Arminius ausgehend und mit Lech, Popiel und Piast endigend, die Vereinigung der Anaden und Slawen zu einem schlesischen Volke verherrlicht. Und wenn man später auch das Fortbestehen einer deutschen Bevölkerung in dem Umfange, wie es Hantke annahm, angesichts der in den geographischen Namen liegenden entscheidenden Zeugnisse für zusammenhängende slawische Besiedlung jahren lassen mußte, so suchte man doch, wenigstens für die Gebirgsgegenden, in denen man auf vorzugsweise deutsche Namen stieß, eine ununterbrochene deutsche Bewohnerchaft zu retten. Samuel Benjamin Klose glaubte daran; Johann Gottlob Worbis und Georg Samuel Bandtke stritten sich darum, und noch auf Gustav Freytag's empfängliches Schlesierngemüt übte diese Vorstellung Anziehungskraft genug aus, um ihn einen letzten Versuch ihrer Aufrechterhaltung wagen zu lassen. Aber nicht einmal soviel kann die geschichtliche Forschung zugeben, seitdem sie die wirklichen Quellen

---

<sup>1)</sup> Näheres hierüber in Markgraf's Ausgabe der Schriften von Stenusz; *Scriptores rerum Silesiacarum* XVII 91 ff.

der schlesischen Landesgeschichte zu verstehen und zu würdigen gelernt hat<sup>1)</sup>).

Die Hanke mit seinen Untersuchungen bis in die Zeit vordringen konnte, in der die urkundlichen Zeugnisse beginnen, war er mittlerweile ein Greis von über 70 Jahren geworden und gab die Fortsetzung auf. Wenn er noch Muße und Kraft zu weiterer Arbeit fände, schließt er die Vorrede, so sollte sie den schlesischen Biographien gewidmet sein. „*Nam Silesiorum vitae quid sunt nisi res Silesiorum?*“ Auch seine Arbeiten auf diesem Gebiet wurden von einem warmen und stolzen Standesgefühl getragen, das auch poetisch zum Ausdruck kommt.

Daß, o mein Schlesien, aus allen deinen Gränzen  
Dein altes Eigenthum, die deutsche Tugend glänzen,  
Daß ferner allezeit in wahrer Lieb und Treu  
Ein rechter Schlesier ein alter Deutscher sey.

Das Gebiet der schlesischen Biographien, namentlich der Gelehrtenbiographien, ist schließlich das einzige, auf dem Hanke Arbeiten noch immer nützliche Dienste leisten. Das Gebiet wurde im 17. Jahrhundert in allen Ländern und für Gelehrte aller Fächer eifrig angebaut, und auch für Schlesien hatte Hanke glänzende Vorläufer in Johann Cunrad und namentlich in Nikolaus Henel<sup>2)</sup>, dessen *Silesia togata* allerdings ungedruckt geblieben, ihm aber von des Verfassers Sohn Christian Friedrich Henel zur Verfügung gestellt worden war. Diese Bekanntschaft mit Henels Werk, das allerdings mehr Lobreden, *elogia*, als Biographien enthält, trieb Hanke bald nach seiner Rückkehr nach Breslau zu ähnlichen Studien an. Deren Frucht verwendete er in einer originellen Weise, indem er als *Professor Philosophiae practicae, Historiae et Eloquentiae* am Elisabethgymnasium bei den Rede-

---

<sup>1)</sup> Vgl. R. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II 373: „Daß aber in diesen östlichen Landschaften unter den Slawen eine altgermanische Bevölkerung sitzen geblieben wäre und in Sprache und allem andern sich so übereinstimmend mit ihren westlichen Stammesgenossen entwickelt hätte, daß sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert mit den von Westen her einwandernden Kolonisten leicht und vollständig verschmelzen konnte, diese Meinung kann niemand, der nur einigermaßen nachdenkt, aufstellen, verteidigen und gutheißen.“

<sup>2)</sup> Siehe oben S. 15. Über Cunrad vgl. M. Hippe in *Silesiaca*, Breslau 1898 S. 255.

jezten der Schule seine Schüler die von ihm ausgearbeiteten Biographien vortragen ließ. So redeten im September 1665 nicht weniger als 25 Schüler über ebensoviele Theologen, im Juli 1666 20 andere über ebensoviele Juristen; in den folgenden Jahren kamen je 25 Ärzte und Philosophen an die Reihe, und an diese schlossen sich dann noch einmal 20 Schriftsteller ohne Rücksicht auf die Fakultät. Bei diesen Übungen sollen die Schüler nicht nur ihr Gedächtnis üben und lateinische Beredsamkeit lernen, sondern auch durch Beispiele der Tüchtigkeit zur Nachahmung angespornt werden. Ob diese biographischen Übungen Anklang gefunden haben, verlautet nicht; sie mögen immerhin für die Redenden und Hörenden noch weniger langweilig gewesen sein, als manche andre der damals üblichen Themata, bei denen übrigens die Redner auch herdenweise auftraten; aber Hanke hat sie doch späterhin nicht weiter fortgesetzt.

Veröffentlicht hat er die Ergebnisse seiner biographischen Forschungen erst 1707 in den Büchern *De Silesiis indigenis eruditis* und *De Silesiis alienigenis eruditis*, in denen er 85 in Schlesien geborene und 16 außerhalb geborene und später hier heimisch gewordene Gelehrte aus der Zeit von 1150—1550 mit Zusammenstellung aller ihm erreichbaren Nachrichten bearbeitete, jede Biographie in die Abschnitte *Vita*, *Mors*, *Scripta* einteilend und die Biographien selbst nach den Todesjahren der Helden ordnend. Die Fortsetzung zum Druck zu bringen, erlebte er nicht mehr; seine Manuskripte gingen an die Kiedigerische Bibliothek über. Hier findet sich unter dem täuschenden Titel *Annales de Silesiorum rebus*<sup>1)</sup> noch größtentheils fertig ausgearbeitet in fünf Bänden die Fortsetzung von 1551 bis 1660, die G. B. Klose seiner Zeit mit Recht einer Abschrift wert erachtet und mit einem Register versehen hat. Diese schöne, bequem zu lesende Abschrift Kloses bietet jetzt in der Stadtbibliothek ein häufig benütztes Nachschlagewerk für die schlesische Personengeschichte. Eine weitere Fortsetzung von 1661 bis 1700<sup>2)</sup> ist in den Vorarbeiten stecken geblieben. Auch ist noch ein ziemlicher Foliant<sup>3)</sup> vorhanden, in den er diejenigen eingetragen hat, deren

---

<sup>1)</sup> Stadtbibl. Breslau Hdschr. R 774—778.

<sup>2)</sup> Hdschr. R 779.    <sup>3)</sup> Hdschr. R 783.

Todesjahr nicht ermittelt war, und die er deshalb in die Reihe nicht einordnen konnte. Als andere Zeugen Hantjeschen Sammel-  
fleißes sind noch zu nennen drei Bände: Monumenta Silesiorum  
intra Silesiam, Silesiorum extra Silesiam monumenta und Ex-  
teriorum intra Silesiam monumenta<sup>1)</sup>, sämtlich Grabchriften ent-  
haltend, denen sich dann noch Ehrentafeln: Silesiorum honoraria  
monumenta und Monumenta exteriorum intra Silesiam hono-  
raria<sup>2)</sup> anschließen.

Der Kultus der Persönlichkeit stand in diesem an politischem  
Leben verhältnismäßig armen Zeitalter in höchster Blüte. Wie  
einfach erscheinen unsere pompösesten Todesanzeigen gegenüber dem  
Gepränge der damals in Vers und Prosa, in Latein und Deutsch  
üblichen Trauerkundgebungen! Wie feierlich langweilige Reden,  
Predigten und Dichtungen wurden auch den Brautleuten dargebracht!  
So unzählig Viele sich in dieser Art von Literatur versuchten, so  
strebten doch alle Familien, die etwas darauf wenden konnten, da-  
nach, ihre Angehörigen von einem der berühmtesten oder beliebtesten  
Redekünstler gefeiert zu sehen. Nach dieser Seite dürfte Hantke zu  
seiner Zeit den ersten Rang in Breslau behauptet haben, obwohl  
er in Christian Gryphius, dem Sohne des berühmten Dichters, in  
Heinrich Mühlpsort, in seinem eignen Nachfolger im Rektorat Gottlob  
Kranz und andern recht gewandte Nebenbuhler hatte. Als Schul-  
rektor hatte er auch oft genug offizielle Veranlassungen, die Stadt  
Breslau selbst und ihre Leiter zu feiern. Dabei wurde natürlich  
mit pomphaften Worten nicht gegeizt, auch nicht immer vor der  
Geschmacklosigkeit Halt gemacht.

Gönnt Dir, o edle Stadt, Du Kleinod deutscher Erde,  
Der Kayser seinen Schutz, Gott seinen Gnadenschein,  
So wird Dein Präses stets Dir eine Sonne sein,  
Dein Rath und Rathhaus Dir zu einem Himmel werden.

Hantkes Gelegenheitsgedichte, Reden, „Monumente“ sind von  
seinem Sohne in den Einzeldrucken gesammelt und zu einem sehr  
stattlichen Foliobande vereinigt worden, den die Stadtbibliothek be-  
sitzt. Er enthält 213 Nummern, die sich allerdings auf ein halbes  
Jahrhundert verteilen; angehängt sind alle beim Tode des Ver-

1) Stadtbibl. Breslau Hdschr. R 782 a—c.

2) Hdschr. R 782 d, e. Über diese Monumenta siehe S. 50.

fassers auf ihn erschienenen Grabschriften. Vor allen Kollegen in der Literaturkunst seiner Zeit zeichnete sich Hanke in der Form der feierlichen Monumenta aus, die die Philologen jetzt Tabulae nennen; sie wurden noch nach seinem Tode so bewundert, daß der Sohn sie zu einem Bande vereinigt 1718 noch einmal veröffentlichte. Sie unterlassen es nicht, in die unbequeme Form eine oft überraschende Fülle von Lebensnachrichten einzuzwängen. Zwei Handschriftenbände seines Nachlasses können uns belehren, welche Mühe sich Hanke gegeben hat, die Personalien der Leute, die er feiern sollte oder wollte, möglichst reichhaltig zusammenzubringen. Das Formtalent vereinigte sich in ihm mit einem eigenartigen wissenschaftlichen Sinn, der vornehmlich auf die Feststellung biographischer Tatsachen gerichtet war.

Das zeigen noch manche andere Bände seines handschriftlichen Nachlasses; das zeigen auch seine *Vratislavienses eruditionis propagatores, id est Vratislaviensium scholarum praesides, inspectores, rectores, professores, praeceptores tabulis chronologicis comprehensi*, die 1701 zum Druck kamen. In diesen Tabellen verzeichnet er nach kurzen Einleitungen über das Breslauische Schulwesen im allgemeinen und die drei Schulen zu St. Elisabeth, zu St. Maria Magdalena und zum hl. Geist im besonderen, von der Reformation ab, d. h. vom Jahre 1525 bis 1700 Jahr für Jahr die Schulpräsidenten, d. h. die Mitglieder der Schulendputation des Rats, die Schulinspektoren, bestehend in den Pastoren und Rektoren zu St. Elisabeth, und die sämtlichen Lehrer der drei Schulen in der Weise, daß man Jahr für Jahr sehen kann, welche Klasse der oder jener Lehrer der drei Schulen gehabt hat. Hanke hatte sich diese Tabellen zuerst zu seinem eignen Gebrauche von 1660 ab angelegt und sie dann allmählich nach rückwärts bis 1525 erweitert. Gute Register machen sie für die Schulgeschichte sehr brauchbar<sup>1)</sup>. Sie wurden von dem Prediger bei Elftausend Jungfrauen Hieronymus Scholz bis 1763 weiter geführt und erschienen 1767 in zweiter Auflage. Sie schließen hier gerade mit dem Ein-

---

<sup>1)</sup> Durch Gustav Bauchs grundlegende „Geschichte des Breslauer Schulwesens in der Zeit der Reformation“ (Codex diplomaticus Silesiae Bd. 25, Breslau 1911) sind allerdings manche Angaben Hankes berichtigt worden.

tritt Samuel Benjamin Moses als Rektor der Schule zum hl. Geist in der Neustadt am 2. November 1763 ab. Handschriftlich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fortgeführte Exemplare besitzt die Stadtbibliothek mehrere.

Daß ein Mann vom Schlage Hantkes auch ein eifriger Numismatiker gewesen ist, wird nicht auffallen. In seinen Manuskripten finden sich fünf Bände Nummorum Inscriptiones, die mit den schlesischen Münzen beginnen, und einige kleinere Arbeiten. Die Numismatik verschaffte ihm wohl in erster Reihe die oben erwähnte Verbindung mit dem Ratspräsidenten Johann Sigismund von Hannold. Die später von seinem Sohne Gottfried Hantke der Stadt verkaufte Münzsammlung dürfte schon von ihm selbst zusammengebracht sein.

Wenn ich in meinen Mußestunden, die sich auf Jahre verteilt haben, Hantkes gedruckte und handschriftliche Bücher — es sind deren noch mehr, als ich hier zur Charakteristik des Mannes angeführt habe, da eben sein ganzer schriftlicher Nachlaß noch in der Stadtbibliothek liegt, — durchgelesen oder auch nur durchgeblättert habe, so hat mich immer die höchste Achtung vor dem unentwegten Fleiße und der literarischen Fruchtbarkeit des in einem arbeits- und verantwortungsreichen Amte stehenden Mannes erfüllt. Es hat mich auch manchmal ein Gefühl des Kleinmuts übermannt wollen, wenn ich, des eignen Fleißes mir bewußt, darauf kam, die eigne Leistung gegen die seine zu halten. Es sei mir nur deshalb erlaubt, hier davon zu reden, weil ich daran noch einen kurzen Hinweis auf die Art der damaligen wissenschaftlichen Arbeit, zum Unterschied von der unsrigen anknüpfen möchte. Es charakterisiert sich diese Epoche der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, der wesentlichen Friedenszeit nach dem Land und Volk erschöpfenden großen Kriege, wenigstens für unsere schlesische Heimat, in ihrer literarischen Produktion wesentlich als ein Zeitalter des geduldigen, emsigen Fleißes, des eifrigen Sammelns, meist noch in hergebrachten Bahnen, ohne lebendige Kritik und ohne den Drang neugealtender Schaffenskraft. Es war ein wesentlich gelehrtes, ein polyhistorisches Zeitalter, seine Geschichtsschreibung war noch immer eine vorzugsweise antiquarische. Ist es verwunderlich, daß ein solches Zeitalter mehr in die Breite als in die Tiefe gearbeitet hat, daß seine Schöpfungen mehr durch die Massenhaftigkeit des Materials als



durch den Wert der gewonnenen Resultate in die Augen fallen? Martin Hantke aber war ein Sohn dieser seiner Zeit und will als solcher verstanden und gewürdigt werden. Er ist ihr nicht vorausgeeilt, aber er hat ihren Besten genug getan und hat darum für alle Zeiten gelebt.

Er hat, wie ich gezeigt zu haben glaube, zu seiner Zeit Ehre und Ansehen verdienstermaßen reichlich genossen. Und als er am 20. April 1709 im hohen Alter von über 76 Jahren dieses zeitliche Dasein, das ihm zuletzt viele Beschwerden und Schmerzen bereitet hatte, mit der ersehnten Ewigkeit vertauschte, ward sein Leichenbegängnis mit einem Gepränge gefeiert, das selbst für diese dem Personenkultus so ergebene Zeit ungewöhnlich war. Sein Freund Kaspar Neumann, der Kircheninspektor und Pastor von St. Elisabeth, einer der größten Kanzelredner, die Breslau gehabt hat, hielt ihm die Grabrede über den Spruch, den er sich selbst auf seinem letzten Krankenlager ausgesucht hatte: Ich habe einen guten Kampf gekämpft usw. (2. Timotheus 4, 7—8). Sein Nachfolger im Rektorat Gottlob Kranz setzte ihm ein Monumentum, wie er es so vielen getan. Sämtliche Lehrer der drei Schulen widmeten ihm Gedichte, die von St. Elisabeth lateinisch, die von St. Maria Magdalena deutsch, die vom hl. Geist in beiden Sprachen. Auch die Schüler blieben nicht zurück. In der *Pietas auditorum ejus in primo ordine ultimorum* verherrlichten 133 Primaner des Elisabethans sein Andenken in ebensoviel kurzen lateinischen Gedichten, und auch die Primaner des Magdalensäums kondolierten in einem lateinischen und einem deutschen Gedicht. Dazu kamen noch nach hergebrachter Sitte Trauergedichte einzelner sowohl in Breslau wie von auswärts. Der gelehrten Welt vermittelten die *Acta eruditorum* in einem ausführlichen Nekrolog sein Ableben. In alle Gelehrtenlexika ging sein Name über, und Jakob Brucker verewigte in seinem 1747 zu Augsburg erschienenen „*Ehrentempel der Deutschen Gelehrsamkeit*“ auch seine äußere Erscheinung in einem guten Kupfer. Und heute? Zwar ist er eingesargt in dem großen Kirchhofe der Allgemeinen Deutschen Biographie, aber wer bleibt noch mit einiger Andacht an seinem Grabe stehen?

---



### 3.

## Über die Bildung einer historischen Kommission zur Verzeichnung der in der Provinz Schlesien zerstreuten Archivalien.

### Denkschrift

der Historischen und der Staatswissenschaftlichen Sektion der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur<sup>1)</sup>.

Es finden sich in den Tausenden von größeren und kleineren, städtischen und ländlichen Gemeinden, in den Schlössern des höheren und niederen Adels, in den Kirchen evangelischer und katholischer Konfession, sowie in den höheren Lehranstalten unserer heimatlichen

---

<sup>1)</sup> Nachdem in einer gemeinschaftlichen Sitzung der obengenannten Sektionen vom 23. Januar 1899 die Universitätsprofessoren Dr. G. Kaufmann und Dr. Mloys Schulte, sowie Staatsanwalt Dr. Keil über die Notwendigkeit der Verzeichnung zerstreuter Archivalien und die bezüglichlichen Bestrebungen in anderen deutschen Landesteilen berichtet hatten, trat ein Ausschuß zur weiteren Beratung der Frage zusammen. Aus den Verhandlungen dieses Ausschusses ging Markgrafs Denkschrift hervor. Aber die Veröffentlichung der Denkschrift und die Bildung einer historischen Kommission unterblieb, weil der Vorstand des Vereins für Geschichte Schlesiens nach anfänglichen Bedenken sich entschloß, die Verzeichnung seinerseits in die Hand zu nehmen. Der von der Königlich Preussischen Archivverwaltung und der schlesischen Provinzialverwaltung unterstützten Wirksamkeit des Vereins für die Verzeichnung hat Archivrat Dr. Konrad Wutke in aufopfernder Weise seine Arbeitskraft geliehen. Vgl. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. Bd. 35 S. 358 ff. (Eine archivalische Forschungsreise durch den Kreis Ohlau, Oktober bis Dezember 1899, von Konrad Wutke) und S. 379 ff., Bd. 39 S. 326, Bd. 41 S. 443 f., Bd. 43 S. 347. Die Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens. I. Die Kreise Grünberg und Freystadt, herausg. von Konrad Wutke (Codex diplomat. Silesiae Bd. 24) Breslau 1908. Teil II, enthaltend Kreis und Stadt Glogau, wird als Bd. 28 des Cod. dipl. Sil. in diesem Jahre 1915 erscheinen.

Provinz Schlesien noch eine unabsehbare Fülle von Zeugnissen für die geschichtliche Entwicklung unseres Landes.

Allerdings sind die nach ihrem Inhalt wichtigsten und für die historische Forschung ergiebigsten Dokumente des Landes in dem Königlichen Staatsarchive gesammelt, zu dem noch ergänzend das Archiv der Hauptstadt und das Diözesanarchiv hinzutreten; das meiste, was sich, von diesen größeren Sammlungen abgesehen, im Lande verstreut findet, kann an sich nur einen geringeren, weil in der Regel nur auf Örtlichkeiten oder Personen beschränkten, Wert beanspruchen. Dennoch ist es in seiner Menge von einer nicht zu unterschätzenden, jetzt in seiner Zerstreutheit und teilweisen Verborgenheit noch gar nicht bestimmt zu ermessenden Bedeutung, namentlich für die Erkenntnis der öffentlichen Rechtsverhältnisse, vornehmlich in Gemeinde- und Gutsbezirken, weiter aber für die Erkenntnis der geistigen und wirtschaftlichen Verhältnisse, sowie aller Seiten des gesellschaftlichen Zustandes.

Bei der durch die natürliche Beschaffenheit und die Art der Besiedelung bedingten Verschiedenheit der Teile unserer Provinz ist es eine unabweisliche Forderung, dieses Hilfsmittel zur Erkenntnis der schlesischen Eigenart nicht ungenutzt zu lassen.

So gut wie die in der Hauptstadt vorhandenen sind auch diese über das Land verstreuten Archive schon vielfältig mit mehr oder minderem Erfolg zu geschichtlichen Darstellungen benutzt worden, aber es ist das einesteils immer nur besonders Begünstigten möglich gewesen, andernteils ist es in der Regel nur in einer durch lokale Gesichtspunkte beschränkten Weise geschehen, während sich z. B. die öffentlich rechtlichen Verhältnisse doch nur auf der Grundlage ausgedehnter Vergleichung richtig verstehen lassen.

Gerade das, was in neuerer Zeit die Archive zu eifrig besuchten Arbeitsstätten gemacht hat, nämlich ihre Besetzung mit fachwissenschaftlich vorgebildeten und zur Bedienung des interessierten Publikums, innerhalb der vom Staate gezogenen Grenzen, amtlich angewiesenen Beamten, geht den lokalen Archiven selbst der größeren Provinzialstädte noch ab. Sie haben fast niemals einen mit ihrem Bestande vertrauten Verwalter, und archivalische Anfragen werden für den, der sie zu beantworten hat, in der Regel mehr zu einer Quelle der Verlegenheit und des Verdrusses, als des wissenschaftlichen Interesses.

Wenn daher das im Lande zerstreute, um es kurz zusammenzufassen, archivalische und historische Material eine seiner Bedeutung als zuverlässige Erkenntnisquelle entsprechende Verwertung finden soll, so muß vor allen Dingen eine Übersicht des Bestandes und Inhaltes geschaffen werden. Es wird sich dabei wahrscheinlich auch in Schlesien so, wie es anderwärts beobachtet worden ist, herausstellen, daß an vielen Orten mehr Material vorhanden ist, als die Besitzer selbst vermutet haben. Es ist eben nicht jedermanns Sache, sich um alte Pergamente, Papiere, Handschriften, Siegel, Inschriften und so weiter zu kümmern. Schon der unvermeidliche Staub hält viele ab, sie nur anzusehen; dann sind sie schwer lesbar und fordern zum Verständnis eine Vertiefung in frühere, für den gegenwärtigen Praktiker gleichgültige, oft freilich nur scheinbar unwichtige Verhältnisse. Häufig genug sind ihnen deshalb Räume angewiesen, die zu andern Dingen nicht mehr brauchbar erschienen, und in die man sich schon nicht gern begibt. Und liegt selbst an den Orten, wo man einen besonderen Archivraum hat, höchst selten alles archivalische Material vereinigt, wie sieht es erst da aus, wo das nicht der Fall ist! In wie wenig Verwaltungen sind die Archivalien, d. h. Urkunden und Akten, die nur noch eine geschichtliche Bedeutung haben, von der Registratur der laufenden Akten sorgsam getrennt! Wie vieles läuft deshalb Gefahr, wenn es in den Registraturen, für die nur das Lebende Recht hat, für „ausgestanden“ gilt und den Platz verengt, ohne hinreichende Prüfung makuliert zu werden! Je kleiner die Gemeinden, desto mehr wird die Gefahr wachsen, daß das alte und unlesbare Zeug beseitigt wird.

Dabei ist es noch eine Frage, ob mehr Archivalien durch vorschnelle Kassierung oder durch sorglose Aufbewahrung in ungeeigneten Räumen zugrunde gehen. Papier ist ein empfindlicher Stoff, und selbst das Pergament widersteht nicht dem zerstörenden Einfluß, den z. B. die Luft ungeheizter und ungelüfteter, oder nicht vollkommen trockener Räume ausübt. Wieviel wird durch Mäusefraß und ähnliche Ursachen zerstört!

Es ist also nicht nur eine Übersicht des Bestandes und Inhaltes der im Lande zerstreuten Archivalien von der Wissenschaft zu begehren, sondern auch die Sorge für ihre Erhaltung fordert dringend Maßnahmen.

Beide Forderungen gehen Hand in Hand. So lange die Besitzer von Archivalien eben nicht wissen, was sie besitzen, werden sie keinen Wert darauf legen und keine Sorgfalt auf die Erhaltung verwenden; wenn sie aber erfahren, daß ihre Archivalien zwar vielleicht nicht für sie selbst und ihre praktischen Interessen wichtig sind, aber doch für wissenschaftliche Zwecke nützlich und wertvoll erachtet werden, wenn ihnen Verzeichnisse davon gemacht werden, werden sie je nach ihrer Eigentümlichkeit sich entweder zu einer zweckentsprechenden Aufbewahrung und gelegentlichen Darbietung zu wissenschaftlichen Untersuchungen verpflichtet halten oder werden zur Abgabe an das Staatsarchiv sich bereit finden lassen, das sie bei solchem Vorgange nicht zwingt, auf ihr Eigentumsrecht zu verzichten.

Um nun diese beiden Zwecke der Gewinnung einer Übersicht über den Bestand und den Inhalt aller in der Provinz Schlesien vorhandenen lokalen, d. h. gemeindlichen und privaten Archive und der Sicherung ihrer Erhaltung zu erreichen, ist nach dem Muster anderer deutscher Landschaften der Gedanke der Bildung einer historischen Kommission für unsere Provinz angeregt worden.

Über die Aufgaben dieser historischen Kommission sei folgendes bemerkt:

Was zunächst die Archive größerer Provinzialstädte betrifft, so besitzen diese meist ältere Repertorien über ihre älteren Urkunden, die, wie die sogenannten Privilegienbücher, oft genug bis in das Mittelalter oder wenigstens das 16. Jahrhundert hinaufreichen. Für diesen Teil des Archivs wird es besonders darauf ankommen, festzustellen, ob der in den Repertorien verzeichnete Bestand noch vorhanden ist, und hinzuzufügen, was sich seit der Anlage der Repertorien noch weiter dazu gefunden hat. Die Erfahrung lehrt, daß in der Regel die Anlage der Repertorien weit weniger zu wünschen übrig läßt, als die Fortführung derselben. Dann ist mit Nachdruck darauf zu sehen, daß die Urkunden Behältnisse erlangen, in denen sie in derselben Reihenfolge untergebracht werden können, in der sie verzeichnet sind, und zwar so, daß nicht immer die ganze Ordnung gestört wird, wenn größere oder kleinere Partien zum Bedarf herausgenommen werden, daß also das Herausjuchen und Wiedereinlegen nicht immer mit lästiger Arbeit verbunden ist. Bei manchen Städten, wie z. B. Liegnitz, Löwenberg, Brieg, brauchten

die Repertorien nicht erst veröffentlicht zu werden, da sie schon Urkundenverzeichnisse publiziert haben; in diesen Städten käme es nur auf eine Nachlese an. Bei manchen andern Städten, wo Verzeichnisse erst zu veröffentlichen sind, könnten diese summarisch sein, falls die Urkunden ihrem wesentlichen Inhalte nach schon literarisch verwertet worden sind; nur müßten genaue Hinweise auf die in Frage kommende Literatur gegeben werden, und es müßte die Einrichtung der Archive beschrieben werden. Wieder an anderen Orten wird es völlig neuer Repertorien bedürfen. Auch von denjenigen Städten, die ihre Urkundensätze vor längerer oder kürzerer Zeit dem Königlichen Staatsarchiv in Breslau in Verwahrung gegeben haben, ist eine Veröffentlichung der Repertorien durchaus erwünscht.

Aber die Stadtarchive beschränken ihren Inhalt keineswegs auf Urkunden; einen sehr bedeutsamen Teil derselben bilden die sogenannten Stadtbücher, d. h. die von den städtischen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden in der Zeit der Selbständigkeit des städtischen Regiments geführten amtlichen Bücher<sup>1)</sup>. Deren Bestand ist festzustellen, und ihr Inhalt ist zu untersuchen, was namentlich bei den Büchern der älteren Zeit oft eine mühevolle, viel Fachkenntnis erfordernde, aber auch häufig sehr lohnende Arbeit nötig macht. Denn das Mittelalter hielt in seinen Büchern sehr selten die Materien streng auseinander. Es ist aber diese Arbeit keineswegs etwa bloß auf die Zeit des Mittelalters zu beschränken, sondern bis zum Ende der alten Einrichtungen zu verfolgen; die Stadtbücher spiegeln die Wandelungen der Formen des öffentlichen Lebens, das Aufsteigen, den Höhepunkt, den Verfall der städtischen Wirtschaft getreulich ab, namentlich wo sie sich so zahlreich erhalten haben wie in Breslau oder Görlitz. Auch in der Beschreibung dieser Bücher sind andere Landschaften, zuletzt die Nachbarprovinz Posen, unserer Heimat vorangegangen.

Die Formierung von Akten hat Schlesien im allgemeinen erst von der Preussischen Regierung, also nach 1740, gelernt. Aber es existieren wahrscheinlich überall aus der österreichischen Zeit noch

---

<sup>1)</sup> Vgl. Paul Nehme, Stadtbücher als Geschichtsquelle, Halle a. S. 1913. Derselbe, über die Breslauer Stadtbücher (Stadtrechtswissenschaften Teil II), Halle a. S. 1909. R. Zech, Quellen zur Geschichte der Stadt Görlitz, Görlitz 1909.

zahlreiche Verwaltungspapiere: da, wo die alte Ordnung nicht gestört worden ist, in Briefform zusammengelegt und zu verschnürten Paketen vereinigt, in neuerer Zeit auch oft auseinandergefaltet und sachlich oder chronologisch geordnet. Diese Akten sind nach den Bedürfnissen der modernen Geschichtsforschung zu ordnen, und mit ihnen ist alles Material zu vereinigen, das noch in den Registraturen liegt, nachdem es seinen Wert für die laufenden Geschäfte längst verloren hat. Sicherlich wird sich da mancher Papierstoß finden, der dem Praktiker belanglose Dinge zu enthalten scheint, der aber für die Geschichte der Wirtschafts- und Sozialverhältnisse sehr willkommenen Stoff bietet. Dem Aufheben wirklich wertloser Papiere soll dabei keineswegs das Wort geredet werden.

Es wird in den größeren und kleineren Städten der Provinz nicht anders ergehen als in der Hauptstadt, nämlich daß ein findiger und glücklicher Sucher an ganz unvermuteten Stellen in den Rathäusern, in abgelegenen Räumen, auf Böden und in Kellern wertvolles Material entdeckt, das im Drange eines Augenblicks dorthin geschafft, späterhin aus Bequemlichkeit dort geblieben und schließlich dem Gedächtnis ganz entrückt worden ist. Es kann dem sorgsamsten Verwalter ergehen, daß er von solchen an ganz unbeachtete Stellen geschafften Archivalien keine Kenntnis hat; es ist deshalb die Ansicht, als müsse man sich schämen, wenn durch einen Fremden etwas entdeckt würde, was man selbst nicht gekannt hat, durchaus abzuweisen. Auch in gut verwalteten Archiven hört man oft genug von unerwarteten Entdeckungen und freut sich im Interesse der Wissenschaft darüber<sup>1)</sup>.

Es sind deshalb durchaus gründliche, erschöpfende Nachforschungen in den Rathäusern und ihren Annexen nötig, ehe man sagen kann, was eine Stadt überhaupt an Archivalien, vornehmlich Urkunden, Büchern und Akten, besitze, und ehe man an die Beschreibung und Veröffentlichung des Bestandes gehen kann.

Bei den ländlichen Ortschaften wird der Ertrag in der Regel auf die von den Ortsgerichten geführten Bücher sich beschränken,

---

<sup>1)</sup> Ein Bericht von F. Jungnitz über „unvermutete Funde“, durch die das Fürstbischöfliche Diözesanarchiv zu Breslau seit seiner Eröffnung, 1896, bereichert worden ist, in „Schlesische Geschichtsblätter“ 1908 S. 13.

aber man findet auch zuweilen ältere Prozeßakten, die ein überraschendes Licht auf Verhältnisse werfen, deren Gedächtnis die Gegenwart bereits verloren hat. Wo Urbarien vorhanden sind, sind sie zu verzeichnen, und es ist Vorkehrung zu treffen, daß sie in gutem Zustande erhalten werden. Wo sie nicht mehr in den Händen sich befinden, in die sie gehören, ist dafür zu sorgen, daß sie wieder dahin gelangen. Man kann über diese Dinge gar nicht genug Material sammeln. Eine unparteiische und zuverlässige Geschichte der ländlichen Verhältnisse ist doch nur auf Grund eines sehr ausgedehnten Quellenmaterials zu schreiben, aus dem sich erkennen läßt, was hier oder da die Regel oder was Willkür war.

Sowohl in den Städten, wie in den Landgemeinden sind auch die Kirchen nach ihrem Bestande an Kirchenbüchern <sup>1)</sup>, an Kirchenchroniken und anderen etwa durch Zufall dorthin gelangten Archivalien oder chronikartigen Nachrichten zur Geschichte der Heimat zu untersuchen. Bei den katholischen Kirchen ist diese Arbeit auf Anordnung des jetzigen Fürstbischofs bereits im Gange und hat schon höchst erfreuliche Ertragnisse geliefert. Bei den evangelischen Kirchen ist ähnliches auch schon in Vorbereitung; auch hier dürften manche Kirchen ganz ansehnliche Schätze bergen. Das eine aber muß aus sachmännischer Erfahrung heraus mit Nachdruck betont werden, daß ungeheizte und selten gelüftete Kirchen sowie verschlossene und selten geöffnete Schränke ganz ungeeignet zur Erhaltung von Archivalien sind.

In den Städten bergen auch die gelehrten Schulen, namentlich die schon aus älterer Zeit stammenden, mancherlei für die Geschichte der Heimat verwertbare Schätze, namentlich an Chroniken, Stammbüchern, alten Matrikeln, Briefsammlungen usw., weniger wohl an Archivalien im eigentlichen Sinne. Sie sind ja in der Regel der Welt nicht so ganz unbekannt geblieben; desto leichter wird sich ihr Bestand feststellen und beschreiben lassen.

Größere Schwierigkeiten als bei den Gemeindearchiven werden sich bei den Privatarchiven ergeben, weil die Archive dort häufig auch die Familienpapiere bergen, deren Einsicht zu verwehren jeder-

---

<sup>1)</sup> Vgl. die Schrift: Die Kirchenbücher Schlesiens beider Konfessionen, herausgegeben vom Verein f. Gesch. u. Altert. Schlesiens, Breslau 1902.



manns gutes Recht ist, und in die über das etwa von den Besitzern gestattete Maß hinaus einzudringen durchaus nicht beabsichtigt werden soll, auch nicht Zweck archivalischer Forschung sein dürfte. Und doch kann die Untersuchung gerade dieser Archive einen die Geschichte der Heimat sehr erfreulich bereichernden Ertrag liefern, da es doch natürlich ist, daß die Familien, deren Vorfahren oft Jahrhunderte lang die Geschichte des Landes mit bestimmt haben, die mitten in den Geschäften der Landesverwaltung gestanden haben, die mit ihrem mehr oder minder großen Grundbesitz auch die zu diesem gehörigen Archivalien zusammengebracht haben, in ihren Archiven und Bibliotheken einen ihre politische Bedeutung widerpiegelnden archivalischen Schatz besitzen. Gerade diese Familien sind gemeiniglich in der Lage gewesen, die Zeugnisse der öffentlichen Tätigkeit ihrer Mitglieder, auch wenn sie zu größerem Umfange anichwollen, aufzubewahren, und sie sind auch in Folge eben ihrer mehr öffentlichen Stellung mit jenem historischen Sinn ausgezeichnet gewesen, der ihnen gebot, diese Zeugnisse nicht achtlos verkommen zu lassen, sondern schon im Interesse ihres Familienruhms für die Nachwelt zu erhalten. Dabei zeigt die anderwärts und auch hierzulande bereits gemachte Erfahrung, daß in jenen früheren Jahrhunderten, in denen der Begriff des Staates noch nicht so scharf entwickelt war wie heut, die Inhaber von hervorragenden Ämtern sowohl im Zivil- wie im Militärdienst häufig ihre Registraturen selbst hielten und deren Inhalt als ihr Eigentum betrachteten und vieles in ihren Schlössern ansammelten, was heutzutage in die öffentlichen Registraturen und später in die Archive wandert. Dazu kommt, daß in den Zeiten, wo es in vornehmen Kreisen Mode war, gelehrte Bücher zu sammeln und Schloß- oder Familienbibliotheken von oft respektablem Umfange zu errichten, gerade von den geistig angeregteren Herren auch wertvolle Handschriftenstücke erworben wurden, die dann häufig genug mit dem Wechsel des Geschmacks und der Sitte ganz in Vergessenheit geraten sind. Unsere nach allen Richtungen hin gerade auf das Sammeln und Veröffentlichenden der älteren Quellen der Wissenschaft ausgehende Gegenwart hat in solchen Schloßbibliotheken<sup>1)</sup>, schon manchen kostbaren

<sup>1)</sup> Das Muster einer stets sorgsam gehüteten schlesischen Schloßbibliothek schildert die Schrift von A. J. Endemann, Die Reichsgräflin von Hochbergsche

Schatz gehoben und hat den alten Geschlechtern für die Aufbewahrung desselben aufrichtigen Dank zu zollen gelernt.

Auch unsere vornehmen Geschlechter wären des Dankes ernster Männer sicher, wenn sie sich entschlossen, ihre Familienpapiere von den öffentliche Wichtigkeit beanspruchenden Archivalien und den sonstigen wissenschaftlichen Schätzen zu trennen, letztere verzeichnen zu lassen und sie innerhalb gewisser Schranken der Forschung zugänglich zu machen. Sollten die, deren Vorfahren zum Teil mitgeholfen haben, die Geschichte des Landes zu machen, nicht auch ein Interesse daran haben, daß diese Geschichte auf Grund ausreichenden Quellenmaterials dargestellt werde?

---

Majoratsbibliothek in den ersten drei Jahrhunderten ihres Bestehens (Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte Bd. 11), Breslau 1910.

---

## 4.

### Zur Geschichte der genealogischen Studien in Breslau\*).

Die folgenden Blätter verdanken ihre Entstehung der Anfrage nach einem der alten, vornehmen Geschlechter Breslaus, daß neben einer ganzen Reihe anderer schon vor längerer Zeit aus der Stadt ausgeschieden und in den Landadel übergegangen ist, und dessen Name in jüngster Zeit hier in Schlesien erloschen ist. Für die Beantwortung solcher Anfragen galt hergebrachter Weise als Quelle ein genealogisches Manuskript der Stadtbibliothek, meist als „Reichelsche Genealogie“ bezeichnet, das die Stammbäume von fast 500 Breslauer Familien enthält. Eine weitere Anfrage des königlichen Heroldsamtes in Berlin nach der amtlichen Glaubwürdigkeit dieses Manuskriptes führte zur Untersuchung seines Ursprungs, die ziemlich resultatlos zu verlaufen schien, bis ein eifriger Freund und Bearbeiter der schlesischen Genealogie, Herr Major a. D. Eduard von Fehrentheil und Gruppenberg<sup>1)</sup>, die Freundlichkeit hatte, mich darauf aufmerksam zu machen, daß sich im Besitze der freiherrlichen Familie von Tschirschky-Reichel in Schlang auch ein Manuskript mit Breslauer Genealogien befände, das als Original gelte. Da ich außerdem bei einem flüchtigen Besuche in der Warmbrunner Bibliothek ebenfalls ein Exemplar davon bemerkt hatte und sich auch in der Stadtbibliothek neben dem ersten noch ein zweites, wenn auch in der Ordnung der Familien ganz abweichendes Exemplar fand, so schien sich eine eingehendere Untersuchung wohl zu lohnen. Die Bitte an den Herrn Baron Mortimer von Tschirschky-

---

\*) Gedruckt 1879 in: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift Bd. III 353—363.

<sup>1)</sup> Über seine Verdienste, auch um die allgemeine genealogische Forschung, vgl. Schlesische Zeitung 1900 November 14.

Reichel, jetzigen Grafen Tschirschky-Kenard<sup>1)</sup>, mir die Einsicht in das Manuskript zu gestatten, wurde in der liebenswürdigsten Weise erfüllt.

Das fragliche Manuskript befindet sich in Schlanitz, einem unweit der Breslau-Schweidnitzer Chaussee, etwa 17 km südsüdwestlich von Breslau gelegenen Gute. Die Gegend beginnt bereits sanft zum Zobtengebirge aufzusteigen, und der Zobten selbst präsentiert sich von dem alten, ganz in französischem Geschmack mit engen Wegen und verzeichneten Hecken erhaltenen Schlosspark aus recht stattlich. Das Schloß, ein langgestreckter Bau aus mehreren Jahrhunderten, birgt in seinem reichen Inhalt auch die freilich nicht mehr bedeutenden Familienpapiere der alten Breslauer Familie Reichel<sup>2)</sup>, die ihren Ursprung bis in das 14. Jahrhundert hinauf führt. Das Gut Schlanitz wurde allerdings erst 1713 durch Hans Benedikt von Reichel, 1677 bis 1741, fürstlich schleswig-holsteinischem Obersten, erworben und ging beim Absterben männlicher Erben durch seine Enkelin Charlotte an deren Gemahl Karl Konrad Leopold Joachim von Tschirschky über, dessen Sohn Benno alsdann den Namen und Titel eines Freiherrn von Tschirschky-Reichel führte und auf seine Nachkommen vererbte.

Unter den auf die Familie Reichel bezüglichen Büchern, Urkunden und Briefen des Schlosses Schlanitz fand sich nun auch das gesuchte Manuskript. Dasselbe, ein mäßiger Folioband in schwachem, schon brüchigem Pergament, wie es eben das 17. Jahrhundert in viel geringerer Güte als die frühere Zeit zu fabrizieren pflegte, entbehrt eines Titels, trägt aber oben auf dem Deckel mit Goldbuchstaben aufgedruckt die Worte Albrecht von Reichel, darunter ebenfalls das Familienwappen mit einem aufrechtstehenden doppelt geschweiften Löwen in gewechselten Farben, der in den Vorderpranken eine Sichel hält, und wieder darunter die Jahreszahl 1677. Daß das Manuskript in diesem Jahre nicht bereits abgeschlossen und alsdann eingebunden, sondern vielmehr erst begonnen worden ist, zeigt, abgesehen von dem vielen leeren Papier am Ende, un-

---

<sup>1)</sup> Seit dem Tode des Grafen Tschirschky-Kenard, 1908, ist dessen Tochter, Euphémie Gräfin zu Eulenburg-Prassen, Besitzerin von Schlanitz.

<sup>2)</sup> Vgl. über die Familie Reichel (auch Reichell) Blazek, Der abgestorbene Adel der Provinz Schlesien (Siebmacher, Wappenbuch VI 8) Bd. 2 S. 100 f.

widerleglich der Umstand, daß die Eintragungen einer und derselben Hand über 1677 hinaus bis in die neunziger Jahre gehen. Der auf dem Deckel genannte Albrecht von Reichel war nach der Angabe des Buches den 23. April 1638 als Sohn Heinrichs von Reichel geboren und lebte in Breslau als Stadtmajor. Wie der Liber Magnus des Stadtarchivs<sup>1)</sup> ausweist, ist er den 3. September 1675 in den städtischen Dienst als Stadtwachtmeister eingetreten, mit einem Gehalt von 300 Rtlr. zu 36 Groschen, nebst Naturalbezügen an Korn und Holz, 8 Rtlr. 32 Groschen zum „Rockstück“ (also: Kleidergeld), Futter für sein von der Stadt geliefertes Dienstpferd und freier Wohnung. In Friedenszeiten scheint der Stadtwachtmeister selbständig an der Spitze des Wachtdienstes, der für die damalige Festung ja ziemlich umfangreich gewesen sein mag, gestanden zu haben; in Kriegszeiten, „bei auf dem Fuße stehender Miliz“, wie es 1675 der Fall war, hatte er den Oberstleutnant über sich und erhielt alsdann für die Mehrbeschäftigung 12 Taler monatlich Zulage. Die Stelle war somit für einen jüngeren Sohn einer Patrizierfamilie immerhin eine leidliche Versorgung.

Daß Albrecht von Reichel nicht nur Besitzer, sondern auch Schreiber des Manuskripts gewesen ist, läßt sich glücklicherweise dadurch erhärten, daß in einem Paket Familienbriefe in Schlang sich auch einige von ihm an seinen Bruder Heinrich, den späteren Ratsherrn, gerichtete befinden, deren Handschrift mit der des Manuskripts deutlich übereinstimmt. Daß wir ferner in dem Schreiber auch den Verfasser zu suchen haben, ergibt sich aus mancherlei Gründen. Zunächst ist es eine und dieselbe Hand, welche mit sehr geringen Abweichungen im Duktus, aber mit öfter wechselnder Tinte fast 20 Jahre lang Eintragungen macht, dieselben nachträglich wieder verbessert und erweitert, auch wohl einzelne Angaben, ja ganze Partien zurücknimmt und nach erhaltener besserer Auskunft durch neue ersetzt. So sieht man es beispielsweise bei den Familien Eben, Lindner, Uthmann-Schmolz usw.; bei letzterer ist der ursprüngliche Text überklebt und darauf eine neue Tabelle angelegt. Auch liegen noch jetzt im Buche einzelne Zettel mit genealogischen Angaben, die der Verfasser von den Beteiligten erhalten und dann

---

<sup>1)</sup> Stadtarchiv Breslau Hdschr. E 1, 5 fol. 622.

benützt hatte, besonders über gleichzeitige Personen, z. B. bei den Familien Sebiſch, Flaſchner, Uthmann, Kchdiger, Helmann und auch jenen durch den Band 11 der *Scriptores rerum Silesiacarum*<sup>1)</sup> bekannt gewordenen Schweidnizer Geſchlechtern der Commendorf und Scheps. Man erkennt alſo, daß der Verfaſſer, wie es ja auch bei einem ſolchen Buche natürlich und gar nicht anders möglich iſt, lange Zeit fortgeſetzt daran gearbeitet hat.

Gelegentlich verrät er etwas über ſeine Quellen. Da ſind zunächſt „Zohmgaertner, Magnizer und Barattowizer Briefe“, die allein ſchon auf einen Reichel hinführen könnten. Baumgarten und Magniz hatte der Vater Albrechts beſeſſen, jezt gehörten ſie dem zweitälteſten Bruder Heinrich, während Barottwitz, gleich den beiden andern ſüdlich von Breſlau gelegen, Eigentum des älteſten Bruders Adam Wenzel war. Auch „Koberwizer Briefe, die vor richtig zu halten ſind“, werden angeführt. Für die Verfaſſerſchaft eines Reichel ſpricht ferner die Bemerkung über Adam Dobſchütz, geweſenen Hauptmann zu Breſlau, geſtorben den 6. Dezember 1624. Auf deſſen Fahne ſeien „die 8 Wappen der Familien Dobſchütz, Kaminkſer, Warokſer, Kalinoffſky, Bachen, Schwarzen, Reichell, Banden abgebildet und die Namen, wie die Geſchlechter heißen, dabeigeſchrieben, aber der Reichell Wappen befinde ſich am unrechten Orte geſetzt, auch daß ihr (der Mutter des Adam von Dobſchütz) eine unrechte Mutter gegeben ſei, weil der Reichelin Mutter nicht eine Bandin, ſondern eine von Freiberg geweſen ſei“. Sonſt erwähnt er wiederholt Leiſenſteine oder Epitaphien in den Kirchen zu St. Eliſabeth, Maria Magdalena, Chriſtophori, Barbara, Matthias, Egidius und auf dem Dome, auch in Rothſürben, in Glaz uſw. Dann wird öfter Henels von Hennenfeld *Silesia togata*<sup>2)</sup> angezogen. Dieſe Sammlung von ſchleſiſchen Biographien des berühmten Hiſtorikers, der 1656 als Breſlauer Syndikus geſtorben iſt, konnte ihm nur handſchriftlich zugänglich ſein, denn ſie iſt ungedruckt geblieben. Auch ſtädtiſche Urkunden, Teſtamente und ähnliche Papiere, die zum größten Teile noch jezt vorhanden ſind, werden öfter als

<sup>1)</sup> Schweidnizer Chroniſten des 16. Jahrhunderts, herausg. von Schimmelpfennig und Schönborn, Breſlau 1878.

<sup>2)</sup> Vgl. S. 15. Markgraf in Zeiſchr. d. Ver. f. Geſch. u. Altert. Schleſ. Bd. 25 S. 35 f.

Quellen benützt. Bei Hans Mezler, dem hochverdienten Breslauer Rathsherrn und Förderer des Schulwesens aus der Reformationszeit († 1538)<sup>1)</sup>, der in heller Begeisterung für die anblühende humanistische Bildung selbst eine griechische Grammatik für die Jugend seiner Stadt schrieb, wird auf Grund einiger Schöppenbriefe gegen Henel opponiert, der ihm eine Lebe zur Frau gegeben hat; er habe vielmehr eine Auer gehabt. Für die ältesten Familien, wie die bis 1266 heraufgeführten Beyer, Banz usw. können nur die gleichzeitigen Urkunden, und für eben dieselben, wie für die übrigen ältesten Familien, die Bancke, Cindal, Cracow, Dompnig usw. muß auch der Liber consulum, d. h. die Ratslinie, das amtliche Verzeichniß der Ratmannen und Schöffen, welches von 1287 bis 1741 reicht<sup>2)</sup>, benützt worden sein; denn die meisten Angaben über sie können nur auf diese Quelle zurückgeführt werden. Es sind auch bei den Stammvätern dieser Familien immer die Jahre beigelegt, in denen sie Ratsmitglieder waren.

Die Hauptgrundlage für die Arbeit können natürlich nur die genealogischen Gelegenheitschriften gewesen sein, deren die damaligen Breslauer Bibliotheken allerdings noch nicht jene stattliche Menge besaßen, wie sie jetzt in der Stadtbibliothek vereinigt ist. Am ergiebigsten sind die Leichenreden, weil sie oft mit Biographien oder wenigstens Angaben über die trauernden Verwandten der Verewigten verbunden sind. Aber auch Trau- und Taufpredigten und Gelegenheitsgedichte jeder Art, nicht zu vergessen die Einladungsschriften zu akademischen Feierlichkeiten, liefern willkommenen Stoff, und es wird jedem Kenner des 16. und 17. Jahrhunderts bekannt sein, daß die Vorliebe für solche Gelegenheitschriften, deutsch und lateinisch, gereimt und ungereimt, meist in Folio und wenigstens in Quart, in allen Kreisen, die sich zu den Honoratioren rechneten, zu Hause war, ja daß die Bestellung und Abfassung derselben zum unerläßlichen guten Ton gehörte. Sie

---

1) Eine ausführliche Würdigung seiner Persönlichkeit und seines Wirkens gibt G. Bauch, Geschichte des Breslauer Schulwesens in der Zeit der Reformation (Cod. dipl. Sil. Bd. 26) S. 54 ff., 97 ff. u. ö.

2) Breslauer Stadtbuch, enthaltend die Ratslinie von 1287 ab und Urkunden zur Verfassungsgeschichte der Stadt, herausg. von H. Markgraf und D. Frenzel (Cod. dipl. Sil. Bd. 11), Breslau 1882.



erzielten eben die modernen Zeitungsanzeigen. Was sonst noch für Quellen, etwa ältere Sammlungen derselben oder ähnlicher Art, benützt, und inwieweit die Hilfe gleichzeitiger Gelehrten, die sich mit Genealogie beschäftigten, wie etwa Martin Hantke<sup>1)</sup> oder Christian Gryphius, herangezogen worden ist, das entzieht sich unserer Kenntnis. Von gedruckten Werken finde ich nur einmal Lucae<sup>2)</sup> und bei den Uthmann-Schmolz, von denen ein Zweig nach Sachsen gegangen war, die *Annales Annabergenses* des Paul Zenjins zitiert. Eine später noch zu erwähnende sehr ansehnliche Familien-Bibliothek stand unserm Verfasser allerdings zu Gebote; doch konnten die gelehrten Werke ihm nur sehr wenig Stoff für seine Arbeit liefern. Aber das Mitgeteilte kann auch hinreichen, uns von der Gründlichkeit und Zuverlässigkeit derselben eine günstige Meinung zu erwecken.

Frägt man nun, welche Familien in dem Reichelschen Werke Aufnahme gefunden haben, so bilden den Stamm, den wertvollsten, am ausführlichsten behandelten Teil desselben, Breslauer Ratsgeschlechter. Aber eine nähere Vergleichung von Reichels Werk mit der im *Codex diplomaticus Silesiae* Band 11<sup>3)</sup> auf Grund der Ratslinie gegebenen „Alphabetischen Übersicht der Ratsfamilien“<sup>4)</sup> ergibt doch, daß an jeder der beiden Stellen eine große Anzahl von Namen erscheint, die an der andern Stelle fehlen. Von den in der Ratslinie Verzeichneten fehlen bei Reichel einmal alle Zünftler, die teils vor, teils auf Grund der Ratswahlordnung von 1438<sup>5)</sup> in den Rat gelangten, aber auch von den patrizischen Ratsherren eine größere Anzahl, namentlich aus älterer Zeit. Bei diesen wird es wohl Reichel an genealogischem Material gefehlt haben; vielleicht hat er auch nicht gewußt, wie und wo er manche Personen des 13. und 14. Jahrhunderts, bei denen noch keine festen Familiennamen angeführt, sondern dem Vornamen nur Herkunfts- oder Gewerbebezeichnungen hinzugefügt waren, in seine Sammlung ein-

1) Über Hantkes genealogische Arbeiten siehe oben S. 47 ff.

2) Vgl. S. 11 f. 3) Siehe oben S. 66 Anm. 2.

4) Da Markgraf eine solche bei Abfassung seines Aufsatzes (1878/79) noch nicht besaß, hat er die Übereinstimmung des Namensbestandes zwischen dem Reichelschen Werke und der Ratslinie für größer gehalten, als sie tatsächlich ist. Dementsprechend mußte der Text des Aufsatzes geändert werden.

5) Cod. dipl. Sil. Bd. 11 S. XLI ff.

reihen sollte. Andererseits verzeichnet Reichel viele in der Ratslinie fehlende Personen, die, nach Breslau gezogen oder aus den breiten Volkschichten aufgestiegen, sich mit den Ratsgeschlechtern verschwägert haben, ohne selbst in den Rat zu kommen. Doch sind in den meisten dieser Fälle Reichels Notizen sehr dürftig und erstrecken sich nur über eine Generation.

Hat Reichel bei seiner Arbeit, wie oben angenommen wurde, die Ratslinie benutzt, so war seine Benutzung jedenfalls nicht erschöpfend. Manche Geschlechter hat er aufgenommen, ohne — selbst bei Geschlechtern des 17. Jahrhunderts — alle ihre in der Ratslinie erwähnten Mitglieder zu verzeichnen. Auch sind nicht alle in der Ratslinie den Namen beigefügten Notizen, besonders Todesangaben benutzt. Aber man darf Reichel hieraus keinen Vorwurf machen. Denn vielleicht hat er nicht das amtliche Exemplar der Ratslinie vor sich gehabt, sondern eine mehr oder weniger vollständige Abschrift, wie deren mehrere vorhanden sind. Ferner gestattet eine gerechte Kritik seiner Leistung überhaupt nicht, ihn, den Liebhaber und Sammler des 17. Jahrhunderts, mit demselben Maßstabe zu messen wie einen Forscher und Fachmann des 19. Jahrhunderts, dem sein wissenschaftliches oder amtliches Gewissen ebenso sehr die äußerste Vollständigkeit wie strengste Genauigkeit zur Pflicht machen.

Was die Einrichtung und Form der Genealogien betrifft, so sind sie nicht nach Art gewöhnlicher Stammtafeln abgefaßt, deren Hauptzweck ist, die Filiation möglichst schnell übersehen zu lassen, sondern es sind die einzelnen Namen in fortlaufender Reihe hintereinander behandelt, und die Filiation ist durch Herein- und Herausrücken und durch Linien, die mit A, B, C, D usw. zur Bezeichnung der aufeinander folgenden Generationen versehen sind, in völlig genügender Weise deutlich gemacht. Es wird dadurch der große Vorteil erreicht, daß man immer bequem bei einem und demselben Format des Papiers bleiben kann. Diejenigen Personen, die dem Verfasser unter die Hände gekommen waren, ohne daß er sie in die Verwandtschaft einzureihen vermochte, sind am untern Ende der Seite aufgeführt. Nur gelegentlich sind Wappen dazu gezeichnet. Je nach der Kenntnis sind die Angaben der Personalien bei den einzelnen Namen mehr oder minder umfangreich und berücksichtigen sowohl die Rang- wie Besitzverhältnisse; besonders ausführlich sind

neben den Reichels die Sebiſch, Uthmann, Rehdiger, Sauermann, Hengel uſw. behandelt. In der Reihenfolge iſt kein Prinzip zu entdecken; die Familien kamen dran, wie dem Verfaſſer eben die Materialien zur Hand waren, zuerſt die im 14. und 15. Jahrhundert blühenden Sachſ, an die ſich dann auf Seite 2 die Sachſ von Löwenheim anſchließen. Von dieſen hat ſich ſpäter der eine, Ernſt Samuel, wohl durch das Beiſpiel ſeines Schwiegervaters Friedrich Wilhelm von Sommersberg angeregt, auch als Hiſtoriker und Genealoge verdient gemacht durch ſein in Heſten erſchienenes Buch: Zur Geſchichte und Genealogie von Schleſien, Breslau 1785. Dann findet man zunächſt viele Familien, über die nur ſehr wenig zu ermitteln war; die Hauptgeſlechter ſtehen gerade am Ende, die Reichels machen auf S. 504—512 den Beſchluß; dann folgen noch eine Menge leerer Blätter und erſt am Ende des Buches ein Register.

Die Handſchrift iſt einfach, ruhig und ſehr deutlich, bleibt ſich auch in den verſchiedenen Jahren faſt ganz gleich. Über den Schreiber und Verfaſſer läßt ſich außer ſeiner oben angegebenen Beſtallung zum Stadtwachtmeiſter 1675 aus den Materialien des Stadtarchivs nichts ermitteln. Er bezeichnet ſich ſelbſt als Stadtmajor; wie und wann er ſpäter dazu avanciert iſt, iſt noch unbekannt<sup>1)</sup>. Er verheiratete ſich am 4. Oktober 1678 mit Suſanna Roſina Burckhardin von Löwenburg, die ihm am 1. April 1680 eine Tochter Suſanna Eleonora gebar. Eine fremde Hand hat ſein Todesdatum hinzugefügt; er ſtarb im 60. Lebensjahre am 22. Auguſt 1697. Dieſelbe Hand hat auch nachgetragen, daß er ſich noch das Jahr zuvor am 19. April 1696 in zweiter Ehe mit Maria Barbara von Roſenberg verheiratet hatte; ſie hat auch die Verheiratung ſeiner Tochter mit Samuel Balthaſar von Goldbach 1698 hinzugefügt. Das Todesdatum der erſten Frau iſt nicht angegeben<sup>2)</sup>. Wenn man daraus ſchließen möchte, daß der Verfaſſer

<sup>1)</sup> In den Stadtrechnungen (Stadtarchiv Hdschr. K 35) wird Reichel noch hiſ zu ſeinem Tode als Wachtmeiſter bezeichnet. In der Perſonalienſammlung des Archivs befinden ſich noch einige belangloſe Papiere a. d. J. 1682—93, meiſt Quittungen Reichels über die Zinſen eines von ſeiner Frau bei der Stadttrentammer angelegten Kapitals.

<sup>2)</sup> D. h. bei der Familie Reichel. Bei der Familie Burckhard von Löwenburg iſt es eingetragen: 10. November 1694. Reichels Schwiegervater, Hans B. v. L., war einer der Ratsherren von 1667. Vgl. den Aufſatz 6.

sein Werk in den letzten Lebensjahren liegen gelassen habe, so widerspricht dem der Umstand, daß er an anderen Stellen sicher bis 1695 und 1696 geschrieben hat; es bleibt nur die Annahme, daß der eifrige Genealoge seine eigne Familie, deren Genealogie er erst um 1690 niedergeschrieben zu haben scheint, später vernachlässigt hat; hat er sie doch auch erst an das Ende seines Buches gesetzt.

Wer nach des Verfassers Tode die Handschrift ererbt und außer den eben erwähnten auch noch an anderen Stellen Zusätze oder Nachträge, wohl auch gelegentlich Berichtigungen gemacht hat, ist nur durch Konjektur festzustellen. Da das Buch jetzt in Schlang sich befindet, so liegt am nächsten, an dem im Eingange genannten Meßsen Albrechts, Hans Benedikt v. Reichel, zu denken, der 1713 Schlang erkaufte hat. Aber bei ihm findet sich nur: Benedictus (nicht Johannes Benedictus, wie er richtiger heißt) v. Reichell. Natus zu Westensehe, 1677. 26. Mart. Stil. vet., und dann von der zweiten Hand: Verheirathet zu Breslau den . . . . . 1713 mit Fräul. . . . . geborene v. Schmetaw, woraus geboren d. 1. Mart. 1718 Godtfriedt Benedict. Also wäre er selber der Schreiber gewesen, wie hätte er den Namen seiner eignen Frau Maria Elisabeth als unbekannt auslassen können! Auch für Albrechts Schwiegersohn Samuel Balthasar v. Goldbach spricht nichts.

Bedenkt man dagegen, daß das Buch im vorigen Jahrhundert als *Opus genealogicum Sebisianum* bekannt gewesen, daß ferner gerade bei der Familie Sebisich sehr viel hineinkorrigiert und nachgetragen ist, so liegt die Annahme am nächsten, daß der gesuchte Erbe und Fortsetzer in einem Sebisich zu finden ist. Die Verwandtschaft war auch hier vorhanden, da die Mutter des Albrecht v. Reichel eine Sebisich gewesen war. Unter den Sebisich wäre am ersten an jenen 1748 als Ratspräsident verstorbenen Albrecht v. Sebisich zu denken, der die Magdalensäische Gemälde- und Kupferstichsammlung begründet hat<sup>1)</sup>. Denn der ältere Albrecht von Sebisich, der Hauptmann von der roten Kompagnie und Begründer der Reh digerischen Kupferstichsammlung, kann, obwohl er persönlich als Freund der

---

<sup>1)</sup> Manso, Ueber die Gemäldesammlung zu Maria Magdalena, Breslau 1819.

Historie und Genealogie bekannt ist, deshalb nicht wohl in Betracht kommen, weil er schon 1689 gestorben ist, als Albrecht von Reichel seine Arbeit noch nicht beendet hatte. Daß die Handschrift eine Zeitlang im Besitz eines Sebiß gewesen sein muß, dafür spricht entschieden der Umstand, daß die Nachträge der zweiten Hand nirgends über 1720 hinausgehen, dagegen bei vier Sebiß noch von einer dritten Hand die Todesjahre 1740, 1741, 1742, und 1747 hinzugesetzt sind. So würde sich auch die Bezeichnung des Werkes als *Opus genealogicum Sebisianum*, trotz der schwerlich zu bestreitenden Autorität des Albrecht v. Reichel, ohne Zwang erklären. Wahrscheinlich ist das Werk nach Albrechts v. Sebiß Tode, der 1748 erfolgte, wieder an die Familie v. Reichel und somit nach Schlang gekommen, wo es als Familienerbstück gehalten und behalten worden ist. Dagegen wurde die fideikommissarische Familienbibliothek, die wahrscheinlich der 1575 geborene, 1624 als Präses des Breslauer Landgerichts gestorbene Servatius Reichel d. J. von der Schöbekircher Linie<sup>1)</sup> begründet hatte, nach dem Tode Benedikts von Reichel, mit dem der Reichelsche Mannesstamm erlosch, der Rehdiger'schen Bibliothek überlassen. Dieser Bibliothek hatte schon 1711 Anna Dorothea von Reichel geborene Burckhard von Löwenburg ein Kapital von 1000 Talern „zu jährlicher Anschaffung guter Bücher“ zugebracht. Ihr Gemahl Heinrich von Reichel, der als älterer Bruder Albrechts schon genannt worden ist, bestätigte diese Schenkung in seinem Testamente<sup>2)</sup>. Es ist das jener selbe Herr v. Reichel, der sich 1712 nach dem Tode des letzten Haunold, obwohl schon 83 Jahre alt und bereits ganz kraftlos, doch noch zum Ratspräses wählen ließ, unmittelbar nach der Wahl

<sup>1)</sup> Nach Henckes *Silesia togata* (Stadtbibl. Breslau Hdschr. R 571 S. 383) war Servatius Reichel d. J., der, abgesehen von seiner Teilnahme am Landgerichte, kein Amt bekleidete, von Jugend auf historischen, besonders genealogischen Studien sehr zugetan und liebte nichts mehr, als „integros dies cum libris versari“. Ein Glückwunschgedicht von Tobias Libaldus a. d. J. 1606 (Stadtbibliothek 2 W 19, 336) nennt ihn einen „Polyhistor“, „Silesiae singulare ornamentum“ und hebt gleichfalls seine historischen und antiquarischen Studien hervor. Auch daß Bücher aus der Zeit von 1580—1620 den Grundstock der Reichelschen Bibliothek ausmachen, weist auf Servatius R. d. J. als Begründer derselben hin.

<sup>2)</sup> Stadtbibl. Breslau Katalog 124 S. 33, 53.

sich in die Sitzung tragen ließ und auf seine Würde verzichtete, aber sich die einem Ratspräsidenten zukommenden pompösen Zeichenfeierlichkeiten ausdrücklich ausmachte. Schon 14 Tage später wurde ihm sein Wunsch erfüllt<sup>1)</sup>.

Schon um das Jahr 1720 ist eine Abschrift des Werkes genommen worden, die sich jetzt als Handschrift R 928 in der Stadtbibliothek befindet. Sie gibt das Original Seite für Seite wieder, doch so, daß sie bei der Familie Heß S. 10 und 11 eine Seite mehr braucht, um die im Original an der Seite nachgetragenen Töchter des Max v. Hesse an der richtigen Stelle einzufügen, und dadurch dem Original um eine Seite vorauskommt. Doch gleicht sich dies bei S. 366, die im Original leer und in der Abschrift vollgeschrieben ist, wieder aus. Die Nachträge des Originals sind bis auf wenige mit in den Text aufgenommen, die andern dürften also im Original selbst erst später eingetragen worden sein. Nur an wenigen Stellen, wie z. B. den Uthmann-Schmolz, sind einige Zusätze, doch nirgends über 1720 hinaus. Die bei dem schon öfter genannten Benedikt v. Reichel, dem Käufer von Schlantz, gemachten Angaben, die sich im Original nicht finden: Herzoglich Hollsteinischer Oberst zu Roß auf Ober- und Nieder-Schlantz, Kreiselwitz und Haberstroh, uxor Maria Elisabeth v. Schmettau, nupta 1713, maritus † 1741 den 14. Jan., und die Angabe seiner 4 Kinder: Juliana Eleonora, Charlotte, Wilhelmine, Karl, sind erst von einer späteren Hand, die sonst nicht wieder begegnet, nachgetragen. Wer nun diese Abschrift verfaßt hat, ist nirgends bemerkt. Sie entbehrte, als ich sie vor zwei Jahren in der Bibliothek fand und einbinden ließ, eines Umschlages, der vielleicht den Namen des Schreibers oder Besitzers hätte aufweisen können. Wahrscheinlich ist auch die letzte Lage, welche das im Schlantzer Codex befindliche und ganz unentbehrliche Register enthalten haben wird, verloren gegangen; denn ein anderes Register, das sich auf einem losen Bogen in der Bibliothek gefunden hat, gehört weder nach der Schrift noch nach dem Papier dazu. Letzteres Register gewinnt aber ein besonderes Interesse durch seine Überschrift: Verzeichnis derer im Opere Sebisiano genealogico befindlichen Familien.

---

<sup>1)</sup> Cod. dipl. Sil. Bd. 11 S. 80 f.

Dann freilich wird in einem von der Hand des Rectors Joh. Kasp. Arletius geschriebenen und mit dem in unserer Sammlung übereinstimmenden Stammbaum der bekannten Familie von Fürst, auf die nachher noch einmal die Rede kommen muß, als Quelle desselben das „genealogische Manuscript des Herrn von Breßler“ angegeben. Nun war Ferdinand Ludwig von Breßler und Alschenburg<sup>1)</sup>, der 1708—1722 im Schöffenskollegium saß, Unterkämmerer und Assessor beim Kommerzienkollegium war, freilich auch in Genealogie und andern Gebieten literarisch tätig; er gehörte z. B. zu den eifrigsten Mitarbeitern am Allgemeinen Historischen Lexikon des Franz Buddens, das in mehreren Ausgaben bei Fritsch in Leipzig erschien und eine deutsche Bearbeitung von Pierre Bayles Dictionnaire historique et critique bildete. Er projektierte ein großes Sammelwerk, von dem er bereits 1716 ein Titelblatt erscheinen ließ: *Rerum Bohemicarum, Moravicarum et Silesiacarum scriptores praecipui . . . Sub auspiciis Leopoldi Josephi Schlickii S. R. J. comitis etc. . . . in unum corpus collecti et . . . in quinque tomos editi*. Er verhandelte auch mit einem Amsterdamer Buchhändler über die Herausgabe der illustrierten *Délices de la Silésie*, die nach dem Muster der *Délices de la Grande-Bretagne, de la France, de la Suisse etc.* gearbeitet werden und sich dieser Sammlung anreihen sollten. Allein sein früher Tod im 41. Lebensjahre († 7. Mai 1722) machte allen diesen Plänen ein vorzeitiges Ende. Trotzdem, und obwohl auch die Trauergedichte seine Liebe zur Genealogie rühmten, spricht sonst nicht das geringste dafür, daß er mehr als ein zeitweiliger Inhaber unserer Sammlung, und zwar des Originals, gewesen ist. Letzteres geht daraus hervor, daß die von Arletius für die Fürstliche Genealogie zitierte Seitenzahl nur auf das Original paßt und nicht auf die Abschrift, die ja, wie oben gezeigt, um eine Ziffer vom Original abweicht.

Daß eine zweite Abschrift der Sammlung, welche die Stadtbibliothek besitzt<sup>2)</sup>, und die sonst ebenfalls jeglicher Angabe eines Titels oder Verfassers oder auch eines Schreibers entbehrt, doch in dem von anderer Hand dazu gemachten Register wieder als *Opus genealogicum Sebisianum* bezeichnet wird, das darf uns

<sup>1)</sup> Siehe oben S. 16.

<sup>2)</sup> Hdschr. R 928 a.



nach dem oben Mitgetheilten ebenjowenig wie der Hinweis auf Breßler an der Verfasserſchaft des Albrecht von Reichel irre machen.

Dieſe Abſchrift, welche etwas früher als die erſte entſtanden ſein dürfte, da ſie einige Nachträge, die in die zweite übergegangen ſind, noch nicht enthält, iſt wieder nach anderer Seite merkwürdig. Sie iſt auf ſtarkem Papier in ſehr großem Folio von einer gleichmäßigen Schreiberhand recht ſchön, aber in den Namen und Ziffern nicht immer ganz zuverlässig geſchrieben. Die im Original gezeichneten, in der erſten Abſchrift ausgelassenen Wappen, deren überhaupt nur wenige ſind, ſind hier ſehr ſorgfältig mit ſchwarzer Tuſche, z. T. auch farbig ausgemalt. Höchſt auffällig iſt aber die gänzlich veränderte und doch ebenjo prinziploſe Reihenfolge der Familien; nur die das Buch eröffnende Familie der Sachs hat ihren Platz behauptet. Es war deſhalb auch ein neues Register dazu nötig. Da, wie eine Vergleichung beider Register gelehrt hat, genau dieſelben und nicht mehr Familien aufgenommen ſind, ſo verſteht man gar nicht den Grund dieſer Abänderung, die beſondere Mühe gemacht haben muß. Der Schreiber bindet ſich auch nicht mehr, wie der der erſten Abſchrift, daran, immer Seite mit Seite wiederzugeben, das Buch ſchwillt deſhalb ohne das Register auf 726 Seiten an. Iſt gleich der Schreiber, wie ſchon geſagt, nicht mehr zu ermitteln, ſo belehrt uns das auf die Innenſeite des Deckels aufgeklebte Wappen der Familie v. Senik mit dem fliegenden Fiſch im ungetheilten Schilde wenigſtens über den Beſitzer. Das iſt Hans Melchior v. Senik und Rudelsdorf, Erbherr auf Rankau, Klein=Jeſerik und Pudigau, unter der öſterreichiſchen Herrſchaft Landesälteſter des Fürſtentums Brieg und Weichbildes Nimptſch, in der preußiſchen Zeit Landrat des Nimptſcher Kreiſes, geboren den 5. Juni 1697 als Sohn des Adam Siegmund von Senik und geſtorben etwa um 1760.

Senik gehört zu den eifrigſten Freunden der ſchleſiſchen Genealogie und Geſchichte überhaupt, die damals durch Männer wie die ſchon früher erwähnten und wie Sinapius, Rundmann, Földener, Runge, Raſchke, Ezechiel und namentlich durch Sommersberg einen erfreulichen Aufſchwung nahm, namentlich in der Richtung auf Sammlung von Quellen. Ein ſolcher Sammler war auch Hans Melchior v. Senik. Es muß ihm namentlich, was bei ſeiner und ſeiner Vorfahren

amtlicher Stellung im Brieger Fürstentum leicht möglich war, das herzogliche Archiv der Liegnitz-Brieger Pfasten offen gestanden haben, denn er hat zur Anlage eines schlesischen Diplomatariums nicht nur eine Menge Abschriften, sondern noch viel mehr Originalien zusammengebracht, auch eine große Menge Regesten gemacht. Daneben sammelte er für die Genealogie des schlesischen Adels und namentlich der mit der seinigen verwandten Familien. Er wandte sich an die sicherste Quelle, die Kirchenbücher, Leichensteine und Leichenpredigten. Noch liegt in einem seiner Manuskripte auf der Stadtbibliothek, welches Abbildungen von Epitaphien mit vielen Wappen enthält, ein Schreiben des Ohlauer Superintendents Chr. Fr. Schrocke vom 22. September 1735, worin derselbe den von Senitz ausgesendeten Zeichner Johann Christoph Gochty allen seinen Amtsbrüdern im Ohlaniſchen Weichbild zur freundlichen Unterstützung seines Vorhabens empfiehlt. Aus anderen Papieren ersehen wir, daß diese Sammlungen bis in die 50er Jahre fortgesetzt wurden. Zu rechter Konzentration und zu gewissem Abschluß sind sie nicht gekommen; eine literarische Verwendung mag dem Sammler wohl überhaupt nicht im Sinne gelegen haben. Als er starb, gingen seine Sammlungen an den Sohn seiner Schwester Luise Margarete, den späteren Großkanzler Karl Joseph Maximilian von Fürst und Kupferberg über. Schon damals hatte sich Joh. Kasp. Arletius, der spätere Rektor des Elisabethgymnasiums und Bibliothekar der Rehder'schen Bibliothek, auch ein eifriger Sammler in genealogieis, der in früheren Jahren als Hauslehrer im Fürstlichen Hause sie kennen gelernt hatte, durch Vermittlung mehrerer Freunde („per tres amicos ambiverit“) um sie bemüht: doch erst seinem Neffen und Nachfolger Joh. Eph. Scheibel gelang es, sie für die Bibliothek zu erwerben, wie er selbst in Band 28 der Schlesischen Prov.-Blätter S. 493 ff. berichtet. Das Schenkungsschreiben an Rektor Scheibel<sup>1)</sup> lautet:

Die Frau Cammer Herrin von Ponickau, geborne Freyin von Mudrach, aus dem Hause Lissa, nebst deren Herrn Gemahl, haben mir, in Beiseyn des jüngsten Herrn Sohnes erster Ehe, des

<sup>1)</sup> Der von Scheibel a. a. O. gegebene, mehrfach verkürzte Text des Schreibens war in den ersten Abdruck dieses Aufsatzes übernommen worden. Der obige Text beruht auf dem in den Akten der Stadtbibliothek enthaltenen Original.

H. Grafen von Malzan, vor ihrer Abreise nach Sachsen, den angenehmen Auftrag gegeben, diejenige Sammlung der hiesigen Elisabeths-Bibliothèque<sup>1)</sup> als ein Andenken zu übergeben, welche zuerst von einem Herrn von Senitz angefangen, hernach von des wohlseeligen Herrn Groß-Canzlers Freyherrn von Fürst Exc. continuirt worden, zuletzt aber durch Geschenk und Erbschaft an wohlgedachte Frau Cammer Herrin von Ponickau gediehen ist.

Selbige steht in Kisten eingepackt in dem Matthias-Stift im 2. Stock in Verwahrung. Ich überreiche demnach Ew. Wohlgebohren im Rahmen und in Vollmacht der genannten Wohlthäter die Schlüssel zu diesem Zimmer, wobey ich bemerken muß, daß die in den Kisten verwahrten Schleißischen Schätze so bald als möglich aus ihrem Kerker befreuet werden möchten, indem der Geruch einiger Kisten eine Art von Schimmel oder Feuchtigkeit vermuthen läßt.

Ich schätze mich glücklich, daß diese ansehnliche Sammlung, an welcher der verdienstvolle, nun verewigte Herr Rector Arletius mitgewürkt hat, durch meine Hand dem besten Aufbewahrungs-Orte, nemlich der Elisabeth-Bibliothèque übergeben wird. Ohne mein Erinnern werden Ew. Wohlgebohren die Gutheit haben, von diesem Geschenke bey irgend einer öffentlichen Gelegenheit zu Ehren der Geber zu gedenken, so wie selbige wünschen, daß alles so viel möglich unter dem Rubro Senitz-Fürstliche Sammlung beyammen bleibe. Die Arbeit für Ew. Wohlgebohren wird bey Dero übrigen mühsamen Geschäften allerdings groß seyn; sehr gerne erbiere ich mich, in dieser Lieblingssache mit zu helfen<sup>2)</sup>, so bald die Kisten an einen geräumigen Ort werden gebracht seyn.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung und Freundschaft  
Breslau den 26 July 1795

Ew. Wohlgeboren treu ergebenster Freund und Diener  
Carl Friedrich von Mühschefahl

Rgl. Geheimder Rath u. Repräsentant der Herren Stände  
in Mittel-Schlesien bey der Haupt-Landschafts-Direction.

---

<sup>1)</sup> Die Rehdigersche Bibliothek wurde, weil sie in der Sakristei der Elisabethkirche untergebracht war, auch als Elisabethbibliothek bezeichnet. Sie war aber von jeher nicht Eigentum der Elisabethkirche, sondern der Stadtgemeinde.

<sup>2)</sup> Mühschefahl war selbst ein eifriger Büchersammler. Seine Bibliothek von 3500 Bänden (darunter 63 Aldinen und 61 Inkunabeln) wurde 1804 an

Es waren außer dem schon ausgepackten Vorrat 17 volle Kisten von beträchtlicher Größe, die Scheibel in Empfang nahm.

Leider ist der Wunsch der achtungswürdigen Geber, daß die Sammlung auf der Bibliothek beisammen bleibe, nicht in Erfüllung gegangen. Die geringe Sorgfalt, die die Stadt im Anfang des Jahrhunderts ihren Bibliotheken zuwandte, und der Mangel an Raum zumal auf der Reh diger'schen Bibliothek veranlaßte 1827 im Januar die Übergabe des größten Teils an das Königliche Staatsarchiv<sup>1)</sup>. Dabei wanderten nicht nur die Urkunden und Akten, die sich auf alle Teile Schlesiens erstreckten, in das Archiv hinüber, in das sie ihrer Natur nach zumeist gehörten, sondern auch leider ein großer Teil der Genealogika, darunter auch solche, die sich auf der Bibliothek vortrefflich an älteres anschließen würden, wie z. B. alle Sachen über Kaspar Dornau, Andreas Dudith, Johann Heß, Hallmann, Hoffmanswaldau, Haunold, Heugel, Lohenstein, Monau, Melanchthon, Popplau, Rindfleisch, Rybiß, Reh diger, Runge, Sebiß, Schleupner, Zierotin, alles Namen, über die die Bibliothek auch sonst reichliches Material besitzt. Der größere Teil der Genealogika neben manchen wieder mehr ins Staatsarchiv gehörigen Sachen blieb freilich wohl der Bibliothek, so die von Senitz über seine eigne Familie und deren Verwandtschaft angelegten Sammlungen, und so auch jene zweite Abschrift unserer Reichel'schen Sammlung Breslauer Genealogien, von der diese Digression etwas abgeführt hat<sup>2)</sup>.

---

die Fürstensteiner Bibliothek verkauft. Vgl. Endemann in Darstellungen und Quellen z. schles. Gesch. Bd. 11 S. 31.

<sup>1)</sup> Vgl. Schles. Provinzialblätter Bd. 93 S. 246 f., Bd. 101 S. 498 f., 608.

<sup>2)</sup> Die Abtretung der Senitz'schen Sammlung an das Kgl. Staatsarchiv ist im obigen Texte als Verlust für die Stadt und ihre geschichtlichen Sammlungen dargestellt. Sie hat aber später noch eine für das Stadtarchiv sehr wichtige Erwerbung ermöglicht. Da sich die Stadt 1827 ihr Eigentumsrecht vorbehalten hatte und es in Zeiten besserer Fürsorge für ihre geschichtlichen Sammlungen geltend machte, sah sich die staatliche Archivverwaltung schließlich veranlaßt, der Stadt einen Gegenwert zu bieten, und zwar in den alten städtischen Gerichtsbüchern (Hypotheken-, Signatur-, Traditions-, Ingrossationsbüchern), die von dem seit 1809 eine Staatsbehörde bildenden Stadtgericht 1871 dem Staatsarchiv überwiesen worden waren. Auf Grund eines im Juni 1886 vollzogenen Austauschs verzichtete die Stadt auf ihr Eigentumsrecht an der Senitz'schen Samm-

Um nun wieder zu ihr zurückzukehren, so sei bemerkt, daß sich noch ein viertes Exemplar derselben in der gräflichen Bibliothek zu Warmbrunn findet, über dessen Herkunft und Beschaffenheit ich indes nichts mitteilen kann. Die Erwartung, daß etwa noch ein fünftes in Fürstenstein sein würde, hat sich nicht erfüllt.

Geht nun schon aus dem Vorhandensein der besprochenen Abschriften hervor, daß Reichels Arbeit in genealogischen Kreisen Beachtung gefunden hat, so wird auch die Frage entstehen, ob sie von den späteren Arbeitern im Weinberge der schlesischen Genealogie benützt und verwertet worden ist. Während er, namentlich für die besondere Aufgabe, die er sich gestellt hat, in Schlesiens noch keine nennenswerten Vorgänger gehabt hat, blühte neben und nach ihm ein ganzes Geschlecht von Genealogen in die Höhe. Bei der Frage nun, wie weit diesen seine mühsame Arbeit zu gute gekommen ist, lag es mir am nächsten, mich an meinen alten Freund Ezechiel zu wenden<sup>1)</sup>. Ezechiels genealogische Sammlung, die bei seinem Tode aus 2454, je einen Namen behandelnden Bagen, mit Aufschriften wie Hessiana, Reicheliana usw., bestand, ist leider zerrissen worden. Es scheint nur der kleinere Teil davon in der Breslauer Stadtbibliothek und dem Stadtarchiv vereinigt zu sein, während die andere Hälfte nach Fürstenstein gelangt ist<sup>2)</sup>. Eine teilweise Vergleichung des in Breslau befindlichen Teils der Ezechiel'schen Sammlung mit Reichels Werk ergab folgendes: Ezechiel nennt zwar Reichels Werk nirgends als Quelle; auch finden sich unter dem Breslauer Bestande, weil er eben nur einen Teil der Sammlung darstellt, nicht alle bei Reichel behandelten Familien. Trotzdem ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Ezechiel das ganze Werk Reichels ab- und in die gewöhnliche Form von Stammtafeln umgeschrieben hat. Von manchen Familien weiß Ezechiel nicht mehr als Reichel; bei andern fügt er noch das aus andern Quellen Gewonnene hinzu.

---

lung und überwies noch einige bisher in der Bibliothek aufbewahrte Bestandteile derselben dem Staatsarchiv. Dafür überwies dieses dem Stadtarchiv 543 Bände Gerichtsbücher. Vgl. Magistratsakten 41. 3. 2 Bd. 2 S. 312 f. Referate der Stadtverordnetenversammlung 1886 S. 33 ff. Krusch, Geschichte des Staatsarchivs S. 205 ff., 326 f.

<sup>1)</sup> Siehe oben S. 17 Anm. 1.

<sup>2)</sup> Vgl. Endemann in Darstellungen und Quellen z. schles. Gesch. Bd. 11 S. 28.

So bringt bei der Familie Sebiſch, wo ſchon die erſte Abſchrift der Stadtbibliothek gegenüber dem Schlanzer Original einige kleine Abweichungen hatte, auch Ezechiel ſeine Beſonderheiten vor. Obwohl er nicht vor 1720 geſchrieben haben kann, ſo hat er doch nicht alle im Original vor oder um dieſe Zeit gemachten Zuſätze, ſo daß die Frage noch offen bleiben muß, welches Exemplar er vor ſich gehabt haben mag.

In des Joh. Sinapius Schleſiſchen Kurioſitäten, die 1720 erſchienen, vermag ich Spuren der Benützung des Reichelſchen Werkes nicht zu entdecken; es geſchieht ſeiner auch keine Erwähnung in der Vorrede, in der Sinapius von ſeinen Quellen ſpricht. Plan und Anlage beider Werke ſind ja auch ſehr verſchieden. Dagegen wohl gekannt, benützt und ſogar als Manuscriptum Reichelianum zitiert hat Reichels Werk Johann Gottfried von Kiemer und Kiemberg, der Ergänzungen zum Sinapius verfaßt hat. Er war Rat der Graſen Bromniß in Pleß und Fürſtentagsdeputierter; er war auch ein großer Sammler, beſaß eine ſtattliche Bibliothek an hiſtoriſchen Handſchriften ſowohl wie Büchern und legte in zwei ſehr dicken Folianten Ergänzungen zu Sinapius an. Bei ſeinem frühen Tode am 8. September 1729 fiel all ſein gelehrter Nachlaß der Reichelſchen Bibliothek zu. Chriſtian Runge, deſſen Kollegien über Schleſiſche Literaturgeſchichte am Magdaleneumgymnaſium ſeiner Zeit großen Ruf hatten und vielfach nachgeſchrieben worden ſind, hat nur eine geringe Kunde von unſerm Werke. In der Notitia historicorum et historiae gentis Silesiacae, von der nur der erſte Teil und auch erſt nach ſeinem Tode 1775 hier bei W. G. Korn erſchienen iſt, finden ſich S. 129 nur die laſoniſchen Worte: Datur et liber genealogicus manuſcriptus, in quo ſtemmatographiae patricii ordinis Vratislaviensis ab auctore incerto conſignatae ſunt. Thomas in ſeinem Handbuch der Schleſiſchen Literaturgeſchichte weiß gar nichts davon.

Obwohl das 18. Jahrhundert, und namentlich hier in Schleſien, die genealogiſchen Studien mit Vorliebe pflegte, ſo verloren dieſelben doch gerade in Breslau ſeit 1740 den rechten Boden. Die Umwälzung, welche die Einführung der preußiſchen Herrſchaft mit ſich brachte, war zu groß. Die lange konſervierte, faſt reichsſtädtiſche Freiheit hörte auf; der ererbte Einfluß der alten Familien konnte

es mit dem der königlichen Beamten nicht mehr aufnehmen, sie verließen die Stadt, starben aus oder verdarben auch wohl, und neue Geschlechter traten an ihre Stelle. Es kam eine, trotz der Stieff, der Arletius, der Scheibel, trotz Samuel Benjamin Klose, im ganzen doch unhistorisch gesinnte, pietätlose Zeit. So verscholl die Sammlung, die doch für alle Zeiten die Grundlage für genealogische Studien über Breslauer Familien bilden wird. Und wenn sie selbst auch in einem Winkel der Bibliothek unverlegt und gesichert ihr Dasein rettete, so ging doch der Name und das Andenken ihres fleißigen, verständigen und verdienstvollen Verfassers verloren. Ihn in seine wohlverdienten Rechte wieder einzusetzen, erschien nicht nur als ernste Pflicht, sondern auch als angenehme Belohnung einer nicht mühelosen Untersuchung.

---



## 5.

### Über eine schlesische Rittergesellschaft am Anfange des 15. Jahrhunderts\*).

Wenn wir von mittelalterlichen Rittergesellschaften hören, treten uns zunächst wie unwillkürlich in den Sinn jene von Uhland besungenen schwäbischen Ritter, die in trotzigem Kampfesmut bald mit den wohlhabend gewordenen Städten, bald mit dem mächtig um sich greifenden Grafen Eberhard dem Greiner in Fehde liegen, um sich eine selbstherrliche Freiheit zu wahren.

Drei Könige zu Heimsen, wer hätt' es je gedacht!  
Mit Rittern und mit Rossen in Herrlichkeit und Pracht!  
Es sind die hohen Häupter der Schlegelbrüderschaft;  
Sich Könige zu nennen, das gibt der Sache Kraft.

Da thronen sie beisammen und halten eifrig Rat,  
Bedenken und besprechen gewalt'ge Waffentat;  
Wie man den stolzen Greiner mit Kriegsheer überfällt  
Und besser, als im Bade, ihm jeden Schlich verstellt;

Wie man ihn dann verwahret und seine Burgen bricht,  
Bis er von allem Zwange die Edeln ledig spricht.  
Dann fahre wohl, Landfriede! Dann Lehndienst, gute Nacht!  
Dann ist's der freie Ritter, der alle Welt verlacht.

In der That ist jene Zeit des ausgehenden 14. Jahrhunderts, die Epoche König Wenzels unerfreulichen Angedenkens, die Entstehungs- und Blütezeit von Rittergesellschaften oder Ritterbünden, wie der Schlegler und der Martinsvögel, der von den Sternen, mit dem Löwen, der zu St. Georg usw., die namentlich die Ge-

---

\*) Vortrag gehalten im Verein für Geschichte Schlesiens am 8. Januar 1902.

bierte im Westen und Süden des deutschen Reiches mit Waffengehörigen erfüllten. Solche Genossenschaften innerhalb des reisigen Wehrstandes bildeten sich erst, als dessen der Nation frommender Sonderberuf anfang, sich als überlebt zu erweisen, als es mit dem Ritterstand als solchem auf die Reize ging. Immerhin war in ihm noch eine gewaltige Wehrkraft vorhanden, die energische und kluge Führer auf förderativem Wege zusammenzufassen suchten, um sie ihren Sonderinteressen, denen der Selbständigkeit und Eigentherrlichkeit ihres von der emporstrebenden Fürstenmacht bedrohten Standes, nutzbar zu machen.

Wir sehen auch in einem etwas späteren Stadium kluge Fürsten sich dieser im Ritterstand noch immer steckenden Kraft bewußt werden, sehen sie an die Spitze solcher ritterlichen Bünde treten und auch neue, ihren fürstlichen Interessen angepaßte oder sich unterwerfende Bünde gründen. Es war ja die Zeit, in der das Reichsfürstentum in seiner politischen Mission, die eine Steigerung der Befugnisse der Regenten unbedingt erheischte, einen Schritt nach dem andern vorwärts tat. Ein eigenherrlicher Ritterstand mußte den Fürsten diese Mission in's Unabsehbare erschweren, wenn sie ihn nicht für ihre fürstliche Politik zu gewinnen, ihn — nicht nur in Kriegzeiten, sondern auch dauernd, unter ruhigen Verhältnissen — zum Genossen und Helfer zu machen verstanden. So sehen wir in einem dritten Stadium Rittergesellschaften entstehen, die sich völlig um die Fürsten scharen, die die Auszeichnung ihrer Mitglieder darin suchen, an dem Glanz der über sie hoch emporgekommenen Fürsten und ihrer Höfe teilzunehmen. In der Wirklichkeit gehen diese Stadien nebeneinander her und durcheinander.

Je mehr die wirkliche Wehrkraft der Ritter dahinschwand — was sich schon in den englisch-französischen Kriegen, in den Kämpfen der Schweizer gegen das Haus Habsburg, in den ersten Feldzügen gegen die Türken gezeigt hatte und was später in den Hussitenkriegen aller Welt klar ward — um so größere Anziehungskraft und Beliebtheit gewann in den ritterlichen Kreisen das auf den Turnieren geübte Kampfspiel. Die Teilnahme daran ward nicht nur eine Modesache oder eine von dem auf seinen Burgen einsam lebenden Landadel gern aufgesuchte Lustbarkeit, sondern auch eine Ehre bringende Auszeichnung. Es bildeten sich Turniergenossen-

schaften, die keinen ausnahmen, der nicht nachweisen konnte, daß er „zu Schild und Speer geboren“ sei, der die Ahnenprobe, die sich allerdings nur auf vier Ahnen (Vater und Großvater, Mutter und Großmutter) erstreckte, nicht bestand<sup>1)</sup>. Man wird sich diese Turniere nicht alle so großartig vorstellen dürfen, wie das auf jenem Mainzer Hoftage von 1184, wo Friedrich Barbarossa die Schwertleite seiner beiden ältesten Söhne feierte, und wo sich zu diesem Feste 70 000 Ritter zusammengefunden haben sollen. Aber auch da, wo nur geringe Scharen von Rittern dazu zusammenkamen und nur eine bescheidene Pracht entfaltet werden konnte, bildeten sie doch die Glanzpunkte ritterlichen Lebens, die nicht nur die Standesgenossen lebhaft anzogen, sondern auch den schaulustigen Volksmassen das Recht der Beteiligung daran als einen stolzen Vorzug erscheinen ließen. Was konnten die Fürsten, um den ritterbürtigen Adel an ihre Person und in ihren Dienst zu ziehen, besseres tun, als solche Turnierfeste häufig zu feiern und die Bildung von Turniergesellschaften zu begünstigen und zu pflegen? Die Gelegenheit, ritterliche Lust zu finden, verlieh ihren Höfen eine mächtige Anziehungskraft.

Es kann nicht wundernehmen, daß die Mitglieder gerade des Standes, der seine Familienzugehörigkeit durch äußere Abzeichen oder Wappen früher noch als durch feste Familiennamen kennzeichnete, beim Zusammenschlusse zu Gesellschaften die Zugehörigkeit zu diesen durch das Tragen äußerer Abzeichen kundtaten. Das scheint von Anfang an so sehr als etwas Wesentliches angesehen worden zu sein, daß alle diese Gesellschaften, welchem Stadium der Entwicklung sie auch angehörten, ausnahmslos davon ihren Namen erhalten haben. In den meisten Satzungen, soweit sie noch erhalten sind, finden sich auch Vorschriften über das Tragen der Abzeichen, sei es zu allen Zeiten oder nur bei besonderen Gelegenheiten. Eine hinsichtlich der gesellschaftlichen Genüsse noch nicht an eine reichere Abwechslung gewöhnte Gesellschaft fand an diesen

---

<sup>1)</sup> Über die Etikette, die sich dabei ausbildete, erfährt man einiges aus einem von F. Priebatsch mitgeteilten Briefe des Markgrafen Albrecht Achilles an seinen Sohn Johann. Publikationen aus den Preuß. Staatsarchiven Bd. 71 S. 344.

Abzeichen offenbar eine naive Freude, und es erscheint daher als eine natürliche Folge der Entwicklung, daß die Fürsten schließlich Gesellschaften stifteten, bei denen das Tragen solcher von ihrer Gnade verliehenen Abzeichen als Auszeichnung der damit beschenkten Personen ritterlichen Standes die Hauptsache bildete, während die nach den Satzungen damit verbundenen Pflichten sehr allgemein gehalten waren und wenig beachtet wurden. Letzteres trat von selbst da ein, wo die „Gesellschaft“, d. h. ihr Abzeichen, nicht nur an in begrenztem Bezirke zusammenwohnende, durch gemeinsame Interessen verbundene, sondern auch an fremde, ferne Personen vergeben wurde.

Damit sind wir bei den Orden angelangt, die sich bis in unsere Gegenwart erhalten und weiter entwickelt haben. Schon Karl IV. soll einen Orden des „Fürspanz“ (Schnalle) gegründet haben; sein dem höflich geselligen Leben lebhaft zugewandter Sohn Sigismund stiftete den Drachen- oder Lindwurmorden. Die Zahl der Orden stieg im Laufe des 15. Jahrhunderts zu großer Höhe. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen den trozigen Gestalten der eingangs erwähnten Gesellschaft der Schlegler und den durch den Drachenorden von Sigismund in seine Gesellschaft aufgenommenen Hofsleuten, und doch liegt kaum ein Vierteljahrhundert dazwischen; in eine so kurze Zeit drängt sich eine Entwicklung von hoher Bedeutung für den Ritterstand zusammen.

Ich würde nicht gewagt haben, diese allgemeinen Dinge dem Leser an dieser Stelle so eingehend vorzuführen, wenn ich nicht daran die Frage knüpfen wollte: Hat auch unser Land Schlesien, hat unsere schlesische Ritterschaft an dieser Entwicklung teilgenommen? Es ist schon viele Jahre her, daß mich bei der Bearbeitung des sogenannten Liegnitzer Lehnstreites, wo ich die Geschichte des Liegnitz-Briegischen Fürstenhauses fast ein Jahrhundert hindurch zu verfolgen hatte, die Frage lebhaft beschäftigte, inwieweit wohl eine Teilnahme der schlesischen Fürsten und des schlesischen Adels an der Bildung und den Sitten der gleichen Gesellschaftsschichten innerhalb des deutschen Reiches sich nachweisen lasse. Ist die Berührung unseres Grenzlandes mit Deutschland schon im 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts so lebendig und so innig gewesen, daß alle Wellen, die der Strom der Entwicklung in

Deutschland schlug, sich bis in unser halbslawisches Grenzland hinein fortsetzten? Für die Städte läßt sich das mit Sicherheit behaupten, sie waren ja deutsche Gründungen. Die Geistlichkeit tut man wohl gut, für diese Frage auszuscheiden, da in der Kirche besonders deren universaler Charakter betont wurde. Endlich für die Fürsten von ursprünglich polnischer Abkunft, bei denen auch nach der Loslösung vom Mutterlande gewisse Charaktereigenschaften des polnischen Volksstammes sich immer wieder geltend machen, und für den Adel, in dem die Mischung slawischen und deutschen Blutes ebenfalls sicher ist<sup>1)</sup>, fließen zuversichtliche Quellen überaus spärlich. Nur wenig vermochte ich damals über den Aufenthalt schlesischer Fürsten an den deutschen Königshöfen, über den Hofdienst schlesischer Adliger und die Zahl der das Prädikat „Ritter“ Führenden zu sammeln. Um so mehr freute ich mich, als unter den Tausenden von alten Papieren, die 1892 auf dem Boden des Rathauses zu Breslau entdeckt und dem Stadtarchiv überwiesen wurden<sup>2)</sup>, ein Stück sich fand, das mit der Helligkeit eines Blickes das Dunkel erleuchtete und auch die Teilnahme der ritterlichen Welt Schlesiens an der oben geschilderten Entwicklung des deutschen Rittertums, wenn auch nur ihres Schlußabschnittes, klarlegte.

Dieses Dokument ist eine gleichzeitige Abschrift des Stiftungsbriefes einer schlesischen Rittergesellschaft vom Rüdenbunde, die am 7. August 1413 zu Liegnitz sechs schlesische Fürsten mit vierundzwanzig Herren, Rittern und Knechten als „Ältesten“ der zu vereinigenden „Gesellen“ stifteten. Es darf nicht wundernehmen, daß an der Spitze dieser Verbindung der Landesbischof, Wenzel von Breslau, stand. Der große weltliche Besitz der Kirche, der ihn an sich schon unter die schlesischen Fürsten einreichte, gab ihm Anlaß genug zur Teilnahme an weltlichen Dingen; dazu kam, daß Bischof Wenzel ein geborener Herzog von Liegnitz-Brieg war und

---

<sup>1)</sup> Einen „Ueberblick über die Stammes- und Geschlechterbildung“ in Schlesiens suchen die unter dem gemeinsamen Titel „Unsere Heimat“ veröffentlichten Vorträge von Konstantin von Schweinichen (4 Hefte, Breslau 1907, 8, 9, 11, und Supplement: Regesten zur Geschichte des schlesischen Adels 1241—1300. Breslau 1912) zu geben.

<sup>2)</sup> Vgl. Schles. Zeitung 1892 Juli 19 u. 26. *Scriptores rerum Silesiacarum* XIII S. V.

das Regiment im Liegnitzer Lande nach dem Tode seiner Brüder selbst führte. So vereinigte sich in ihm mit der geistlichen Würde, die ihm einen unbestrittenen Vorrang sicherte, zugleich der stattlichste weltliche Besitz im ganzen Lande Schlesien und schließlich auch die Erfahrung des Alters; denn er war 1413 bereits über dreißig Jahre Inhaber des bischöflichen Stuhls. Neben ihm erscheint sein Großneffe Herzog Ludwig II. Herr zu Brieg, zugleich sein Liebling, den er gegen den älteren Bruder Heinrich IX. und dessen Söhne auffällig begünstigte, und den er kurz zuvor zum Mitbesitzer und „Erbling“ zu Liegnitz angenommen hatte. Die weiteren fürstlichen Teilnehmer sind: Herzog Brzimko, Herr zu Troppau, dann die beiden ältesten Brüder aus der Olszer Herzogsfamilie: Konrad der Ältere, damals Breslauer Dompropst und vier Jahre später Wenzels Nachfolger im Bistum, und Konrad, Kanthner genannt, und endlich Johann I. Herzog zu Sagan. Daß gegenüber diesen sechs Fürsten, die an der Gesellschaft teilnahmen, die größere Anzahl der schlesischen Herzöge sich fern hielt, daß zumal Oberschlesien nur durch den Troppauer vertreten war, ist nicht belanglos und gestattet einen Einblick in die damalige Parteigruppierung der schlesischen Fürsten. Es waren seine politischen Freunde, die der Bischof um sich scharte, und im Hintergrunde stand wahrscheinlich die Sicherung der Sukzession Ludwigs II. im Liegnitzer Lande.

Entsprechend den sechs Fürsten sollte die Gesellschaft in sechs Gruppen zerfallen, für die bereits je vier „Älteste“ gewonnen waren. Diese waren: im Königreich Böhmen (es ist jedenfalls nur an das schlesische Grenzgebiet zu denken) ein Hagenburg und ein Lajan — die beiden andern Namen sind nicht zu lesen, da das Papier leider Lücken hat — in den Landen Görlitz und Bauken zwei Gersdorf<sup>1)</sup>, ein Gusk\*, ein Haugwitz, in den Fürstentümern Sagan und Glogau ein Kittitz, ein Warnsdorf, einer vom Berge und ein Unleserlicher, im Fürstentum Liegnitz ein Rechenberg, zwei Zedlitz und ein Buszewoy\*, in den Fürstentümern Breslau, Brieg und Schweidnitz ein Schindel\*, ein Pogarell, ein Rachenau\* und ein Uchtritz, endlich in den Fürstentümern Ols und Kojel ein Dohna, ein Rohr\*, ein

<sup>1)</sup> Die genauere Angabe der Namen in der Beilage. Die ausgestorbenen Geschlechter sind mit \* bezeichnet.

Lamfeld\* und ein Köschlig\*. Die genannten „Ältesten“ scheinen alle auf der konstituierenden Versammlung zu Liegnitz gewesen zu sein und den Bundbrief mit ihren Siegeln neben denen der Fürsten bekräftigt zu haben.

Wohl geordnete und klare Satzungen haben die Bundesstifter nicht gerade entworfen; wir können uns an die Reihenfolge der Artikel nicht wohl halten. Ganz kurz und allgemein gebietet der erste Artikel den „Gesellen“ gegenseitige Unterstützung in „rechten Dingen“, außer gegen eines jeden Erbherren. Dazu wird am Schlusse jedem, der ohne seine Schuld in ehrenhaften Dingen Schaden oder durch Brand Verlust erleidet, von dem er sich nicht aus eigener Kraft „erholen“ kann, nach Erkenntnis der Fürsten und Ältesten die Unterstützung aller Gesellen zugesichert. Nach dem in jener Zeit beliebten Rezept sucht der zweite Artikel, inneren Streitigkeiten vorzubeugen. Wenn Gesellen untereinander „aufstößig“ werden, sollen sie vor die vier ständigen Kürrichter kommen oder, falls sie diese aus irgend einem Grunde nicht erreichen können, vier andere Gesellen vom Rückenbunde dazu führen. Wollen diese nicht entscheiden, so sollen die Streitenden vor den nächsten Fürsten, der das Band trägt, gehen, aber an dessen und seiner Ältesten Entscheidung ohne Widerrede gebunden sein. Wer sich nicht fügt, soll das Band verlieren und drei Schock Groschen Strafe zahlen. Auch wer sich in Dinge einläßt, die „Unglimpf bringen“ und wider die Ehre sind, muß das Band ablegen und es den Ältesten ausliefern.

Die Gesellschaft kennt auch schon Vereinsbeiträge. Der Bischof als der Hauptmann zahlt 12, die übrigen Fürsten 6, die andern Mitglieder 1 Schock Groschen jährlich. Von dem ersten Gelde soll eine ewige Messe zu Liegnitz auf dem Dom<sup>1)</sup> gestiftet werden. Im folgenden Jahre soll am Sonntag nach Martini zu Liegnitz ein „Hof gehalten“, d. h. ein Turnier veranstaltet werden, im nächstfolgenden Jahre zu Görlitz und so weiter alle Jahre abwechselnd. Doch bleibt es den Fürsten mit ihren Ältesten freigestellt, die „Höfe“ auch in andere Städte zu legen. Wer zu einem „Hofe“ reiten und dort den „Dauf“, d. h. den ausgelegten Preis, erstechen oder überhaupt am Turnier

---

<sup>1)</sup> Ecclesia collegiata s. Sepulcri dominici.



teilnehmen will, der soll „den Hof beschreiben“ den nächsten Sonntag nach Martini zu Liegnitz oder Görlitz oder wohin sonst die Fürsten ihn verlegen würden. „Den turnei beschreiben“ braucht die höfische Sprache sonst von der Ankündigung des Turniers durch den Vorausstalter; hier kann es doch nur auf die Anmeldung der Teilnehmer bezogen werden. Die „Höfe“ sollen vom Sonntag bis Mittwoch dauern und mit einer kirchlichen Feier und einer Seelmesse für die verstorbenen Mitglieder geschlossen werden. Wunderlich genug erscheint es, daß als Termin für die „Höfe“ eine so späte Jahreszeit gewählt ist, in der hierzulande meist das schlechte Wetter einsetzt. Eine solche Gesellschaft war doch darauf angewiesen, ihre Feste im Freien zu feiern.

Zu den Verpflichtungen der Gesellen scheint das stete Tragen des Gesellschaftszeichens gehört zu haben; denn der folgende Artikel verordnet, daß, welcher Geselle einen andern ohne das Rüdenband finde, von ihm eine Buße von 6 Groschen fordern solle; wenn er das nicht tue, müsse er selbst einen Bierdung (also doppelt so viel) in die Kasse zahlen. Das Band soll niemandem, auch nicht Frauen und Jungfrauen, gegeben werden außer an einem „Hofe“, in der Versammlung der Gesellen. Ein Fürst, der es außer dieser Zeit weggibt, zahlt 50 und ein Ritter oder Knecht 20 Schock Groschen Strafe; letzterer verliert zugleich seine Zugehörigkeit zur Gesellschaft. Wer sein Siegel nicht bis zum Sonntag nach Martini an den Stiftungsbrief gehängt hat, muß das Band ablegen; wer es aus freien Stücken nicht länger tragen will, hat es den Ältesten abzuliefern und 3 Schock Groschen zu zahlen. Wer von den Gesellen die Mitgliedschaft an Frauen oder Jungfrauen gegeben hätte, die nicht dazu geboren, also nicht ritterlicher Abstammung wären, der soll ihnen das Band wieder abfordern und, wenn er sich dessen weigere, sein eignes verlieren.

Zum Schluß werden die 24 Ältesten verpflichtet, von allen, die schon Mitglieder der Gesellschaft seien oder die sie dazu für tauglich hielten, die Siegel und die Beiträge einzufordern und sie nach Liegnitz aufs Rathaus abzuliefern. Die Personen ihrer Wahl wurden im voraus anerkannt.

Soweit die Satzungen. Das eine zeigen sie sicher, daß es sich nicht um einen Bund handelt, der mit vereinter Gewalt einen be-

stimmten politischen Zweck durchzusetzen sucht. Wie weit ein solcher wahrscheinlich beim Bischof im Hintergrund stand, ist oben gesagt; davon lassen aber die Satzungen nichts ahnen. Sie machen eher den Eindruck, als handle es sich um ein Landfriedensbündnis. Doch dürfen die nach dieser Richtung gehenden Artikel wohl mehr als zeitübliche Verbrämung gelten; als eigentlicher Kern scheint doch nur eine Vereinigung zu ritterlicher Lustbarkeit, eine Turniergesellschaft übrig zu bleiben.

Bischof Wenzel war weltlichen Dingen durchaus nicht abhold, fühlte sich nach dem, was über sein Leben bekannt geworden ist, mehr als Fürst denn als Geistlicher, liebte äußern Glanz und war nicht ängstlich im Geldausgeben. Der Ötzer Herzog Konrad, damals noch Dompropst, später auch Bischof, war noch viel weltlicher und lebenslustiger gesinnt, dazu ein geborener Schuldenmacher, auch zur Galanterie geneigt. „Item“, heißt es im Schuldenverzeichnis, das einer seiner Hofleute aufgesetzt hat<sup>1)</sup>, „so ist mir Ew. Gnaden schuldig zwei Rüdenbänder; das eine gab Ew. Gn. Ortchen<sup>2)</sup> Wilpergs Tochter; das andere gab Ew. Gn. Heinzen Dornheymbs Weib“.

Unter den vier weltlichen Fürsten ist nur von einem joviel bekannt, daß er uns als eine Persönlichkeit vor die Augen tritt; das ist Bischof Wenzels Großneffe und Liebling, Herzog Ludwig II. von Brieg. In ihm ist vielleicht der Anstifter des Ganzen zu suchen. Er war eine ritterlich glänzende Erscheinung voll Selbstgefühl, aber ohne Ernst und Tiefe, unruhig die Welt durchstürmend, nach Lebensgenuß jagend, im Geldausgeben mehr als sorglos, seinem spätern Herrn und König Sigmund sehr ähnlich. Wir sehen ihn wiederholt in den Niederlanden und in Ungarn, im gelobten Lande, auf dem Konstanzer Konzil und als Begleiter Sigismunds auf dessen Reise nach Frankreich und England. Im Jahre 1413, als die Gesellschaft gestiftet wurde, war er etwa 30 Jahre alt und mit einer ungarischen Magnatentochter Hedwig von Zapolha vermählt. Nach ihrem Tode heiratete er 1420 die 18jährige Elisabeth von Brandenburg, älteste Tochter des ersten hohenzollerischen Kurfürsten, dem er in Konstanz nähergetreten zu sein scheint; trug er

<sup>1)</sup> Klose, Von Breslau II, 2 S. 62.

<sup>2)</sup> Schlesiſche Koseform für Dorothea.

doch bei dessen Belehnung mit der Kur 1417 als Vertreter des Kurfürsten von Sachsen das Reichsschwert. „Der Herzog hatte viel Länder erfahren und erritten“, jagt Eberhard Windecke, „darum hatte er viel Schulden. So hatte er eine Frau, die war des Markgrafen Tochter von Brandenburg, der früher Burggraf von Nürnberg war, und die spielt gar sehr; so war er gar zehrhaftig und sie hatten der Rente nicht dazu“<sup>1)</sup>.

An diesen Herzog und seine hohenzollerische Verwandtschaft knüpft sich das wenige, was wir vom Fortbestand der Gesellschaft erfahren<sup>2)</sup>. Er wurde Nachfolger des Bischofs Wenzel, der 1417 dem Bistum entzagte und 1419 starb, nicht nur im Besitze von Liegnitz, sondern auch in der Hauptmannschaft der Gesellschaft, die in der Folge ganz als ein Orden erscheint. Da er weit herumkam, verbreitete er sie auch in weitere Ferne. So gibt er am 5. November 1420 zu Frankfurt an der Oder seinem neuen Schwager, Johann dem Alchimisten, Markgrafen von Brandenburg und Burggrafen zu Nürnberg, der damals im 17. Lebensjahre stand, in seiner Eigenschaft als Hauptmann, aus „besonderer Liebe und Freundschaft“ die „Gesellschaft mit dem Rüdenband zu tragen“. Zugleich bevollmächtigt und beauftragt er ihn, dieselbe „in den dreien Landen Schwaben, Franken und Baiern fürder andern zu tragen zu geben, in solcher Maße, als er das selbst als ein oberster Hauptmann tun möchte“. Als besonderes Gelübde der Mitglieder erscheint hier die Pflicht, jährlich ein Schock Groschen an eine Marienkirche zu zahlen, die der oberste Hauptmann zu bestimmen hat. Die Mitglieder, die der Markgraf Johann in den genannten drei Landen anwerben wird, sollen das Geld an die Marienkirche zu Langenzenn in Franken zur Unterstützung ihres Neubaus abführen. Fünf Jahre später, am 19. Dezember 1425, beauftragt Markgraf Johann von Tangermünde aus den Ritter Hans von Secken-

<sup>1)</sup> Eb. Windeckes Denkwürdigkeiten, herausg. von W. Altmann S. 76, 235. Windecke erzählt sogar die ganz unverbürgte, aber doch wohl in den Hofkreisen Sigismunds umlaufende Geschichte von ihm, der Herzog habe seinen Briegern die Eroberung ihrer Stadt durch die Hufsitzen gegönnt, weil ihm die Bürger nicht so viel Steuern gezahlt hätten, wie er gewollt hätte.

<sup>2)</sup> Vgl. Ph. E. Spieß, Archivalische Nebenarbeiten I, 101—103. Alles, was bisher von der Gesellschaft bekannt war, geht auf Spieß zurück.

dorſ zu Brune, weil er ſelbſt durch Geſchäfte in der Mark feſtgehalten werde, alle jänmigen Geſellſchaftsmitglieder in den drei Landen zur Zahlung ihres Beitrags anzuhalten. Er nennt in dem Schriftſtück ſich ſelbſt „Hauptmann in den drei Landen“, ſeinen Schwager Herzog Ludwig aber einen „König“ der Geſellſchaft des Rüdendbands. Auch dieſen Titel hatte alſo dieſe Geſellſchaft mit andern ähnlichen gemein<sup>1)</sup>.

Sicherlich wird der Herzog ſie auch in der Mark und namentlich auch in Schleſien weiterverbreitet haben, doch ſind darüber Nachrichten biß jetzt nicht zutage gekommen. Wenn der Augſburger Patrizier Sebaſtian Iſlung, der als Soldat, Geſandter, Geſchäftsträger uſw. durch viele Länder Europas zog und dabei verſchiedene Geſellſchaften oder Orden empfing, in ſeinen Aufzeichnungen ſagt<sup>2)</sup>: „Item, ſo hat mich begabt der Großfürſt von der großen Glogan in der Schleſien. Der hat mir geben ſein Geſellſchaft, ein ſiden Band, und geſchah in einer Stadt, iſt nicht fern von Rom“ — ſo iſt auch hier möglicherweiſe<sup>3)</sup> an das Rüdendband zu denken. Doch gibt Iſlung weder die Zeit noch den Namen des Fürſten an, und es iſt nicht bekannt, ob einer der beiden Heinriche von Glogan, die damals lebten, das Rüdendband getragen oder eine Romreiſe gemacht hat.

Wir werden kaum annehmen dürfen, daß die Geſellſchaft den Herzog Ludwig II., der 1436 aus der Welt ſchied, überlebt hat. Die 1420 ausbrechenden und ſeine ganze Regierungszeit ausfüllenden Huſſitenkriege ſtürzten Schleſien in ſo großes Elend, daß allen Schichten der Geſellſchaft die Neigung zu Luſtbarkeiten vergehen mochte. Wenn in dem großen Wappenbuche des Konſtanzer Patriziers und Ritters Konrad von Grüenberg, das nach der Vorrede erſt 1483 vollendet iſt, das herzoglich Siegniziſche Wappen mit einer ſtachelichen, unten einen Ring tragenden Kette geſchmückt iſt<sup>4)</sup>,

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. Rügners Turnierbuch S. CXI ff.

<sup>2)</sup> Frhr. Roth von Schreckenſtein, Die Ritterwürde und der Ritterſtand S. 675.

<sup>3)</sup> Vorſicht in dieſer Annahme iſt mehr nötig, als ſie z. B. Alwin Schulz, Deutſches Leben im XIV. u. XV. Jahrh. S. 547 übt. Was alles Süddeutſche aus Unkenntnis nach Schleſien verlegten, lehrt Grüenberg, Wappenbuch, ebenjo Ulrich von Richenthals Chronik.

<sup>4)</sup> Tafel L.

die der Herausgeber Graf Stillsfried, auf Grund der ihm bekannten beiden Urkunden betr. die Stellung des Markgrafen Johann des Alchimisten zur Gesellschaft, aller Wahrscheinlichkeit nach richtig als die Kette des Rüdenbandordens angesehen hat, so darf daraus keineswegs geschlossen werden, daß die Gesellschaft zu Grünebergs Zeiten noch existiert hat. Er dürfte eine Vorlage aus der Zeit des Konzils gehabt haben, in der Herzog Ludwigs Wappen diesen Schmuck aufwies. Eine andere Abbildung des Rüdenbands ist bisher nicht bekannt geworden. Von Herzog Ludwig hat sich kein Bild oder Grabmal erhalten. Der Grabstein des Bischofs Wenzel zeigt zwar neben dem Bischofsornat das Liegnitzer Wappen, aber sonst kein weltliches Abzeichen.

So ist die Gesellschaft des Rüdenbandes nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen; aber sie teilt dies Schicksal mit den meisten ähnlichen Bildungen jener Zeit, die glänzenden Seifenblasen-ähnlich entstehen und vergehen. Sie hat ihre Bedeutung nur in dem Zeugnis, das sie ablegt von der Teilnahme Schlesiens an dem, was damals die ritterlichen Kreise Deutschlands beschäftigte und ergözte.

### Stiftungsbrief der Gesellschaft des Rüdenbandes 1413 August 7.

Wir hirnochgeschrebin furstin: von gotis gnadin Wenczlaw bischoff zu Breßlaw, herczog vnd hirre czu Legenicz, Ludwig herczog vnd hirre czu Legenicz Brig, Przimko herczog vnd herre czu Troppau, Conrad Senior genant vnd Conrad Kenthener sein brudir, herczog czur Olffen vnd hirren czur Cossil, vnd Johannes herczog vnd hirre czum Sagan mit andern hernochgeschrebin hirren, rittern vnd knechten, gemeynlichin vnsern gesellin des Rodinbandes, globin den andern bey trawin vnd eren ane arg, die hirnochgeschrebin artikel stete gancz vnd gar czu haldin vnvorsprechlichin dowedir nicht czu redin. Der erste artikel ist, das wir den andern des gleichin vnd rechtin beylegin sullen, awsgenomen eynes iczlichin erbhirren. Der andir artikel ist, ap keine gesellin vndir vns mit enandir ofstessig wordin, die sullen komen vor die vier gesellin, dy do czu gekoren seyn; ap sie ir nicht gehabin mogin, so sullen sie nemen andir vier gesellin, die sy am nesten doczu gehabin mogen von dem Rodinbande; mogen sie denne die nicht entscheidin, so sullen sie komen vor den

nesten fursten eynen, der das Rodinband treyt, wo sie den am nestin gehabin mogin. Was denne der czwuschin en awspricht, das fullen sie ane wedirrede an beidin teilin stete vnd gancz haldin vnd volführen, vnd wer derselbin vnderweisung nicht volgin welde deme selbin furstin, der dorumme besucht were, vnd den eldistin gesellin, die doczu gekoren weren, der sal das Rodinband nedirlegin vnd drey schog groschen doczu ane wedirrede. Der dritte artikel, ap keiner vnder vns gesellin bey geschefitin weren, dovon her vngelymphin hette adir\*) . . . vngelymphin tete, der wedir ere were, do got vor sey, der sal das Rodinband ane wedirrede nedirlegin, das nymme tragin vnd antwortin den eldistin gesellin.

Der vierde artikel, das vnsir hirre der bischoff von Brefflaw gebin sal czwelff schog groschin vnd iczlich furste der das Rodinband treyt, sechs schog groschin vnd iczlich ritter vnd knecht, der das Rodinband treyt, eyn schog groschin; das globin wir alle jor jerlichen gancz vnd gar zu gebin ane wedirrede. Vnd globin mit dem erstin gelde czu stiftin eine ewige messe czu Legenicz off dem thume, das andir jor dornach am nestin sonntag noch s. Mertins tag einen hoff [zu] habin czu Legenicz vnd abir obir das ander jar eynen hoff zu habin zu Görlicz vnd der nicht abeczugeen, vnd denne vorbasme jerlichin also die höfe zu habin einen eyn jar czu Legenicz, den andern das ander jar czu Gorlicz. Ydach wurden die obgenanten furstin mit den eldistin gesellin czw rate, die höfe zu vorlegin in ander stete awssewenig Legenicz adir Gorlicz, des fullen sie gancze vnd folle macht habin. Ouch globin wir, welch geselle ane Rodinband fundin wirt, das der gebin sal ane wedirsprechin deme gesellin, der en an das Rodinband fundin hette, zechs groschen, vnd ap sie derselbe von im nicht nemen noch furdern welde, der selbe sal gebin den gesellin eynen firdung ane allis wedirsprechin. Auch welchir vnder vns czu eyne hofe rete vnd do den dang dirsteche adir der dornyrt, der sal den hoff beschreien den nesten sonntag noch s. Mertins tag, einen eyn jar keyn Legenicz vnd den andern das andir jar keyn Gorlicz, also verre ap is die vorgeanten furstin mit den eldistin gesellin nicht anders czu rote würden, als oben geschreiben stet.

---

\*) Noch in der Vorlage.

Auch globin wir vorbasme, das Rodinband nymand czu gebin, wedir frawin noch jungfrawin, is were denne czu eyne hofe, do die gesellin beyeinandir weren, vnd gebe is keyn furste dorobir weg, der sal nedir legin vomfczig schock groschen der geselleschaft ane wedirrede, vnd welch ritter adir welch knecht is ymand gebe, der sal denne gebin czwenczig schog groschen vnd doczu die geselleschaft abelegan ane wedirrede. Auch welchs gesellin ingesegil an desim briff nicht fundin würdin vnd\*) . . . domete nicht nedirgelegit hette off s. Mertinstag, der sal das Rodinband abelegin vnd nymme tragin vnd wir en auch vorbasme nymme vor eynen gesellin habin fullin, vnd welde is dorobir imand tragin\*) . . . wedir die gesellin . . . alß das her is nymme tragin fal. Auch welch geselle is mit gutem wille nymme tragin welde\*) . . . vnd den eldistin gesellin vnd dorczu drey schog groschen. Auch globin wir in guten trewin an allis arg noch allin . . . wenne wir in czukunftigin czeitin czu Legenicz, czu Gorlitz adir wo das were [hof haldin?] werdin, das wir dornoch die neste metewoche alle mitenandir do bleibin fullen vnd wellin vnd bestellin, das man do eine tageczeit (?) mit vigilien vnd mit mesfin fingen vnd begeen fal gote zu lobe vnd der gesellin czele czu troste, die aws vnser geselleschaft vorgangin vnd vorscheidin weren. Auch globen wir, ap imand were vnder vns, der die geselleschaft frawin adir jungfrawin gegeben hette, dy doczu nicht geborin weren, das sie eyn iderman, der fie en gegeben hette, fal von en wedir furdern, das fie lie antwortin fullin. vnd welcher is denne nichte tete, so fullen vnd globin wir mitenandir dovor czu denkin vnd mit demselbin also dorvme czu redin, das her die geselleschaft furdern fal adir dy nymme mit vns tragin fal.

Auch globin wir alle mit enandir ane arg, ap sache wurde, das aws vnser geselleschaft des Rodinbands keiner vnser gesellin czu schaden qweme adir gefangin wurde dorch erhaftiger sachin wille ane schault, adir schadin neme von brandes wegin, des her sich nicht mocht wedir dirholin, das wir eyn iczlicher vnser gesellin noch dirkentnisse der obgeschrebin furstin vnd der eldistin gesellin demselbin helffin vnd ratin wellin, seinis schadins vnd narung wedir czu dirholin. Auch fullen dy eldistin gesellin, die doczu gekorn werdin in den landin konigreichin vnd furstenthumen: nemlich in dem konig-



reiche zu Behmen her Wilhelm Hase, her . . . Heinrich vom Lasen vnd Gerisch, in dem lande und furstenthüm czu Legenicz her Nickil von Rechinberg, her Hannus von Czedelicz czu Parchewicz gesessin, her Mertin von Buzewoy vnd her Heincze von Alcenaw, in den landin vnd furstentumen Bresslaw, Brig vnd Sweidenicz her Heinrich Schindel, Segemund von Pogrelle, Gloggreant von Rachnaw, Nickil von Onchtericz czu Sebineichin gesessin, in den landen vnd furstenthumen Gorlitz vnd Bawdissin her Cristoff von Gerensdorff, Petir von Gawske, Gelfried von Hawgewicz, Cristoff von Gerensdorff gesessin czu Konigishain, in den landen vnd furstenthumen czum Sagan vnd Glogaw her Franczke von . . . her Nickil von Kittelicz, her Franczke von Warnsdorff vnd her Hanos vom Berge, in den landen vnd furstenthumen czur Olffen vnd czur Coffil her Heinrich von Dony, her Lorencz Roraw, her Thomfchig Tanefeld vnd Hemil Kosslig, das geld vnd ingesegil von eynem iczlichin nemen vnd fordern, der in der gesellschaft ist, czwischin hie vnd s. Mertins tag vnd nemlichin den, die sie wiffin, die doczu tögin, das die obgenanten fursten vnd hirren vnd wir gesellin alle mit einandir willin vnd libin vnd seen is of die obgeschrebin, die dorczu gekorn sint, vnd bestrickin sy doczu, das sie das ane arg infurdern vnd innemen lullin vnd antworten keyn Legenicz of das rathaws dem burgermeister vnd ratmannen. Das alle obgeschrebin artikel vnd sachen eigentlich vuvorbrochlich stete gancz vnd gar ane arg werdin gehaldin, zo habin wir obgenanten fursten mit allen vnfern gesellin, die bey desir ordenung vnd schickung gewest sint, vnser ingesegil czu einer rechtin sicherheit an defin brieff heissin hengin, der czu Legenicz gegeben ist am montag vor s. Laurencij tag noch gotis gebort Anno domini M<sup>o</sup>CCC<sup>o</sup>XIII<sup>o</sup>.

---

## 6.

### Die Bilder der Breslauer Ratsherren von 1667\*).

Im sogenannten Breslauer Zimmer des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer<sup>1)</sup> hängen an einer Wand nebeneinander 23 Porträts von gleicher Größe, in gleichen Rahmen, von demselben Künstler gemalt, Männer in der gleichen Amtstracht darstellend. Die darüber hängenden Kupferplatten zeigen, daß dieselben Porträts auch in Kupfer gestochen worden sind. Schon dieser Umstand läßt darauf schließen, daß hier Männer künstlerisch verewigt worden sind, die für Breslau eine hohe Bedeutung gehabt haben müssen, wenigstens für das Breslau ihrer Zeit, der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, auf die die äußere Erscheinung mit den Allongeperücken, den zierlichen Schnurrbartformen, den breiten, bäffchenartigen Kragen und den geschlitzten Wämsern mit größter Deutlichkeit hinweist. Inschriften, die sich in der eirunden Umrahmung der Brustbilder herumziehen, Namen und Stand der dargestellten Personen angeben und oben in der Mitte wie in einem Schlußsteine diese Angaben durch Wappenbilder ergänzen, lassen den Beschauer erkennen, daß er vor Bildern von Breslauer Ratsherren steht.

Demjenigen Beschauer aber, der mit den Breslauer Altertümern, namentlich der inneren Ausstattung des Rathauses, etwas vertrauter ist, wird auch bald die Erinnerung kommen, er müsse dieselben Porträts von der gleichen Künstlerhand schon anderweitig gesehen

---

\*) Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer Bd. I (Breslau 1900) S. 87—99.

<sup>1)</sup> Jetzt in der Abteilung „Alt-Breslau“ des Museums. Die Kupferplatten sind jetzt nicht mehr ausgestellt.



Sitzung des Breslauer Statts, nach einem Aquarell von 1659.



haben. Und in der That zeigt schon eine flüchtige Vergleichung, daß hier im Museum dieselben Männer einzeln porträtiert sind von demselben Künstler, der das große Bild einer feierlichen Ratsitzung aus dem 17. Jahrhundert gemalt hat, das jetzt im Oberbürgermeisterzimmer des Rathauses hängt; und es wird klar, daß die Porträts, die jetzt das Museum ausgestellt hat, nachdem sie über zwei Jahrhunderte lang nur wenigen Eingeweihten bekannt gewesen waren, die Vorarbeiten zu jenem großen Gemälde darstellen.

Der freundliche Leser wolle nicht etwa befürchten, daß ich die Absicht habe, mit dem Hinweis auf diese Bilder einen schlesischen Raphael oder Tizian aus der Vergessenheit zu erwecken, in die ihn die Ungerechtigkeit der Mit- und Nachwelt versenkt hat. Die Bilder scheinen mir nicht dazu geeignet zu sein, auch wenn ich selber mehr Berechtigung zu solchem Unternehmen geltend machen könnte. Mich interessiert eben mehr der Vorwurf der Bilder, die die Stadtbibliothek bisher beherbergt hat, als deren künstlerische Ausführung. Aber es dürfte doch unter den Bewohnern unserer Stadt und den Besuchern unseres Museums manche geben, deren Teilnahme und Zustimmung dieses Interesse erweckt, und die gern einmal im Betrachten dieser Bilder in jene Zeit zurückschauen, wo Breslau sich noch im stolzen Gefühl einer fast reichstädtischen Selbstherrlichkeit brüstete, wenn diese Herrlichkeit auch schon recht sadenſcheinig zu werden anſing. Eine Ratsſitzung jener Zeit ſtellt das erwähnte große Bild im Rathauſe vor, und es iſt außer einer gleichzeitigen kleinen Skizze (Abb. vor dieſer Seite) das einzige dieſes Inhalts, das exiſtiert. Die Nachwelt hat ſich biß zur Gegenwart nie wieder zu einer Nachahmung aufgeſchwungen. So erſcheint es alſo eines lokalen Interesses in hohem Grade wert.

Wenn wir im Museum aus den Umſchriften der 23 Porträts die Namen feſtgeſtellt haben, läßt ſich mit Hilfe des im 11. Bande des Codex diplomaticus Silesiae veröffentlichten Breslauer Stadtbuchs, daß die Ratslinie von 1287 biß 1741 in jährlichen vollſtändigen Liſten nach dem alten amtlichen Liber consulum mitteilt, leicht nachweiſen, daß sämtliche Namen auf das Jahr 1667 paſſen, daß wir alſo die acht Ratsherren und elf Schöppen neß den zwei Syndicis und den zwei Notarien Breslaus aus dieſem Jahre vor uns haben.

Den Reigen eröffnet der Ratspräsident Samuel von Saebisch und Mahlen. Präsident hieß damals der Vorstand des Ratsskollegiums, in älteren Zeiten Ältester, Senior, nach der preussischen Besitzergreifung Direktor, seit der Einführung der Städteordnung Oberbürgermeister genannt. Auf den Bildern der alten Ratspräsidenten, die den Fürstensaal des Rathhauses zieren, findet sich auch der Titel Hauptmann, capitaneus, weil der Rat fast drei Jahrhunderte lang auch die Hauptmannschaft über das Fürstentum Breslau verwaltete; doch hatte er diese 1635 opfern müssen, um die kirchliche Freiheit und Selbständigkeit der Stadt zu retten. Auch der bei Saebisch in der Umschrift auf den Präsident noch folgende Titel, Direktor des Namslauer Burglehens, erweckt nur noch eine historische Erinnerung. Wie andere Teile ihres einst größeren Grundbesitzes mußte die Stadt den 1533 erworbenen Pfandbesitz des Namslauer Burglehens 1702 in die Hände des Kaisers zurückgeben.

Samuel von Säbisch oder Sebisch stammte aus einer angeblich von Oberschlesien nach Breslau eingewanderten, im Beginn des 17. Jahrhunderts geadelten Familie<sup>1)</sup>, die sich durch eine höchst mannigfaltige Begabung ihrer zahlreichen Mitglieder in den Künsten des Friedens wie des Krieges ausgezeichnet und der Stadt mehrere Oberhäupter gegeben hat. Wie Adam von Säbisch bis 1635 der letzte Hauptmann des Fürstentums gewesen war, so erlosch mit Albrecht von Säbisch, unter dem der Einmarsch der Preußen in Schlesien stattfand, die Reihe der alten Ratspräsidenten überhaupt. So verkörpert sich in dieser tüchtigen Familie, die anderthalb Jahrhunderte lang im Räte geessen hat, ein bedeutames Stück Breslauischer Stadtgeschichte, allerdings nicht in aufsteigender, sondern in absteigender Richtung. Die kräftigen Züge des hier im Anfang der 70er Jahre dargestellten Präsident Samuel scheinen wohl einen tüchtigen Mann zu verbürgen, aber sonst erfahren wir von seiner Persönlichkeit nichts Rechtes. Die bei seinem Tode erschienenen Gelegenheitsgedichte wissen doch das dem Verewigten gespendete Lob unglaublich wenig zu individualisieren. Das gilt aber nicht nur von ihm, sondern auch von den meisten übrigen Mitgliedern des

---

<sup>1)</sup> Näheres über sie bei F. G. A. Weiß, Die letzten Breslauer Ratsfamilien. Schles. Zeitung 1892 Oktober 7.

Kollegiums. Zu daselbe 1637 eingetreten, 1662 an die Spitze berufen, starb er im 74. Lebensjahre am 2. Februar 1671, nachdem er gerade in den letzten Jahren das Schiff der Stadt durch schwere Fährlichkeiten hatte steuern müssen, in die es durch die ansgreifende Politik der nach dem 30jährigen Kriege wieder mächtig gewordenen alten Kirche geraten war.

Auf den Ratspräsidenten folgte im Range der Vizepräsident, der, wie auch aus den Inschriften zu sehen ist, den Ältestentitel führte. Der hier porträtierte Vizepräsident Augustin Heinrich von Kromayer und Groß Sägewitz, der zugleich städtischer Kriegskommissar war, sieht wenig militärisch aus; seine Vorbildung war auch keine militärische, sondern eine juristische gewesen. Er hatte in Leipzig und Altorf studiert und dann nach der Sitte der Zeit die auf den Universitäten erworbene Bildung auf großen Reisen durch Dänemark, Niederland, England, Frankreich und Spanien vervollständigt. Auf der Rückreise zu Schiff nach Hamburg gelangt, kehrte er über Frankfurt a. O., Thorn und Posen heim nach Breslau. Niemand, wenigstens nicht die vornehmen jungen Leute, reiste damals um des Naturgenusses willen, sondern um die Einrichtungen fremder Staaten und die Sitten ihrer Bewohner kennen zu lernen. Wem es der Beutel des Vaters erlaubte, der reiste auch mit einem erfahrenen Mentor, der überall auf die Sehenswürdigkeiten aufmerksam machte und auch die Besuche bei berühmten Männern vermittelte; denn diese gehörten besonders zu den Sehenswürdigkeiten, von denen man später in der Heimat zu erzählen liebte. Auch Kromayer hatte für die verschiedenen Länder seine Mentoren gehabt. Wer möchte bestreiten, daß diese Art zu reisen wirklich bildungsfördernd war! Nach Hause zurückgekehrt, hatte Kromayer bald geheiratet und dann sieben Jahre lang ein väterliches Gut bewirtschaftet; im 30. Lebensjahre war er in den Rat gewählt worden und in diesem allmählich emporgekommen. Das war in allem die Karriere eines Sohnes von guter Familie. Und aus der war er. Die Kromayer waren gegen das Ende des 15. Jahrhunderts aus der Lausitz eingewandert, hatten sich mit den Ratsfamilien verschwägert, waren im Anfange des 16. Jahrhunderts selbst in den Rat gekommen und hatten als wohlhabende Kaufleute, wie diese es übrigens alle taten, einen Teil ihres Vermögens in Grund-



besitz angelegt. So war auch Augustin Heinrich Erbherr auf Buckowine und Grüneiche. Er starb schon im 57. Lebensjahre, am 27. Mai 1669, und mit seinem Sohne erlosch im Mannesstamm die Breslauer Linie seines Geschlechts.

Den beiden Präsidien gegenüber kann der ihnen folgende Oberkämmerer Johann von Götz und Schwanenfließ auf Höfchen, der Mann mit dem länglich schmalen Kopfe, aus dessen schon stark von schweren Leiden verheerten Zügen immer noch ein klares, scharfes Auge blickt, als ein Emporkömmling gelten, den nur eigenes Verdienst vorwärts gebracht hatte. Denn als Sohn eines Rats Herrn in dem kleinen fränkischen Städtchen Brichsenstadt 1600 geboren, man weiß nicht wie, nach Breslau verschlagen, mit der Tochter des Magnus von Hain (Hein) auf Nieder-Hausdorf, der keiner rats herrlichen Familie angehörte, 1636 verheiratet, war er 1645 in den Rat und dann bald zum Unter-, später zum Oberkämmerer gewählt worden. Er erfreute sich auch kaiserlicher Gnade, war geadelt worden, trug die goldene Gnadenkette mit dem Brustbild der regierenden Majestät und den Titel eines kaiserlichen Rats. Er war Erbherr auf Höfchen<sup>1)</sup>, das er erst angelegt hatte, auf Beltzschütz und Polnisch-Marchwitz. Er wurde nach dem Tode Samuels von Säbisch 1671 dessen Nachfolger im Präsidium, legte es aber 1677, nachdem er seiner Leiden halber zwei Jahre lang sein Haus nicht hatte verlassen können, freiwillig nieder, worauf sofort sein Sohn Magnus Anton in den Rat gewählt wurde, der auch lang lebzig genug war, um bis zum Präsidium vorzurücken. Es war nicht selten, daß so der Sohn unmittelbar in die Lücke trat, die des Vaters Tod ins Kollegium riß; war doch ein Sitz darin mehr ein Herrschaftsrecht als ein Amt.

Ein hervorragendes Interesse erweckt das vierte Bild, das in der Umrahmung den Namen Christian von Hofmannswaldau aufweist. Das fleischige, etwas sinnliche Gesicht stellt das Haupt der zweiten schlesischen Dichterschule dar, den einst so hoch bewunderten, jetzt freilich nur noch in den Literaturgeschichten lebenden, mit Recht nicht mehr gelesenen Verfasser der „Heldenbriefe“, der

---

<sup>1)</sup> Höfchen-Commende, an der Stelle der jetzigen Höfchenstraße in Breslau, so genannt zum Unterschiede von Maria-Höfchen, westlich von Breslau.

ein schönes poetisches Talent nur zu seiner und seiner Leser Belustigung verwandte und dabei die Reizmittel gröbster Sinnlichkeit nicht verschmähte. Und doch war er ein ehrbarer, pflichtgetreuer, in schwierigen Geschäften erprobter, namentlich wegen seiner Fürsorge für die städtischen Gymnasien gepriesener Mann. Er war 1617 geboren als der Sohn des schlesiſchen Kammerrats Johann Hofmann, der vom Kaiser mit dem Prädikat von Hofmannswaldau geadelt worden war. Der Sohn pflegte in seinem lebhaften Briefwechsel dies Prädikat nicht zu führen, ein Zeichen, daß er auf den zu seiner Zeit so leicht erreichbaren Briefadel wenig Gewicht legte. In der Stadt hatte der alte Bürgerstolz bis 1655 so weit vorgehalten, daß kein Ratsmitglied ein Adelsprädikat führen durfte, auch wenn es sonst der Familie verliehen war und andere Glieder derselben sich seiner bedienten. Seit 1656 war dies Verbot gefallen, und in der Folge erschien es der Etikette ganz unerläßlich, daß alle Ratsmitglieder außer den „bezechten“, d. h. zünftigen, den Adel erwarben, falls sie ihn bei der Wahl noch nicht hatten. Selbst die Mitglieder aus den Zünften, die doch als die niedere Bürgerschaft durch eine tiefe Kluft von den Honoratioren getrennt waren, kamen schließlich darum ein, wurden aber mit einer Verwarnung abgewiesen<sup>1)</sup>. Einen zugkräftigen Grund zum Streben nach dem Adel hatten die Ratsmitglieder übrigens darin, daß die Mitglieder der im 17. Jahrhundert in Breslau immer zahlreicher werdenden kaiserlichen Behörden alle den Adel erlangten und es den Ratsherren im Interesse ihrer Würde unerläßlich schien, diesen gleichzustellen.

Christian Hofmann, um noch einmal auf ihn zurückzukommen, hatte seinen in Breslau begonnenen Schulunterricht in Danzig voll-

<sup>1)</sup> Der weitgereiste, gut beobachtende Schriftsteller Joh. Michael von Voyn (1694—1776) schreibt 1716 über Breslau: „In der That kan man sich kaum einbilden, wie weit die Einwohner in dieser Stadt die Narrheit der Titel und des Adels treiben. Hat etwan ein Kaufmann oder Goldarbeiter oder Kretschmer oder Vieh-Händler einige Tausend Thaler glücklich erschachert, so reisen etliche hundert davon nach Wien, um sich das theure „Von“ mit doppelt gehelnten Wappen und einem Ahnen-Register von vier bis acht geadelten Vorfahren zu beschreiben. Man findet deswegen hier die gnädige Fräuleins fast in den Gram- und Häring-Buden.“ Des Herrn von Voyn Kleine Schriften, herausg. von J. B. Müller, Teil 4, Frankfurt-Leipzig 1752 S. 382.

endet, in Leiden Jura studiert, dann in England, Frankreich und Italien Aufenthalt genommen, so daß er erst nach sechsjähriger Abwesenheit wieder heimkehrte. Schon im 30. Jahre wurde er in den Rat gewählt. Langsam aufrückend, wie es das Absterben der Vordermänner ergab, gelangte er in weiteren 30 Jahren bis zum Präsidium; doch erfreute er sich der höchsten Würde nur wenig über zwei Jahre, da er am 18. April 1679 im 62. Lebensjahre verschied. Eine pomphafte Lobrede schrieb ihm bei seinem „Hoch-Adeligen Leich-Begängnisse“ sein Genosse auf dem damaligen schlesischen Barnaß, Johann Casper von Lohenstein. „Der große Pan ist todt.“ Und der Rektor Christian Gryphius, der auch Verse machte, weil sein Vater ein Dichter gewesen war, ließ „das bethränte Breßlau“ klagen:

Budorgis salzte sich, weil was Sie vor gezieret,  
Mit ihrem ATLAS fiel, in blassen Todten-Graus.

Auf Hofmannswaldau folgt noch ein jüngerer, sehr wohl und etwas selbstgefällig aussehender Mann, ein Repräsentant derjenigen Familie, die am längsten, d. h. fast drei und ein halbes Jahrhundert hindurch im Räte gesessen und diesem 15 Mitglieder geliefert hat, Adam Wenzel von Reichel, Erbherr auf Magnitz, Zaungarten und Klein-Rasseltwitz, wozu er mit seiner Frau noch Barottwitz erheiratete. Nach Vollendung seiner Studien in Helmstädt und Leiden und der großen Reise, die hauptsächlich Italien und den österreichisch-ungarischen Ländern galt, hatte er 1652 im 25. Jahre geheiratet und war schon das Jahr darauf in den Rat gewählt worden. Das Bild stellt ihn als angehenden Vierziger dar, kurz vor seinem unerwartet früh im Juli 1668 erfolgenden Tode.

Auch der dann folgende ältere Herr mit dem freundlichen, etwas leidenden Gesicht, Hans Burckhard (Burghart) von Löwenburg (Lewenburg), geboren 1611, war ein reicher Mann. Das Bild von 1667 nennt ihn Besitzer von Grunau; das Jahr darauf erbte er vom Schwager auch Oldern und Bentwitz. Aber die Familie war weniger alt und vornehm; erst sein Vater hatte den Adel erworben, und er war der erste, der 1654 mit 43 Jahren in den Rat gelangte. Da er bis 1677 lebte, erreichte er allmählich das Vizepräsidium und wurde unmittelbar nach seinem Tode durch seinen gleichnamigen Sohn ersetzt.

Sonst ist nichts weiter von ihm bekannt, noch weniger von den beiden zünftigen Ratsherren, die die letzten Plätze am Ratstische hatten, dem Kretschmer Sigismund Schreiber und dem Tuchmacher Jakob Fiedler (Fiedlar). Ersterer, seit 1662 im Rat, muß intelligenter gewesen sein, als ihn das Porträt erscheinen läßt; sonst würde der von Hirschberg gebürtige, nach unruhiger Jugend kriegsflüchtig nach Breslau verschlagene Mann nicht mit 40 Jahren in den Rat gelangt sein. Die Tochter des Junungsältesten Schulze heiratete er erst nach seiner Wahl in zweiter Ehe. Er war Kirchenvorsteher zu St. Barbara und starb 1674 im 53. Lebensjahre. Sein Nachbar Fiedler saß von 1648 bis 1672 im Rat. Die langen und wechselvollen Kämpfe zwischen den Kaufmannsgeschlechtern und den Zünften oder Zechen hatten schon im 15. Jahrhundert dazu geführt, den vier bedeutendsten Zünften, den Reichkrämern, Tuchmachern, Kretschmern und Fleischern eine Vertretung im Räte zu bewilligen, aber diese zünftigen oder „bezechten“ Mitglieder blieben immer an die beiden letzten Plätze am Ratstisch und auf der Schöffenbank gebunden.

Der alte Breslauer Rat war für die Stadt sowohl die Verwaltungs- wie die Gerichtsbehörde. Er gliederte sich deshalb in zwei Abteilungen, das eigentliche Ratskollegium und das Schöppenkollegium. Beide wurden alljährlich neu besetzt, ergänzten sich aber nach uralter Sitte nur durch Kooptation und waren dem Wesen nach längst ständig geworden, wenngleich die Erneuerung oder Verfehrung noch immer Jahr für Jahr am Tage vor Aschermittwoch stattfand, in sehr feierlichen, aber stereotypen Formen. Das Aufücken erfolgte streng nach der Anciennität.

Wenden wir uns jetzt den auf der Schöffenbank sitzenden Gestalten zu, so tritt uns in dem Schöffenpräses David von Eben und Brunnen eine stattliche Figur mit kräftigem, martialischem Gesicht entgegen, der man ihre 68 Jahre nicht ansieht. Die Eben waren ein süddeutsches Geschlecht<sup>1)</sup>, das Generationen hindurch im Räte zu Memmingen geessen hatte; erst Davids Großvater war aus Schwaben nach Schlesien gekommen und durch die Heirat mit

---

<sup>1)</sup> Vgl. E. Fuhrmann, Die Bedeutung des oberdeutschen Elements in der Breslauer Bevölkerung des 15. und 16. Jahrhunderts. Breslauer Dissert. 1913.

einer Uthmann in die Kreiße des Breslauer Patriziats eingedrungen. Sein jüngerer Sohn Nikolaus war 1617 in den Rat gelangt, und diesem war 1644 David gefolgt, der mit dem oben genannten Adam Wenzel von Reichel verschwägert war. Er saß auf Strachwitz, westlich von Breslau. Das Geschlecht blühte noch lange, auch im Kriegsdienst; doch schied es wieder aus dem Rat, als David am 14. Mai 1669 das Zeitliche segnete.

Auf ihn folgt Sigismund von Fürst und Kupferberg, aus derselben Familie, aus der ein Jahrhundert später der Großkanzler Karl Joseph Maximilian Freiherr von Fürst hervorging. Den Beinamen hatte die Familie von dem Bergstädtchen Kupferberg, das der aus Bamberg nach Breslau eingewanderte Georg Fürst erworben hatte. Glücklicher Bergbaubetrieb brachte sie schnell zu Vermögen, dem dann leicht der Adel folgte. Dem Räte hat sie drei Mitglieder gegeben, von denen Sigismund das mittlere war. Er starb am Michaelistage 1674. Sein Gesicht zeigt im Bilde einen fremdartigen, mehr slawischen als deutschen Typus.

Ernste, wenn auch nicht unfreundliche Züge zeigt sein Nachbar, ein ausgehender Vierziger, Heinrich Marx von Pein und Wechmar, der Träger eines in der Stadt sehr angesehenen Namens. Er war der ältere Sohn des um die Stadt in den schweren Zeiten des 30 jährigen Krieges hochverdienten, ebenso unermüdllich wie erfolgreich tätigen Syndikus Johann von Pein<sup>1)</sup>, der 1622 aus sächsischem Hofdienst in das Breslauer Syndikat übergetreten war. Sein Geschlecht stammte ursprünglich aus dem Fürstentum Grubenhagen, führte aber den Zunamen von Wechmar nach einem thüringischen Besitz; in Schlesien spaltete es sich in eine adelige Linie, die der Stadt im ganzen drei Ratsherren geliefert hat, und in eine freiherrliche. Wir wissen von Heinrich Marx nur, daß ihn seine Studien und Reisen nach Holland und England geführt haben, und daß er Eva Susanna Jessinski geheiratet hat, aller Wahrscheinlichkeit nach eine Tochter jenes Stephan Jessinski, der sein und seiner Frau Eva Haunoldin Allianzwappen an der Südseite des von ihm erbauten Hauses, das allen Breslauern als der Riem-

---

<sup>1)</sup> Vgl. besonders Krebs in Darstellungen u. Quellen zur schles. Geschichte Bd. 15 S. 22 u. ö.

bergshof bekannt ist, in Stein hat darstellen lassen. Heinrich Marx starb schon im Januar 1668, wenige Monate nach seiner Frau, worauf sein Bruder Sigismund Reinhard für ihn gewählt wurde. Der ältere der beiden Brüder saß auf Sürding und Wessig, der jüngere auf Seiffersdorf; später erwarb er Kranz.

Neben ihm sitzt der Unterkämmerer Matthäus Kiedel von Loewenstern, Erbherr auf Trejchen und Seiffersdorf, ein reicher Kaufherr, der von seinem Gelde auch einen edlen Gebrauch zu machen wußte, denn er hatte 1652 die noch jetzt vorhandene Kanzel der Elisabethkirche aus schwarzem italienischen Marmor mit Säulen aus salzburgischem Marmor und Kapitälern und Engelsköpfen aus Marmor auf seine Kosten herstellen lassen. Er führte das Unterkämmereramt 10 Jahre lang und starb, als er eben das von Johann von Götz abgegebene Oberkämmereramt übernehmen sollte, am 25. Februar 1670, im 66. Lebensjahre. Den Adel hatte schon der Vater Peter erworben, mit dem das Geschlecht in Schlesien auftaucht; später kommt noch die Freiherrnwürde dazu. Der letzte der schlesischen Linie war ein Onkel Holteis, von dem dieser in seinen „Vierzig Jahren“ erzählt, daß er nach dem Verluste seines Gutes Großleipe im Trebnitzer Kreise sich bei dem Besitzer des Gutes Obernitz, seinem alten Freunde Karl Wolfgang Schaubert, die letzten Jahre seines Lebens aufgehalten habe. Dieser Erbonkel Baron Kiedel hatte ebensovienig wirtschaftliches Talent wie sein Nefse.

Kiedels erheblich jüngerer Nachbar mit dem würdevollen, selbstbewußten Blick, Ferdinand von Mudrach (Modrach), Erbherr auf Ober- und Nieder Rathen, Heidau und Hermannsdorf im Westen und Südwesten von Breslau, hatte die Zeit seines Wirkens noch vor sich; denn er wurde 1670—1676 Oberkämmerer und 1680—1690 Präses, verwaltete also die verantwortungreichsten Ämter eine ziemliche Zeit. Sein Sohn erwirbt die Freiherrnwürde, und sein Enkel ist unter Friedrich dem Großen Intendant der königlichen Schlösser und zur Zeit der Schlacht bei Leuthen Besitzer der Herrschaft Deutsch Wissa. In seinem Schlosse soll der König bekanntlich am Abend des Schlachttages eine Versammlung österreichischer Offiziere überrascht haben; doch ist die Grundlosigkeit dieser Erzählung nachgewiesen<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Grünhagen (Schlesien unter Friedrich dem Großen II 55 ff.) hält es nach den örtlichen Verhältnissen für undenkbar, daß der König das Schloß betreten

Noch jünger ist der Nachbar Hans Sigismund von Hannold auf Sacherwik, erst im 34. Lebensjahre und doch schon seit acht Jahren im Rat. So konnte es kommen, daß er das Präsidium als Mudrachs Nachfolger im 57. Lebensjahr erreichte und volle 20 Jahre innehatte, auch 1710 das 50jährige Jubiläum als Ratsmitglied erlebte, ein nie dagewesenes Ereignis, das mit einem überschwenglichen Pomp von der dem Kultus der vornehmen Personen so sehr ergebenen Zeit gefeiert wurde. Er war allerdings ein sorgsamer Regent der Stadt, und namentlich die Armen priesen ihn, den Schöpfer des 1700 begründeten Armen-Verpflegungs-Amtes<sup>1)</sup>, als ihren Vater. Er war auch ein Freund der Wissenschaften, Sammler auf allen Gebieten der Naturwissenschaften, der technischen Künste und der Numismatik und stand mit andern Sammlern und mit Gelehrten in regem Briefwechsel, wobei dann der gelehrteste Mann, den damals Breslau hatte, der Rektor Martin Hauke vom Elisabeth-Gymnasium, ihm vielfältig Sekretärdienste leistete<sup>2)</sup>. Er hatte sonst eine schwere Gemütsart und schrieb ganze Bände von Todesgedanken, Reu- und Leidgedanken, die die Stadtbibliothek noch bewahrt. Er war der letzte seines Geschlechts, das über ein Jahrhundert lang im Rate gesessen hat, indes von dem der mittelalterlichen Hannolds, die namentlich im 15. Jahrhundert eine hervorragende Rolle in der Stadt spielten, verschieden ist, auch ein anderes Wappen führt.

Der sechste Schöffe, mit dem ansprechenden, feinen Gesicht, Adam Kaspar von Arkat und Groß-Schottgau, im 31. Lebensjahre dargestellt, war ebenfalls mit 26 Jahren an der Stelle seines Vaters Georg Friedrich in den Rat gelangt. Wie schnell sich begabte junge Leute von guter Herkunft damals vorwärtsbringen konnten, zeigt der Umstand, daß er erst die Hälfte seines Trienniums

habe, ehe der Kampf um die benachbarte Brücke über die Weistritz entschieden war. „Sowie aber die Brücke in den Händen der Preußen sich befand, waren oesterreichische Offiziere im Schlosse abgeschnitten. Die der König dort angetroffen, waren vermutlich nur Verwundete, die resignirt sich auf die Gefangenschaft gefaßt gemacht hatten.“

<sup>1)</sup> Vgl. Die öffentliche Armen- und Wohlthätigkeitspflege der Stadt Breslau, in Breslauer Statistik Bd. 12 Heft 2 S. 8 ff.

<sup>2)</sup> Siehe oben S. 39 f.



hinter sich hatte, als er, noch nicht 19jährig, am 2. August 1655 in Leipzig mit einer Dissertation de culpa als Jurist promovierte. Auf der Rückkehr von der großen Reise nach Frankreich, England und Belgien führte ihn der Weg über Frankfurt am Main, wo er 1658 der Kaiserkrönung Leopolds bewohnte. Von dem reichbegüterten Vater erbte er die Güter Borne, Zweibrod, Blankenau und Schützendorf und erlangte später ein Kanonikat in Magdeburg, wurde kaiserlicher Rat und Oberkämmerer der Stadt; doch entriß ihn der Tod schon im 51. Lebensjahre den Herrlichkeiten dieser Welt, am 5. Februar 1678. Im Rate war er der vierte seines Geschlechts.

So mit Glücksgütern gesegnet war der nächste, gleichzeitig mit Arhat eingetretene, aber um ein Jahrzehnt ältere Schöffe Sigismund Seifart nicht; er war neben den zünftischen Mitgliedern das einzige, das zu der Zeit des Adelsprädikats entbehrte; er führt es in der Ratslinie erst von 1691 ab, übrigens ohne daß seine Nobilitierung mit sicherer Angabe zu belegen wäre<sup>1)</sup>. Dafür war er aber ein tüchtiger Jurist und hatte in einem langen Leben Gelegenheit, seiner Vaterstadt wertvolle Dienste zu leisten. Er starb erst am 4. Januar 1702 als Vizepräsident, nachdem er 38 Jahre im Rate gesessen hatte. Das Bild zeigt ein mageres, etwas leidendes Gesicht.

Sehr viel unternehmender sieht sein Nachbar mit dem eleganten Modebart, der 39jährige Georg Ernst von Kohlhaß (Koulhaß), Schwiegersohn des Schöffenpräsidenten David von Eben, aus. Ob er damals schon auf eigene Verdienste blicken konnte, ist nicht bekannt; in der Folge hat er der Stadt als Oberkämmerer ein Jahrzehnt lang treu gedient. Bei seinem Tode 1689 war er Erbherr auf Krieteru und Strachwitz. Die Familie war erst in der vorhergehenden Generation geadelt worden und erlosch schon im Anfange des folgenden Jahrhunderts; er war der einzige Vertreter derselben im Rate.

Zu unterst sitzen auch auf der Schöffenbank wieder zwei zünftische Herren, der Reichsrämer Christoph Grundmann, erst 1667 gewählt, Vorsteher des Almosenamtes und des Hospitals zu Aller-

---

<sup>1)</sup> Vgl. Blazek, Abgestorbener Adel der preuß. Provinz Schlesien III 152.

heiligen, schon 1675 nach mehrjähriger Unpäßlichkeit gestorben, eine ehrenfeste Erscheinung. Sein Nachfolger Melchior Schlecht, ein Fleischer, verwaltete sein Amt um so länger, von 1665 bis 1686.

Das also sind die 19 Mitglieder des Breslauer Rats im Jahre 1667, 8 Ratsherren im engeren Sinne und 11 Schöppen oder Mitglieder des Stadtgerichts. Ratsherren, Senatores hießen sie alle. Die jüngsten Mitglieder rückten in die unterste Schöppenstelle ein, wechselten dann aber in einer damals schon fest ausgebildeten Reihenfolge von der Schöffensbank an den Ratstisch und von diesem wieder auf die Schöffensbank. Der erste Schöffe war im Range dem zweiten Ratsherrn gleich und wechselte mit diesem in der Vertretung des Präses; beide hießen Älteste. Auch die vier zünftischen Mitglieder wechselten in den vier untersten Plätzen, die ihnen zugewiesen blieben, vom Ratstisch zur Schöffensbank und umgekehrt.

Die alten Kaufmannsfamilien, die ihrer Bedeutung für die Stadt entsprechend Jahrhunderte lang ihre Vertreter in den Rat entsandt hatten, waren seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts in einer Umbildung begriffen. Einerseits ging der Handel Breslaus unzweifelhaft zurück; andererseits ließen die neuen Theorien vom Staats- und Regentenwesen die juristische Bildung in steigendem Maße als wichtig, ja unentbehrlich erscheinen. Das trieb die vornehmen Familien theils in den ländlichen Grundbesitz, theils in die juristische Karriere. Die über die einzelnen Mitglieder gegebenen Daten lassen das ja deutlich erkennen. Der Kaufmann und die kaufmännische Art des Stadtreiments waren im Begriffe zu verschwinden. Die Ratsherrenstellen hatten sich trotz der jährlichen Neuwahl zu lebenslänglichen Ämtern ausgebildet, wenn sie auch noch nicht gerade Versorgungen mit ausgiebigem Gehalt geworden waren. Noch waren es in der Hauptsache Ehrenämter, nur den Mitgliedern vornehmerer Familien und den Vertretern bestimmter Zünfte zugänglich. Doch erhielten die Inhaber bereits „wegen ihrer schweren Mühewaltung und Verschönerung ihrer Nahrung“ feststehende Bezüge an Geld und Naturalien<sup>1)</sup>, der Präses, die beiden

---

<sup>1)</sup> Beispielsweise hatten die meist aus Naturalien bestehenden Bezüge der beiden das Stadtlandgüteramt Ransern verwaltenden Ratsherren zusammen

Ältesten und die beiden Rämmerer je 300, die andern je 200 Rtl. So war es 1658 geregelt worden.

Dementsprechend opferten die vornehmen Herren auch nicht ihre ganze Kraft und Zeit den Sorgen der Stadtregierung; sie hatten dazu noch Gehilfen in den vier Herren, die das Bild der Rats-sitzung an besonderem Tische zeigt, und deren Porträts hier im Museum den Schluß der Reihe bilden. Das waren die beiden Syndici und die beiden Secretarii; die beiden ersten, stets gewiegte Juristen, waren die eigentliche Seele der Verwaltung; den beiden andern lag die Sorge ob für die Einhaltung des meist recht umständlichen Geschäftsganges. Nur die ersten hatten volles Stimmrecht in den Sitzungen, bezogen auch ein ansehnliches Gehalt.

Der Protosyndikus von 1667 war der Dr. phil. et jur. utr. Peter Muck von Muckendorf und Sonnenburg, auf Lichtenberg und Marchwitz, Inhaber der böhmischen Ritterwürde, kaiserlicher Rat und Pfalzgraf, der 1655 seinem Vater im Syndikat gefolgt war. Er resignierte schon 1670, wurde herzoglich sächsischer Präsident zu Lauenburg und starb als Landesdeputierter des Fürstentums Breslau im hohen Alter 1705.

Wichtiger für die Stadt wurde sein Kollege und späterer Nachfolger Andreas Affig<sup>1)</sup>, der Sohn eines Breslauer Goldschmieds, seit 1657 im Amte, ein Mann von ungewöhnlicher Arbeitsamkeit und genauester Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung aller Verhältnisse und Einrichtungen der Stadt. Für ihre kirchlichen Rechte hat er zweimal am Kaiserhofs mit Erfolg unterhandelt; von der zweiten Legation brachte er den Adel mit heim mit dem Prädikat Affig von Siegersdorf; kaiserlicher Rat war er schon früh geworden. Er hat dem Stadtarchiv eine Reihe von Folianten hinterlassen, die seine wertvollen Collectanea oder Singularia enthalten. Er saß schon deshalb viel am Schreibtisch, weil ihn seine Kränklichkeit oft das Zimmer zu hüten nötigte. Er starb am 10. Mai 1676.

Die beiden Sekretäre Johann Kretschmer (Kretschmar) und David Hoffmann erscheinen auf den Bildern schon als ältere

---

einen Geldwert von 305 Talern, was etwa einem Achtel der ganzen jährlichen Ausgabe des Amtes entsprach. Wendt in *Silesiaca* S. 324.

<sup>1)</sup> Vgl. Wendt, Der Breslauer Syndikus Dr. Andreas Affig und seine Quellsammlungen; *Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles.* Bd. 36 S. 135 ff.

Männer; der erste war 1638, der andere 1639 ins Amt getreten. Kretschmer schied aus demselben schon 1671, lebte aber noch bis 1679, erwarb noch den Adel und bahnte so seinem Sohne Gottfried den Eintritt ins Ratskollegium. Sein Kollege Hoffmann war bescheidenerer Art, diente bis 1681 und starb 1683 hochbetagt. Auch sie hatten beide juristische Studien gemacht, doch waren sie nicht Doktoren wie die Syndici, hatten auch nicht das große Ansehen wie diese.

Das also sind die Bilder des Breslauer Rats mit vollem Zubehör vom Jahre 1667. Fragen wir nach dem künstlerischen Urheber derselben, so nennt er sich selbst Georg Schulz (Scholz). Er war in Breslau 1622 geboren und starb am 26. Mai 1677. Er war hauptsächlich Porträtmaler und wollte diese Malerei als freie Kunst betreiben, kam jedoch darüber in Konflikt mit der Malerinnung und entschloß sich deshalb, in diese einzutreten. Der oben erwähnte Syndikus Andreas Affig erzählt von ihm in seinen Kollektaneen folgende Geschichte: Ein Fleischerhauer Balthasar Scholz kam zwei Jahre nach dem Tode seiner Frau zu dem Maler und verlangte von ihm ein Bild der Verstorbenen; Mütze, Schube, Supe, Rock, silbernen Gürtel und „Fingerlein“ derselben hatte er mitgebracht. Der Künstler verlangte nun, ein Porträt der Frau zu sehen; der Fleischer meinte jedoch, auf das Gesicht komme es nicht an, wenn nur die Mütze usw. recht schön gemalt sei. Der Kunsthistoriker Alwin Schulz, dessen Untersuchungen zur Geschichte der schlesischen Maler diese Angaben entnommen sind, urteilt über die künstlerischen Leistungen seines Namensvetters sehr scharf; er nennt ihn einen vollendeten Stümper, der zumal mit der Farbe nicht Bescheid wußte. Wenn diese harte Kritik auch nicht für alle Porträts gleichmäßig zutrifft, so ist doch in der That den Bildern nur ein geringer Kunstwert beizumessen. Wer aber hat die Bilder bestellt? Im Eingang habe ich gesagt, daß sie sich als Vorarbeiten zu dem großen Gemälde der Ratsfigürung in der ehemaligen Rentkammer, dem jetzigen Oberbürgermeisterzimmer, darstellten. Obwohl dies richtig ist, scheinen sie zunächst doch nicht zu diesem Zwecke gemalt worden zu sein, sondern dazu, für ein Prachtwerk über Breslau in Kupfer gestochen zu werden, nämlich für *Germanus Vratislaviae decor, consistens in palatinis et palatiis utrobique*

magnificis, quem stylo artificis Phidiaco et filo poetae Pythico *καὶ δὲ ὕμνῳ* adumbratum ad patres patriae Maecenatesque virendos officiosissime amandat Georgius Schöbel J. U. C. Vratislaviae in haeredum Baumanniorum typographia exprimebat Joh. Christoph Jacobi. Anno MDCLXVII. In Großfolio.

Der Herausgeber dieses Buches Georg Schöbel war ein junger Mann von 27 Jahren aus einer reichen, aber keineswegs senatorischen Familie Breslaus. Er hatte erst in Leipzig, dann in Leiden und zuletzt in Padua historischen und juristischen Studien obgelegen und dazwischen weite Reisen gemacht, deren eine ihn bis nach Island führte. Schon 1665 hatte er in Leipzig einen Band Flores ex C. Corn. Taciti horto nova methodo decerpti herausgegeben, ein Buch im Geschmacke der Zeit, die sich viel mit Staatslehre und Regentenkunst beschäftigte und die gelegentlichen Äußerungen des Tacitus darüber eifrig kommentierte. Späterhin, im Jahre 1672, ließ er eine panegyrische Geschichte des habsburgisch-österreichischen Herrscherhauses mit den Bildern der Regenten in Kupferstich erscheinen, unter dem Titel: Sinn-reiche Reden und Merkwürdige Thaten der funffzehn Römischen Kaiser auß dem Höchstlöblich- und Glorwürdigsten Erb-Hause Oesterreich uzw., Breslau, J. Baumann, von andern Kleinigkeiten zu geschweigen.

Für den Germanus Vratislaviae decor ließ er die hier vorliegenden 23 Porträts von Philipp Kilian, einem Mitgliede der bekannten Augsburger Künstlerfamilie und Sohn Wolfgangs (1628 bis 1693), in Kupfer stechen. Dieser Künstler, der hauptsächlich in Porträts gearbeitet hat, hat seine Aufgabe mit Geschick bewältigt; wir können Alwin Schulz nicht Unrecht geben, wenn er sagt, es sei sein Verdienst, wenn die gestochenen Porträts nach mehr aussehn als die gemalten. Wie der Augenschein lehrt, sind sowohl die gemalten Vorlagen wie die Kupferplatten noch vorhanden. Sie waren allerdings auf jetzt nicht mehr festzustellende Weise von Breslau weg nach Leipzig gekommen, wurden aber von einem dortigen Kaufmann Wenzel Buhl, der ein geborener Breslauer war, entdeckt, angekauft und der Vaterstadt zum Geschenk gemacht, worauf sie der Rat unter dem 15. Februar 1680 der Rehdigerischen Bibliothek überwies. Dort haben sie, in einem besonderen Schränkchen wohl verwahrt, über zwei Jahrhunderte lang ein selten gestörtes ruhiges

Dasein geführt, bis sie von der Stadtbibliothek dem Kunstgewerbemuseum überwiesen worden sind.

Schöbels Werk hat außer diesen Bildnissen noch einen sehr wertvollen künstlerischen Schmuck. Es wird mit einem größeren Blatte eröffnet, das in der Mitte einen Prospekt von Breslau und darüber und darunter das Rathaus, die kaiserliche Burg, das Elisabethgymnasium, die Magdalenenbibliothek und die beiden Zeughäuser am Sandtor und Nikolaitor darstellt. Namentlich das Bild der Burg (Burgus) ist als das einzige, das wir von ihr besitzen, von größter Wichtigkeit. Das Blatt ist von einem wenig bekannten Künstler Nikolaus Häublein in Leipzig gestochen und trägt die Jahreszahl 1668, ist also erst später dem Buche zugesügt worden. Dasselbe scheint auch mit dem Texte der Fall zu sein, da er mit einer poetischen Beschreibung des Inhalts eben des ersten Blatts in Akrostichen beginnt. Diese Akrostichen samt den unter den einzelnen Porträts stehenden, teilweise nicht üblen Versen sind wohl Schöbel selbst zuzuschreiben<sup>1)</sup>. Den größten Teil des Textes nimmt jedoch ein: *Vratislavia urbs Augusta, caput Silesiae, heroico carmine decantata ab Henrico Mühlpfordt*, also eine poetische Beschreibung Breslaus von einem der begabteren schlesischen Dichter jener Zeit<sup>2)</sup>, den freilich die häusliche Not zur Massenproduktion in deutscher wie lateinischer Sprache verführte. In mehr als 1200 hochtrabenden Hexametern besingt er erst die Geschichte Breslaus und wendet sich dann einer ausführlichen, aber wenig anschaulichen Beschreibung der innern Stadt zu, zuerst des Rathauses, dann der Kirchen, Bibliotheken und Schulen, der Hospitäler und Klöster, der Burg, der Zeug- und Kornhäuser, der Wasserkünste, der Münze; dann folgen auch die Vorstädte, die Oder und Ohlau und die Umgegend, der Handel und die Gewerbe, namentlich die Bierbrauerei, und endlich die Bewohner, deren Sitten, Begabung und poetische Leistungen in den Himmel gehoben werden, bis endlich dem Dichter den letzten Rest seiner Begeisterung die Frauen entlocken. Es ist doch gut, daß sich die Versmacherei seit der Zeit

<sup>1)</sup> Vgl. Türk, Lateinische Gedichte zum Lobe Breslaus; Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles. Bd. 36 S. 117 f.

<sup>2)</sup> Karl Hofmann, Heinrich Mühlpfordt und der Einfluß des Hohen Liedes auf die Zweite schlesische Schule, Heidelberg 1893.

in Schlesiens etwas gelegt hat. Die Sprache schwankt meistens nur zwischen Gemeinplätzen und verstiegenen Bildern hin und her.

Unzweifelhaft hat sich der junge Schöbel in der Herausgabe des Werkes als ein Mäcen bewiesen, wie sie Breslau nicht gar viele gehabt hat. Ob ihn die reine Liebe zur Vaterstadt und zur Kunst dabei geleitet hat, oder ob er sich den Weg in den Rat hat bahnen wollen, wer will es behaupten? Gelungen ist ihm das letztere nicht; man schuf nur für ihn die Stelle eines Inspektors der städtischen Bibliotheken. Doch entschädigte ihn Fortuna anderweitig. Er wurde 1669 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und kam dadurch in Verbindung mit deren Direktor Herzog August von Sachsen, Administrator des Erzstifts Magdeburg. So erlangte er 1672 und 1674 zwei Kanonikate daselbst und siedelte dorthin über. Vorher war er schon mit dem Prädikat von Schöbel und Rosenfeld geadelt worden, hatte den Titel eines kaiserlichen Rats und für die erwähnten „Sinn-reichen Reden“ usw. die Gnadenkette mit dem Bildnis Leopolds erhalten. Alle diese Ehren vermochten den kränklichen Körper nicht zu kräftigen; er ward schon mit 40 Jahren eine Beute des Todes.

Um nun noch einmal zu dem Maler der vorliegenden Porträts zurückzukehren, so erwähnt sein Kritiker Alwin Schulz unter seinen Werken auch das große Gemälde der Ratssitzung in der ehemaligen Rentkammer, dem jetzigen Oberbürgermeisterzimmer des Rathauses, wo es die ganze Schildbogenfläche der dem Eingange gegenüberliegenden Wand des gewölbten Raumes einnimmt. Er datiert es irrtümlich von 1688, wo doch der Maler schon 11 Jahre tot war, und übersieht darüber den Zusammenhang mit der hier beschriebenen Reihe von Porträts. Das Gemälde datiert von 1668. Da vor seiner Herstellung im Januar 1668 Heinrich Marx von Pein starb und durch seinen Bruder Sigismund Reinhard ersetzt wurde, so ändern sich die Porträts um eines; auch die Anordnung wird eine etwas andere, da Sigismund Reinhard den letzten Platz unter den patrizischen Schöppen einnimmt, während sein älterer Bruder schon einige Stellen vorgerückt war. Sonst bleibt alles beim alten. Das Gemälde hat eine Breite von sechs Metern und ist offenbar für die Stelle, an der es noch jetzt hängt, von Anfang an bestimmt gewesen, wie seine der Wand angepasste Form erkennen läßt. Im



ganzen ist es schon sehr nachgedunkelt, und da es nicht besonders gute Beleuchtung hat, treten nur die Köpfe der in der Mitte am Ratstische sitzenden Personen dem Beschauer deutlicher entgegen.

Um das Arrangement einer Plenarsitzung des Rats zu erkennen, braucht es dieses großen Gemäldes nicht, dazu genügt die auch schon im Eingang erwähnte kleinere Skizze, die allerdings die Jahreszahl 1659 trägt. Das Lokal ist die alte dreifenstrige, mit prächtigem Intarsiagetäfel geschmückte Ratsstube, jetzt Sitzungszimmer Nr. 1, hinter der Botenmeisterei. In ihrer nördlichen Ecke steht der Ratstisch mit den acht Ratsherren, an der Nordwand nach dem Ofen zu erblickt man die lange Bank mit sieben, zur andern Seite des Tisches am mittleren Fenster die kurze Bank mit vier Schöppen, alle Hut und Handschuh auf den Knien haltend. Den Schluß bildet der kleinere Tisch an der südlichen Ecke, an dem die zwei Syndici und zwei Secretarii sitzen. Sehr geräumig war die Ratsstube für so viel Menschen keineswegs, indes hat sie den Vorfahren ein halbes Jahrtausend lang in guten und bösen Tagen genügt. Erst der große innere Umbau des Rathhauses in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat zur Verlegung der Plenarsitzungen des Magistrats geführt und damit diesem Raume seine alte Bedeutung genommen. In ihm hatte noch am 26. August 1857 der damals längere Zeit in Breslau residierende Kronprinz Friedrich Wilhelm<sup>1)</sup> einer Ratssitzung beigewohnt.

---

<sup>1)</sup> Nov. 1856 bis August 1857 Kommandeur des Grenadierregiments Nr. 11.

## General Tauenzien und sein Denkmal in Breslau \*).

Unter den nicht gerade zahlreichen Denkmälern, welche in Schlesiens an den gewaltigen Krieg erinnern, der den Namen dieses Landes zum erstenmal bis an die Enden Europas, ja darüber hinaus getragen hat, gehört das Breslauer Tauenziendenkmal zwar nicht zu den großartigsten, aber zu den bekanntesten. Gibt es doch einem der schönsten Plätze unserer Hauptstadt den Namen, und hat doch auch die nach zwei Seiten davon ausgehende Straße lange Zeit für die vornehmste der Stadt gegolten. Schon seit längeren Jahren haben aufmerksame Spaziergänger, die den Platz überschritten, mit Bedauern den hereinbrechenden Verfall des Denkmals beobachtet. Allmählich ist derselbe so deutlich geworden, daß niemand mehr die Augen dagegen verschließen kann, und bereits hat sich die öffentliche Diskussion der Frage bemächtigt, wie dem abzuhelpen sei. Wie verlautet, hat auch der Magistrat die Sache in Erwägung gezogen und von dem Bildhauer Toberenz Vorschläge zu einer gründlichen Renovation des Denkmals ausarbeiten lassen. Unter diesen Umständen dürfte es wohl auch weiteren Kreisen interessant erscheinen, nicht nur der Geschichte des Denkmals, sondern auch des Mannes, dessen Andenken es uns bewahrt, und, wenn anders der Sinn für die vaterländische Geschichte nicht erstirbt, auch unseren Nachkommen noch lange Zeit bewahren soll, etwas genauer nachzugehen.

Friedrich Bogislaw von Tauenzien, General der Infanterie und Gouverneur von Breslau, ward den 18. April 1710 zu Tauenzien,

---

\*) Breslauer Zeitung 1883 Sept. 2, 5, 8, 11, 15. Über die Maßnahmen, zu denen der im Eingange des Aufsatzes beklagte damalige Verfall des Denkmals geführt hat, ist am Schlusse des Aufsatzes berichtet.

dem Stammhause seines Geschlechts in der Herrschaft Lauenburg in Hinterpommern, geboren. Gemäß den Traditionen seiner Familie widmete er sich nebst seinen fünf Brüdern, von denen mehrere einen Heldentod auf dem Schlachtfelde fanden, frühzeitig dem Kriegsdienste. Mit 15 Jahren kam er zum Kadettenkorps und trat drei Jahre später, 1728, durch seine stattliche Gestalt empfohlen, in jenes berühmte Grenadier-Regiment Friedrich Wilhelms I., das sogenannte Königs-Regiment, als Gefreiter-Korporal ein. 1734 ward er Fähnrich; Friedrich II. machte ihn bei dem neu errichteten ersten Bataillon Garde am 4. August 1740 zum Sekonde-Deutnant mit Hauptmannsrang in der Armee und ernannte ihn zugleich zum Adjutanten. Als solcher befand er sich beim Könige, als dieser in Schlesien einrückte, machte die Schlacht bei Mollwitz mit und erhielt noch in demselben Jahre wegen seines Wohlverhaltens als einer der ersten den neu gestifteten Orden pour le mérite. 1744 kommandierte er als Major von der Armee ein Grenadier-Bataillon, war bei der Belagerung von Prag und der Schlacht bei Hohenfriedeberg und behauptete nachher, als der König längere Zeit an der Grenze Böhmens stand, mit zwei Bataillonen den weit vorgeschobenen Posten bei Neustadt an der Metau, der die Verbindung mit Olmütz zu decken hatte, sechs Wochen lang, wo ihm vorzüglich der österreichische Parteigänger Trent mit großer Übermacht und Aufopferung vieler braven Leute fünf Tage hindurch hart zusetzte.

Während des Friedens avancierte er 1753 zum Kompagnieführer und 1756 zum Major bei dem ersten Bataillon Garde. Als Oberst und Kommandeur desselben machte er 1757 die Schlacht bei Kolin mit und widerstand hier an der Spitze seines Bataillons mit unglaublicher Tapferkeit den hartnäckigsten Angriffen von vier feindlichen Bataillonen und zwei Kavallerie-Regimentern, bis er endlich durch eine Kugel, die er mit ins Grab genommen hat, in den Leib gefährlich verwundet wurde. Das Bataillon verlor in dieser Schlacht binnen wenig mehr als einer Stunde 24 Offiziere und 475 Mann. Nur 250 überlebten diesen Tag. Nach seiner Wiederherstellung diente er 1758 in dem Korps des Prinzen Heinrich gegen die Franzosen. Als der König in einem Schreiben an seinen Bruder vom 21. Januar eine größere Unternehmung gegen die Franzosen ausgeführt wissen wollte, stellte er anheim, auch den Obersten

Tauenzien dazu zu beordern, „der alles dazu disponiren und dirigiren müßte, damit Ich Meinen Zweck darunter erhalte, da es denen dortigen Generaln an der desfalls erforderlichen Vivacité und prompter guter Disposition fehlen möchte“. Tauenzien rechtfertigte das Vertrauen des Königs durch den gelungenen Überfall von Hornburg im Halberstädtischen, wo er mit 100 Freiwilligen am 1. Februar die französische Besatzung von 300 Mann gefangen nahm<sup>1)</sup>. Noch in demselben Jahre ernannte ihn der König, „da er in gegenwärtigem Kriege sich bei so vielen importanten Gelegenheiten dergestalt distinguirt“, zum Generalmajor und Vize-Kommandanten von Breslau, wohin er auch sein bei Kolin so hart mitgenommenes Bataillon Garde verlegte. Von da an verknüpft sich Tauenziens Name mit unserer Stadt, vor allem durch die kurze, aber ruhmvolle Verteidigung derselben gegen Laudons Angriff im August 1760.

Die Kriegsoperationen dieses fünften Jahres des siebenjährigen Krieges begannen bekanntlich damit, daß, während König Friedrich in Sachsen Dann gegenüberlag, der Feldzeugmeister Laudon mit dreimal stärkeren Truppen das Korps des General Fouqué bei Landeshut nach einem heldenmütigen Kampfe, den Friedrich selbst mit dem des Leonidas an den Thermophlen verglich, besiegte und größtenteils gefangennahm, am 23. Juni. Darauf nahm er mit dem einen Teile seines Heeres Stellung bei Liegnitz, den andern sandte er gegen Glatz und eroberte dieses am 26. Juli durch Sturm<sup>2)</sup>. Im Rücken gedeckt, konnte er sich jetzt gegen Breslau wenden, gegen welches von Posen her in freilich langsamen Märschen auch der russische General Sjaltykow heranrückte. Die beiden Feldherren Sjaltykow und Laudon hatten sich schon im Jahre 1759 vereinigt und dem König die schwere Niederlage von Kunersdorf in der Nähe

---

<sup>1)</sup> In dem ursprünglichen Texte des Aufsatzes war das Schreiben des Königs irrtümlicherweise nach dem Überfall bei Hornburg angesetzt. Politische Correspondenz Friedrichs des Großen Bd. 16 S. 189 f., 227. Vgl. auch *Helden-, Staats- und Lebensgeschichte Friedrichs II.* Bd. 5, Schaffhausen 1761 S. 130.

<sup>2)</sup> *Akten des Kriegsgerichts von 1763 wegen der Eroberung von Glatz 1760 und Schweidnitz 1761* herausg. von Franz Wachter (*Scriptores rerum Silesiacarum* Bd. 16) Breslau 1897. *Die Kriege Friedrichs des Großen (Generalstabswerk)* Teil 3 (*Der Siebenjährige Krieg*) Bd. 12 S. 167—172.

von Frankfurt a. O. beigebracht. Jetzt war es dem Wiener Hofe von neuem gelungen, den Petersburger zu bestimmen, daß Sjaltykow den Befehl erhielt, seine Operation mit denen Laudons zu kombinieren und dieselben auf die Einnahme der Hauptstadt des jetzt schutzlos daliegenden Schlesiens zu richten. Tautenzien meldet schon unter dem 23. Juli an den König, daß er dies durch einen gefangenen österreichischen Rittmeister in Erfahrung gebracht habe. Der König suchte zur selben Zeit vergeblich Dresden durch eine furchtbare Beschießung, da er zu einer Belagerung zu schwach war, einzunehmen. Mit dem zweiten preußischen Heere stand Prinz Heinrich in der Neumark, den Russen in der Flanke und ihren Marsch beobachtend. Er war in ziemlich verzweifelter Stimmung über die traurige Lage der preußischen Waffen, er wußte nicht mehr aus noch ein; wiederholt beschwor ihn der König, in diesen Tagen fest zu bleiben. Er überlasse ihm zu tun, was ihm gut dünke; aber wenn er einen Entschluß fasse, so möge er ihn ohne Schwanken durchführen. Ihre Lage sei derartig, daß es besser sei, auch einen unglücklichen Entschluß zu fassen, als gar keinen. Breslau sei als Hauptstadt Schlesiens von größter Wichtigkeit.

Als der Prinz sicher erfuhr, daß Laudon gegen Breslau gerückt sei, und aus den Aufstellungen der Russen ersah, daß auch sie sich dahin in Marsch setzen wollten, entschloß er sich schnell, ging südlich, überschritt schon am 1. August bei Glogau die Oder und eilte zur Entsetzung Breslaus vorwärts. Im Lager von Gramschütz erhielt er die Meldung, daß Laudon die Stadt bereits eingeschlossen habe.

Die Langsamkeit des russischen Heeres einerseits und die bisherigen Erfolge Laudons andererseits hatten am Wiener Hofe größere Hoffnungen erweckt. Kaiser Franz forderte Laudon in einem persönlichen Schreiben auf, ohne Rücksicht auf die Russen Breslau in seine Hände zu bringen. Er war der Meinung, daß die Schleier, insbesondere die Bevölkerung und Besatzung von Breslau, vor den Russen „eine nicht unbillige Furcht“ hätten und sich lieber an die Kaiserlichen als an deren Alliierte ergeben würden, vor welchen sie „in der Sorge lebten, entweder abgebrannt oder geplündert zu werden“. Dazu hatte Laudon von der Kaiserin Maria Theresia weitgehende Vollmachten erhalten, sich als ihr selbständiger Feldherr in Schlesien anzusehen.

So hatte er denn unmittelbar nach der Erstürmung von Glatz den General Draskovich mit dem größten Teile des Belagerungskorps gegen Breslau abgehen lassen und dem General Nauendorf, der bereits von Liegnitz nach Neumarkt vorgerückt war, Befehl gegeben, die Stadt ebenfalls einzuschließen. Dieser nahm am 29. das Lager hinter der Weistritz bei Deutsch Lissa<sup>1)</sup> und trieb am nächsten Morgen, den 30., die preussischen Vorposten, die Tauenzien bis Neufirch am Flossgraben vorgeschoben hatte, in einem Gefechte zurück, in welchem diese 84 Gefangene und ein Geschütz verloren<sup>2)</sup>. Den 30. folgte Laudon mit der Armee bei Deutsch Lissa, sein Reservekorps brach das bisher innegehabte Lager von Hochkirch bei Liegnitz ab, schlug bei Leubus eine Brücke über die Oder, die zugleich zur Verbindung mit den Russen dienen sollte, und setzte seinen Marsch bis Muraß fort. Den 31. rückten die Feinde noch näher und schlossen, ohne daß ein heftiges Feuern von den Wällen sie wirksam hinderte, die Stadt völlig ein. Das Korps des Generals Draskovich lagerte sich im Süden von Dürrgoy bis Gabitz; kleinere Abteilungen desselben, namentlich Kavallerie, besetzten das Terrain östlich der Stadt bis zur Ohlau und Oder. Die Hauptarmee unter Laudon lagerte westlich der Stadt mit dem rechten Flügel an Klein-Mochbern, mit dem linken an Böpelwitz; sein Hauptquartier nahm Laudon seinem eigenen Bericht zufolge in Hörschen. Ob darunter das unmittelbar hinter dem Lager seines Korps gelegene Maria-Hörschen oder das hinter der Stellung des Generals Draskovich hoch gelegene Hörschen-Kommende zu verstehen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Auf der andern Seite der Oder nördlich der Stadt stand das Reservekorps hinter der alten Oder, mit dem rechten Flügel an Rosental, mit dem linken vor Carlowitz. Eine Brücke bei Masselwitz, hergestellt aus Flößen, flachen Fahrzeugen, die man von Leubus aus den Fluß heraufgezogen hatte, vermittelte den Verkehr über den Fluß. Zur Deckung der Brücke bei Leubus war ein Reiterregiment in der Gegend von Parchwitz zurückgeblieben. In der Stadt wurden

<sup>1)</sup> Nach der Darstellung des Generalstabswerks (Bd. 12 S. 173 f.) stand das Korps Nauendorf schon vor dem 29. Juli bei Deutsch Lissa.

<sup>2)</sup> Von hier an beruht die obige Darstellung größtenteils auf dem amtlichen „Journal der Belagerung von Breslau“, abgedruckt in: Die Feldzüge der Preußen, Teil 5, Frankfurt und Leipzig 1763 S. 54—65.



schon am 30. die Tore geschlossen, keine Glocken mehr geläutet, keine Uhr schlug mehr vom Turme. Bange Stille lagerte sich über dieselbe.

Breslau war keine starke Festung. Der jetzige Stadtgraben bezeichnete den alten Wallgraben. Die mittelalterlichen Befestigungen mit der gerundeten Manerlinie und den ebenfalls runden, zahlreichen Thürmen waren im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts nach den damals herrschenden italienischen Theorien umgebaut, und darauf nach Vaubanschem System wieder gebessert worden. Von der Ziegelbastion an der Oder zog sich innerhalb des Grabens und des inneren Walles bis wieder zur Oder an der Scherenbastion (hinter Allerheiligen) die Mauer mit ein- und auspringenden Winkeln hin, durch acht polygonale Bastionen verstärkt. Der äußere Wall war an den vier Haupttoren, dem Nikolai-, Schweidnitzer-, Ohlauer- und Ziegeltore, durch Außenwerke oder Ravelins von verschiedener Ausdehnung, doch nach dem Urtheil der damaligen Militärs<sup>1)</sup> ohne Wichtigkeit, verstärkt. Die ganze Strecke am Oderufer hatte nur eine Mauer; der Fluß ersetzte den Graben. Am jenseitigen Ufer gab es nur an einer Stelle, nämlich da, wo die „lange Brücke“, jetzige Universitätsbrücke, hinüberführt, zum Schutze derselben einen Brückenkopf. Die Werder und Inseln auf dieser Seite des Flusses suchten ihren Schutz fast ausschließlich in dem sie umgebenden Wasser. Die Vorstädte auf der linken Oderseite lagen alle außerhalb der Werke und boten, selbst wenn man sie niederbrannte, noch in ihren Trümmern dem Feinde eine gute Deckung, um mehr an die Stadt heranzukommen.

So hatte der König die Stadt bereits im Jahre 1741 gefunden; so zeigt sie auch noch der Plan von 1752. Obwohl der König im Anfang beabsichtigt hatte, Breslau zu einer Hauptfestung des Landes zu machen, war doch bis zum siebenjährigen Kriege noch nichts Wesentliches geschehen. Nur ein gedeckter Weg rings um den äußeren Wall mit einem Glacis, d. h. einer von der Brustwehr dieses Weges sich ins Freie verlierenden Abdachung, wurde bis dahin angelegt. Erst nach dem siebenjährigen Kriege ließ der König die Festung durch eine zusammenhängende Kette von Außenwerken,

---

<sup>1)</sup> Mond, Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland, übers. von Tempelhof Bd. I S. 27.



die auch den rechtsufrigen Stadtteil und die Inseln mit umfaßten, erheblich verstärken, wie es der Plan von 1784 veranschaulicht<sup>1)</sup>.

So war also die Stadt, die mit ihren begreiflicherweise noch wenig entwickelten Vorstädten etwa 50—60 000 Einwohner zählte, damals eine regelrechte Festung kaum zu nennen. Bei dem Mangel an vorgeschobenen Außenwerken, konnte sie von allen Seiten, namentlich aber von den im Süden und Westen leicht ansteigenden Höhen, beschossen werden. Wenn der General Mord<sup>2)</sup> geradezu behauptet, daß sie von einer benachbarten Höhe kommandiert werde, so bezeichnet er damit jene leichte Erhebung, deren Anstieg als „Frieberg“ für die Bewohner Breslaus Anziehungskraft gewonnen hat. Indessen hatte die Stadt als Hauptstadt der Provinz, die das Objekt des ganzen Krieges bildete, mit ihrer zentralen Lage in derselben, als Aufbewahrungsort für Kassen, Proviant und Kriegsbedürfnisse, auch für Kriegsgefangene, als ein Ort, wo wiederholt hart mitgenommene Truppenteile, namentlich im Winter, sich ausruhten, ihre große Bedeutung. Daher war sie auch während dieses Krieges wiederholt das Ziel feindlicher Operationen. Sie konnte, wie leicht einleuchtet, mit Erfolg nur verteidigt werden, wenn dem Kommandanten eine zahlreiche Besatzung zu Gebote stand, mit der er häufige Ausfälle machen konnte. Das zu gewähren, war aber König Friedrich gerade am wenigsten imstande, dessen Heere mit jedem Kriegsjahre mehr zusammenmolzen. Umso mehr war der Kommandantenposten eine besondere Vertrauensstellung, die eine unbedingte Zuverlässigkeit auch der schwierigsten Lage gegenüber verlangte. Daß Tauenzien dazu der rechte Mann war, hat der Verlauf der Belagerung bewiesen. Seiner höchste Begriff militärischer Ehre, wie ihn das Beispiel des großen Königs in seiner Armee herausgebildet hatte, vereinte sich in ihm mit ebensoviel Einsicht und kriegerischen Fähigkeiten.

Weder in den Hussitenkriegen noch im dreißigjährigen Kriege hatte der Feind einen ernsthaften Versuch zur Eroberung Breslaus gemacht, auch nicht in den beiden ersten schlesischen Kriegen. Friedrich II. hatte die Stadt 1741 durch eine listige Überraschung, die Schwerin

---

<sup>1)</sup> Stadtbibl. Breslau Karten Ue 42, 46, 52. Siehe auch Menzel, Topographische Chronik S. 895 f.

<sup>2)</sup> M. a. D.

ausführte, in seine Gewalt gebracht. Aber seit dem zweiten Jahre des siebenjährigen Krieges, seitdem die Feinde des großen Königs in ihrer Übermacht angriffsweise gegen ihn vorgehen konnten, war sie in jedem Jahre das Ziel feindlicher Operationen. Im November 1757 gewannen sie die Österreicher nach dem Siege an der Lohe und der Gefangennahme des Herzogs von Braunschweig-Bevern durch Kapitulation, weil der Kommandant von Ratte<sup>1)</sup> bei der gefährlichen Lage des Königs mehr auf die Rettung der Besatzung als auf die der Stadt bedacht war. Um sie den Österreichern wieder abzunehmen, ließ sie der König nach der Schlacht bei Leuthen zehn Tage lang beschießen, vom 9. bis 19. Dezember, wobei sie sehr große Not erlitt, bis der österreichische General, in der Einsicht, daß er die Festung bis zur Wiedereröffnung der Kriegsoperationen im nächsten Frühjahr doch nicht würde halten können, sich mit einer Besatzung von 18 000 Mann gefangen gab. Jetzt stand nun nach kurzer Zeit zum dritten Male der Feind vor der geängstigten Stadt, 30—40 000 Mann stark, von einem der besten Feldherrn geführt, während das russische Heer von der anderen Seite heranzog. Es war ein höchst gefährlicher Moment für König Friedrich. Er hatte eben erst in diesen Tagen die erfolglose Belagerung von Dresden aufgehoben und stand viel zu weit, um der Stadt zu Hilfe zu kommen. Wenn die Russen sich beeilten, dem Prinzen Heinrich, der von Glogau aus zum Entsatz der Stadt heranzog, zuvorkamen und sich mit Laudon vereinigten — die Brücken bei Leubus und bei Masselwitz standen ihnen dazu offen — so konnte nur eine zweite Schlacht bei Leuthen dem König Breslau und Schlesiens retten. Zu einer regelrechten Belagerung war Laudons Heer freilich nicht mit dem Nötigen versehen; auch ein Sturm war wegen der wohlgefüllten Festungsgräben nicht möglich. Es galt, die Stadt entweder durch Verhandlung oder ebenso durch eine heftige Beschießung

---

<sup>1)</sup> Ratte wurde allerdings noch vor der Übergabe seiner Stellung enthoben und sein Nachfolger, Generalleutnant von Lestwitz, vollzog die Kapitulation. Aber Lestwitz trat „die Kommandantenschaft von Breslau unter ähnlichen Verhältnissen an, wie 1870 Wimpffen bei Sedan den Oberbefehl über die geschlagene und eingeschlossene französische Armee“. Akten des Kriegsgerichts von 1758 wegen der Kapitulation von Breslau, herausg. von C. Grünhagen und Franz Wachter (*Scriptores rerum Silesiacarum*) Breslau 1895 S. X.

zu bezwingen, wie es der König selbst drei Jahre früher mit Erfolg, und wie er es ebenso im Mai 1757 mit Prag und noch rücksichtsloser, wenn auch wieder erfolglos, soeben mit Dresden getan hatte. Nur ein schneller Erfolg entsprach den Absichten Laudons, sowohl in Rücksicht auf die Annäherung des Prinzen Heinrich, wie seiner eigenen Bundesgenossen, der Russen.

Am 31. Juli, morgens um 11 Uhr, ließ er durch den Obersten Rouvroy von der Artillerie den Kommandanten zur Übergabe auffordern: er selbst habe 56 Bataillone und 85 Schwadronen bei sich, die Russen seien im Anmarsch, Sukkurs hätte die Stadt nicht zu erwarten. Er erhielt aber von Tauenzien zur Antwort, daß er sich dessen ungeachtet in keine Kapitulation einlassen würde. Als darauf die Kroaten die Vorstädte angriffen, um sich in denselben festzusetzen, ließ Tauenzien die äußersten Häuser derselben anzünden. Man sah in der Stadt sowohl die Tschepine, den damaligen Hauptteil der Nikolaivorstadt, als späterhin auch die Ohlauer Vorstadt brennen; in beiden Vorstädten gingen schon an diesem Tage die meisten Häuser zugrunde. Das Freibataillon, d. h. ein überschüssiges, nur für den Krieg gebildetes Bataillon, setzte sich im gedeckten Wege fest; die Garnison trat auf den Alarmplätzen zusammen. Tauenzien traf alle Anstalten zur hartnäckigsten Verteidigung.

Seine Lage war außerordentlich schwierig. Wenn oben gesagt wurde, daß die Stadt bei ihrer Ausdehnung und ihren mangelhaften Verteidigungswerken einer zahlreichen Garnison bedurfte, um sich gegen einen Angriff zu behaupten, so war bei ihm gerade das Gegenteil der Fall. Er hatte zur Verteidigung gegen eine Armee von 30—40 000 Mann und zur Bewachung von über 2000 in der Stadt befindlichen österreichischen Kriegsgefangenen im ganzen nur 4000 Mann Infanterie, zum Teil Konvaleszenten und Verwundete vom Fouqué'schen Korps. Die Reiterei hatte er selbst zuvor aus der Stadt weggeschickt, sie schlug sich zum Korps des Prinzen Heinrich durch. Nur auf die 1000 Mann Garde seines Bataillons, mit dem er bei Kolin so ruhmvoll gesocht hatte, konnte er sich mit völligem Vertrauen verlassen<sup>1)</sup>. Daher versammelte er die Offiziere desselben

---

<sup>1)</sup> Nach dem Generalstabswerk (Bd. 12 S. 173) zählte die Besatzung Breslaus 5600 Mann Infanterie — darunter 700 Mann des 1. Bataillons

und stellte ihnen seinen Zustand und die Möglichkeit vor, daß die Stadt vor Ankunft eines Ersatzheeres erstürmt werden könne. Für diesen Fall machte er den Vorschlag, er wolle mit der Garde einen Abschnitt auf den Wällen machen und sich sodann bis auf den letzten Blutstropfen wehren, damit die Welt nicht das sonderbare Schauspiel erlebe, die gesamte Leibwache Friedrichs gefangen zu sehen. Gegen die österreichischen Kriegsgefangenen ergriff er strenge Maßregeln; als sich unter denen, die im Jesuitenkollegium<sup>1)</sup> eingesperrt waren, einige unruhige Bewegungen zeigten, und dieselben von den Fenstern des Gebäudes aus der preußischen Besatzung höhnisch zuriefen, ließ er gegen die Fenster desselben feuern.

Am 1. August errichtete der Feind am äußersten Ende der Nikolaivorstadt eine Redoute und Wurfatterie, eine zweite von sechs Haubizen und drei Mörsern hinter den Häusern des Schweidnitzer Angers zwischen Gabitz und Neudorf, und eine dritte in der Ohlauer Vorstadt zwischen der Mauritiuskirche und der Ohlau. Gegen Mittag sandte Laudon an Tauenzien, um ihn zur Übergabe zu bewegen, das folgende merkwürdige Promemoria<sup>2)</sup>:

### Pro Memoria

für des Herrn General-Major von Tauenzien Hochwohlgeboren.

Da es dem Herrn General von Tauenzien als Commandanten der Stadt Breslau gestern gefallen, meine Aufforderung nicht allein rund abzu schlagen, sondern auch die Vorstädte auf dieses in Brand zu stecken, ohngeachtet weder Breslau an und vor sich eine Festung, noch mit einer solchen Besatzung versehen ist, daß es hinlänglich besetzt werden könne, so ist hieraus offenbar an Tag gelegt, daß derselbe wider alle Kriegsräson sich in einem solchen unhaltbaren Orte wehren, und dadurch selbigen, als eine bloße Kauf- und Handelsstadt, der Gefahr aussetzen wolle, verbrannt und zu einem Steinhaußen verwandelt zu werden. Und weilen man sich ohn-

---

Garde — und 1200 Reiter. Die Entsendung der Reiterei aus der Stadt erfolgte am 30. Juli. Ebd. S. 175.

<sup>1)</sup> Der jetzigen Universität.

<sup>2)</sup> Dieses Promemoria Laudons, die Antwort Tauenziens und das Schreiben des Majors von Elmpf wurden alsbald in der Schlesischen Zeitung vom 11. August 1760 veröffentlicht.

möglich vorstellen kann, daß er hierzu von seinem Könige den Befehl habe, folglich wird alles, so hieraus entsteht, ihm zu seiner Verantwortung gereichen, und er dafür reſponſable ſeyn müſſen. Es geſchiehet alſo nicht, um mit gedachtem Herrn General weiters zu tractiren, ſondern bloß in der Abſicht, der ganzen unpartheyiſchen Welt vor Augen zu legen, mit welchem Unſug der Herr General von Tauenzien ſich anmaſſet, Breslau zu ſouteniren. Nicht nur mein ganzes Corps, ſo aus 56 Battailons und 85 Eſcadrons beſtehet, iſt faſt völlig hier und hat bereits in denen Vorſtädten Poſto geſaſſet, ſondern es iſt auch größtentheils die Belagerungsartillerie von Glaß allhier eingetroffen, daß es alſo ganz und gar nicht ſchwerfallen wird, den Ort zu emportiren. Die ganze Rußiſch-Kaiſerliche Armee von etlichen 70 000 Mann iſt im Anmarſche, und höchſtens noch drei Märſche von hier entfernt. Wo hingegen der König in Preußen mit ſeiner Armee noch jenseits der Elbe bey Meißen, der Feldmarſchall Daun aber dieſſeits gedachten Fluſſes ſtehet, und niemals zugeben wird, daß er ſeinen Marſch anhero nacher Schlefien nehmen, vielweniger etwas detaſchiren könne. Und eben ſo wenig kann der Prinz Heinrich, welcher um die Hälfte ſchwächer wie die Rußiſch-Kaiſerliche Armee iſt, wagen, ſich dieſer zu oppouiren. Daß alſo vielbemeldeter Herr General von Tauenzien auf keine Weiße einige Verſtärkung zu hoffen hat, und man aus allem wahrnehmen kann, wie eine bloß unüberlegte Caprice Ihn zur Deſenſirung dieſes Orts führet. Die ganze Welt wird mithin für billig anſehen, wenn man dagegen diejenigen Mittel vorkohret, welche ihn zwingen können, dieſen Ort zu übergeben. Und weilens des Königs in Preußen Majeſtät ſelbſten nicht das mindeſte Bedenken getragen, Dresden, als die churfürſtliche Haupt- und eine ungleich feſtere Stadt zu verbrennen, ſo wird man ſich noch weniger daraus machen, Breslau zu bombardiren, ſodann zu beſtürmen, und mit dem Herrn Commandanten und ſeiner ganzen Garniſon ſo zu verfahren, als mit Leuten, welche wieder alle Kriegsraiſon und Rechte handeln, und die deßwegen nicht anders als auf Diſcretion anzunehmen ſind. Denn darauf gebe ich dem Herrn General von Tauenzien mein Wort, daß wann einmal die Rußiſch-Kaiſerliche Armee angelanget ſeyn wird, alsdann an gar keine Capitulation zu gedenken ſey. Mithin da dieſe längſtens in 2 bis 3 Tagen hier eintrifft, ſo wird

der Herr General von Tanenkién am besten erachten, was für eine Parthey er zu ergreifen hat. Ich hingegen werde meine Dispositiones vorsehen, und künftighin bey so bewandten Umständen ausser aller Verantwortung seyn.

Gegeben in der Vorstadt von Breslau  
den 1. August 1760.

Landon.

Tanenkiéns Antwort lautete deutlich und entschieden:

Da Breslau mit Festungswerken und Wassergräben ganz umgeben, so ist solches allerdings als eine Festung, und keinesweges als eine bloße Kauf- und Handelsstadt zu consideriren, wie es denn auch Anno 1757 nach der Bataille von Leuthen gegenseitig selbst als ein fester Platz defendiret worden. Se. Königl. Majestät haben mir das Commando darüber allergnädigst anvertrauet, und befohlen, diesen Ort bis aufs äußerste zu maintainiren, und der Herr General werden selbst einsehen, wie ich mit meinem Kopf davor repondiren muß. Es rühret also von keiner Caprice her, daß ich Ew. Excellenz gestrige Aufforderung abgeschlagen, sondern es ist der Wille meines Herrn, dessen Vertrauen ich als ein ehrlicher Mann möglichst zu erfüllen bemühet seyn werde. Dieserhalb bleibt es bei dem gefaßten Entschluß, Breslau zu defendiren, wie es einem rechtichaffenen Commandanten zukommt, und wie ich solches vor dem Könige und der ganzen honetten Welt zu verantworten hoffe. Ich werde mich auch durch keine dergleichen Drohungen abhalten lassen, womit Ew. Excellenz Dero Pro Memoria anzufüllen beliebig gewesen. Hierbey muß überlassen, was dieselben vor Resolution nehmen werden. Solten Sie vor gut finden, und zu verantworten glauben, die Stadt zu bombardiren, solte solche auch das Unglück haben, dadurch in einen Steinhaufen verwandelt zu werden, so wird solches zu der Uebergabe nichts beitragen. Die ganze Welt wird das Elend der armen verunglückten Einwohner lediglich Ew. Excellenz zuschreiben, und dabey billigen, daß ich meiner Verbindlichkeit ein Genüge gethan, indem der König mir nicht die Häuser, sondern die Festungswerke anvertrauet hat. Da es auch nicht allezeit auf die Menge ankommt, wovon in dem gegenwärtigen Kriege verschiedene Exempel vorhanden sind, so ist die hiesige Garnison stark genug, und wird selbige bey allen Gelegen-

heiten sich mit mir dergestalt wehren, wie es rechtschaffenen braven Leuten zukommt, die ihrem Herrn, bis auf den letzten Blutstropfen treu zu dienen, versprochen haben. En particulier habe übrigens die Ehre, mit aller Hochachtung zu beharren.

Breslau, den 1. August 1760.

Tauenzien.

Gleichzeitig suchte auch Laudon auf die Bürgerschaft zu wirken, indem er das folgende Schreiben an den Magistratsdirektor Conradi richten ließ:

Der Feldzeugmeister Baron von Laudon Excellenz lassen hiermit der sämtlichen Bürgerschaft zur Nachricht dienen, daß heut Abend die Stadt Breslau an 5 Orten durch 45 Feuermörser wird in Brand gesteckt werden. Da nun gedachter Excellenz, eine solche unmenſchliche und tyranniſche Action (wider ſo viel unſchuldige Einwohner) auszuüben, ſehr empfindlich und zu Herzen gehet, ſo iſt doch keine andere Möglichkeit mehr vorhanden, dieſe Grausamkeit zu vermeiden, als daß die ſämtliche Bürgerschaft dem Commandanten bezubringen hat, daß noch heut Abends vor die Garniſon eine favorable Capitulation abzuhandeln wäre, indem Se. Excellenz lieber ſehen thäten, daß die Stadt Breslau in Kaiſerl. Königl. Beſitz, als daß ſolche in wenig Tagen in Ruſſiſche Hände geraten ſolle. Es iſt auch dem Commandanten erlaubt, jemand nach Trachenberg zu ſchicken, allwo er ſchon erfahren wird, daß den 4. Auguſt 75000 Ruſſen bey Hundsfeld eintreffen werden.

Höffgen,  
den 1. Auguſt 1760.

Philipp von Elmpt,  
Oberſtwachtmeiſter von Ingenieurs.

Die in dem Briefe vorkommende Äußerung über die Ruſſen läßt es begreiflich erſcheinen, daß nicht Laudon ſelbſt, ſondern ein untergeordneter Offizier ſeinen Namen dazu hergab. Der Major von Elmpt hatte drei Jahre früher bei der öſterreichiſchen Garniſon geſtanden, die Breslau einige Wochen beſetzt hatte; vielleicht hatte er von daher perſönliche Beziehungen zu Conradi oder anderen einflußreichen Bürgern in der Stadt bewahrt. Eine Antwort auf das Schreiben erhielt er nicht. Daſſelbe hätte ſeinen Empfänger, wie man ſich wenigſtens ſpäter in der Stadt erzählte, beinahe in Gefahr gebracht. Tauenzien, der davon Nachricht erhalten hatte und eine



gegenseitige Korrespondenz vermutete, gab bereits seinem Adjutanten den Befehl, den Stadtdirektor zu verhaften, als dieser selbst den Brief überbrachte.

Nachdem die Batterien fertig geworden waren, machte Laudon Ernst mit seinen Drohungen und begann am 1. August gegen zehn Uhr abends ein verheerendes Bombardement mit Bomben, Granaten, Feuerkugeln und Pechkränzen. Gleich anfangs geriet das königliche Palais in der Karlstraße in Brand, auch das goldene Hirschel in seiner Nähe. Ungleich schlimmer wütete das Feuer der Batterie, die den Neumarkt bejchoß. Die ganze südliche Häuserreihe desselben, der größte Teil der Katharinenstraße und der neuen Fleischbänke, das Kretschamhaus zum langen Holz und die danach benannte Gasse, ein Teil der Albrechtsstraße und mit ihm das schöne fürstlich Hatzfeldtsche Palais brannten ab. Daneben schlugen die Kugeln in viele Häuser ein und töteten auch mehrere Menschen. Während des heftigen Schießens, das etwa zwei Stunden dauerte, wagte niemand zu retten, doch half ein plötzlicher Gewitterregen das Feuer dämpfen, und um 12 Uhr hörte das Schießen auf. Besonders beklagenswert war der Untergang des Hatzfeldtschen Palais, in welchem eine schöne Bibliothek, eine auf 80 000 Taler geschätzte Gemäldesammlung und eine vortreffliche Künftammer mit verbrannten. Als Hauptstück der letzteren nennt unser Berichterstatter, ein Breslauer, welcher ein handschriftliches Journal der Belagerung hinterlassen hat<sup>1)</sup>, ein Schwert, mit dem sechs Grafen die Köpfe abgeschlagen worden seien. Auch das Rathaus war in Gefahr; mehrere Haubitzen schlugen in die mit Kupfer gedeckten Erker auf der Südseite ein, doch machte die feste Bedachung die Wirkung dieser Geschosse unschädlich. Man erzählte sich, durch die Beschießung der Stadt seien die vier schönsten Stücke derselben zugrunde gegangen; nämlich das schönste Haus, das fürstlich Hatzfeldtsche, das schönste Frauenzimmer, die Jungfer Müllerin, Tochter eines Advokaten auf der Schuhbrücke, der eine in das väterliche Haus einschlagende Bombe den Kopf wegriß, der schönste Mann, ein Musketier von der Garde, und das schönste Geschützstück, die alte Sau genannt, die beim Feuern zerprang<sup>2)</sup>.

---

1) Stadtbibl. Breslau Hdschr. R 2492 S. 7.

2) Ebd. S. 15; vgl. auch S. 9 f.

Während des Bombardements „prellten“ die Kroaten zu verschiedenen Malen an den gedeckten Weg vor der Hiobsbastion, dem Ziegel-, Oder- und Nikolaitor, wurden aber überall zurückgeworfen. Es unterblieb also der beabsichtigte Sturm, da der Feind die Werke wohl verwahrt und die Besatzung überall wachsam fand. Tauenzien war stets unterwegs, zeigte sich überall und ermunterte die Soldaten; es könne nicht fehlen, daß binnen wenigen Tagen Entsatz kommen werde. Es wird erzählt, daß in dieser Nacht, als er gerade auf dem Glacis vor dem Schweidnitzertore die Verteidigungsarbeiten anordnete, eine Geschüßkugel nicht weit von ihm einschlug. Als einen Wink von oben diesen Vorfall auffassend, bedeckte er sogleich den Fleck mit seinem Hut, um ihn nachher genauer zu bezeichnen, und bestimmte ihn später zu seinem Begräbnisplatz. So berichtet der 1877 verstorbene Joseph Rußen, der bekanntlich seine Studien mit Vorliebe der Geschichte des siebenjährigen Krieges zugewandt hat, in seinem Buche: „Aus der Zeit des siebenjährigen Krieges“<sup>1)</sup>, den Vorfall. Es ist mir aber nicht möglich gewesen, die Quelle ausfindig zu machen, der er die Nachricht entlehnt hat; er kannte ja die entlegenste Literatur dieser Zeit. Etwas anders, wahrscheinlich nach mündlicher Tradition, die zu seiner Zeit noch lebendig war, erzählt K. A. Menzel in seiner Topographischen Chronik von Breslau<sup>2)</sup> — 1805 erschienen — die Sache. Tauenzien habe den Tag zuvor dort mit dem Freibataillon einen Ausfall gemacht gegen die Kroaten, die sich in der Schweidnitzer Vorstadt festsetzen wollten. Dabei sei er an dieser Stelle hart mit ihnen zusammengeraut und habe die Stelle deshalb zu seinem Begräbnisplatz bestimmt. Welche von beiden Versionen die richtige ist, scheint jetzt nicht mehr möglich zu bestimmen. Daß den Erzählungen aber ein wirklicher Vorfall zugrunde liegt, geht aus der offiziellen Beschreibung des Leichenbegängnisses in der „Schlesischen Zeitung“ vom 24. März 1791 hervor, wo es heißt, „der Wohlgeleitete“ habe sich den Platz zu seiner Grufstätte schon vor langer Zeit gewählt, „indem er ihm bei der ehemaligen Belagerung besonders merkwürdig geworden war“.

Laudon scheint die Beschießung um Mitternacht hauptsächlich aus Mangel an Munition eingestellt zu haben; er selbst gibt aller-

<sup>1)</sup> Seite 213.

<sup>2)</sup> Seite 707 ff., 755.

dings in seinem Journal als Grund an, seine Absicht sei von Verheerung der Stadt entjernt gewesen. Er sah ein, daß er die Festung ohne die Hilfe der Russen doch nicht würde einnehmen können, und schickte deshalb am 2. August einen Kapitän an den General Sjaltykow, der nur noch neun Meilen von Breslau stand, mit der Bitte, seinen Marsch zu beschleunigen, weil ihn sonst die Annäherung des Prinzen Heinrich nötigen würde, die Belagerung aufzugeben<sup>1)</sup>. Zugleich ging noch einmal der Oberst Rouvroy in die Stadt, um Tauenzien zur Übergabe zu bewegen. Über den Wortlaut ihrer Unterredung liegt eine authentische Aufzeichnung nicht vor. Nach dem offiziellen Preussischen „Journal der Belagerung von Breslau“<sup>2)</sup> wollte Rouvroy „den Commandanten mit möglichststen Persuasorien bewegen, die Stadt zu übergeben, mit dem Antrage, daß er die Capitulation nach seinem Gefallen abfassen sollte, und daß solche ihm accordiret werden würde. Allein derselbe ertheilte ihm zur Antwort, daß der Brand seine Gesinnungen im Geringsten nicht verändert hätte. Er defendirte die Wälle und Mauern, und daselbst würde er die feindlichen Anstalten erwarten. Indessen wäre es unerlaubt, daß die Feinde die Belagerung mit den Häusern und den Einwohnern anfangen. Worauf denn der feindliche Oberst versicherte, daß sie nunmehr die Trancheen gehörig eröffnen würden. Der Herr General von Tauenzien erwiderte, daß er solches schon längst von ihnen vermuthend gewesen wäre“.

In der Stadt erzählte man sich<sup>3)</sup>, der Unterhändler habe Tauenzien „animiret, die Stadt zu übergeben, indem man ja sähe, daß an keinen Entsatz zu denken. Die Stadt hätte ja schon Vieles gelitten, und könnte durch eine baldige Uebergabe weiterem Ungelücke vorgebauet werden; zugleich wäre eine schwere Verantwortung, wenn dieses nicht geschehe, zu vermuthen. Worauf aber der kluge Commandant zu einer Antwort ertheilet: Ihm wäre Wall und Mauer zu defendiren anvertrauet; bishero hätte der Herr General nur mit den Bürgerhäusern nicht aber mit ihm gestritten; sein

<sup>1)</sup> Näheres über die Sendung Laudons an Sjaltykow im Generalstabswerk (Bd. 12 S. 177). Die Russen hatten am 2. August Zduny an der schlesisch-posenischen Grenze erreicht.

<sup>2)</sup> Die Feldzüge der Preußen S. 57 f.

<sup>3)</sup> Stadtbibl. Breslau Hdschr. R 2492 S. 11.

Posto wäre noch unbeschädigt, auf welchem er ihn erwarten wolle.“

Tempelhof<sup>1)</sup> schmückt den offiziellen Bericht dramatisch aus. „Ich vertheidige Wälle und Mauern“, läßt er Tauenzien sagen, „und auf diesen werde ich den Feind erwarten. Ich habe keinen Begriff von der besonderen Art der Ehre eines Commandanten, der eine Festung übergiebt, ehe Breſche geschossen und ehe sie einmal recht angegriffen worden. Was das Stürmen betrifft, so habe ich Truppen, die den Feind schon zurückweisen werden. Unerlaubt ist es aber, daß man die Belagerung einer Stadt mit dem Ruin ihrer Einwohner anfängt. — Wir werden sogleich die Laufgräben eröffnen, antwortete der feindliche Oberst. — Dies habe ich längst erwartet, versetzte der Commandant. Und so schieden sie von einander.“

Wenzel<sup>2)</sup> wiederholt dies in seiner Chronik ganz genau, nur daß er Kouvroy noch mit der Drohung scheiden läßt: „Wir werden weder Säuglinge noch Schwangere verschonen“. „Ich und meine Soldaten sind nicht schwanger“, erwiderte Tauenzien.

Diese berühmten Worte kennt schon Archenholz<sup>3)</sup>, der seine Geschichte des siebenjährigen Krieges 1793, also nur vier Jahre nach Tempelhof schrieb; aber er hat sie an anderer Stelle, bei der ersten Unterredung Kouvroys mit Tauenzien. Sie mögen wohl auch in mündlicher Erzählung sich fortgepflanzt haben.

Die Erwartung, daß der Feind jetzt den Angriff erneuern würde, erfüllte sich nicht; er blieb den ganzen Tag ruhig<sup>4)</sup>. Am nächsten Tage, dem 3. August, bemerkte man allerdings lebhaftere Bewegung im Lager der Österreicher; man sah, wie sie unter dem Schutze der Häuser namentlich in den südlich vor der Stadt liegenden Dörfern Batterien anzulegen versuchten. Das bewog Tauenzien, die genannten Lokalitäten mit schonungsloser Entschlossenheit von

---

1) Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland Bd. 4, Berlin 1789 S. 95.

2) Topographische Chronik S. 760.

3) Geschichte des siebenjährigen Krieges Bd. 2, Berlin 1793 S. 93.

4) Das handschriftliche Journal (R 2492 S. 8) meldet allerdings unter dem 2. August: „Bieß hierher wurden dem Feinde zwey Stürme, bey dem Biegel- und Ohlauischen Tore abgeschlagen.“

den Wällen aus in Brand zu schießen, so daß von Huben an über Lehmgruben, Neudorf, Gabitz, den Schweidnitzer Anger bis zur Tschepine in der Nikolaivorstadt alles in einem großen Flammenmeere stand. Es wurde den Österreichern absolut unmöglich gemacht, sich in den brennenden Ortschaften festzusetzen. Für den Fall eines Sturmes ließ Tauenzien Senken auf die Dossierung der Wälle setzen und traf alle Anstalten zur äußersten Gegenwehr. Doch kam der nächtliche Angriff über eine lebhaft erwiderte Kanonade nicht hinaus<sup>1)</sup>.

Als Laudon sich überzeugt hatte, daß die Verteidigung entschlossen war, stand er von der Belagerung ab. Er hatte seine guten Gründe dazu. Die Russen kamen trotz aller Mahnungen nicht schnell genug heran; dagegen zog der Prinz Heinrich in Gilmärschen herbei. Schon am zweiten hatte sein Vortrab unter dem kühnen Husaren-General Werner die bei Parchwitz stehenden und zur Deckung der Brücke bei Leubus bestimmten Reiter Caramellis mit starkem Verlust zurückgeworfen, eine andere Abteilung Liegnitz besetzt. Auch der König selbst hatte inzwischen den Marsch nach Schlesien angetreten. Unter diesen Umständen hob Laudon am 4. August frühmorgens die Belagerung auf. Wohl leuchtet ein, wie Tempelhof<sup>2)</sup> hervorhebt, daß er in der Lage gewesen wäre, mit überlegenen Streitkräften dem Prinzen Heinrich entgegen zu gehen und ihn zurückzudrängen oder ihm eine Schlacht anzubieten. Inzwischen hätten die Russen Breslau erreichen und es von neuem einschließen können. Sein bisheriges kühnes Draufgehen, die unbeschränkten Vollmachten, die er hatte, rechtfertigten dies. Er tat es nicht, er zog sich nach Kanth zurück. Es hätte der österreichischen Politik doch wenig entsprochen, Breslau den Russen in die Hände zu spielen. Am 8. abends erreichten dieselben Hundsfeld, eine Meile von hier, aber gleichzeitig rückte Prinz Heinrich in die alte

<sup>1)</sup> Nach Hdschr. R 2492 S. 12 versuchte der Feind in der Nacht vom 3. zum 4. August zwei Stürme, den einen gegen 12 Uhr beim Nikolaitor gegen das Allerheiligenhospital und den Schlachthof, den andern um 2 Uhr über die Bleichen gegen das Vinzenz- und Matthiasstift. In dem ursprünglichen Texte des Aufsatzes waren diese beiden Angriffe irrtümlich in die Nacht vom 2. zum 3. August verlegt.

<sup>2)</sup> A. a. O. Bd. 4 S. 100.

Stellung der Österreicher zwischen Klein-Mochbern und Gabitz<sup>1)</sup>. Er sandte sofort den General Platen durch die Stadt; derselbe lagerte sich vor der alten Oder, dieselbe in der Front behaltend. Er hinderte die Russen, so nahe an die Stadt heranzukommen, um sie beschießen zu können. Eine heftige Kanonade brachte auf beiden Seiten nur geringe Verluste hervor, doch zogen sich die russischen Vorposten etwas zurück.

Sjaltykow, in der Hoffnung getäuscht, Breslau mit seinen reichen Magazinen besetzen zu können, mißtrauisch auf die Österreicher, die sich vor dem Prinzen Heinrich zurückgezogen, wäre am liebsten sofort zurückgegangen; nur der französische Gesandte Montalembert bewog ihn, stehen zu bleiben, mit dem Hauptquartier in Groß-Weigelsdorf bei Hundsfeld. Dadurch hielt er den Prinzen Heinrich ebenfalls fest. Dessen Lage war gefährlich genug. Wenn Laudon umkehrte und sich gemeinschaftlich mit den Russen auf ihn warf, so konnte er verloren sein. Doch Laudon zog Daun entgegen, um sich mit diesem gegen den König zu vereinigen. Ehe er das vermochte, griff ihn Friedrich am 15. August in aller Frühe von den Pfaffendorfer Höhen bei Liegnitz herab an und schlug ihn. Jetzt erst war Breslau gerettet; die Russen zogen ab, nachdem sie das rechte Oderufer barbarisch verwüstet hatten.

Die zum äußersten entschlossene Haltung Tauenkiens hatte es hauptsächlich bewirkt, daß alle Pläne Laudons scheiterten. Es konnte diesem erfahrenen Feldherrn nicht entgehen, daß ihm hier ein anderer Fouqué gegenüberstand, ebenso bereit, lieber alles zu opfern, als den ihm anvertrauten Platz zu übergeben. Es wäre aussichtslos gewesen, gegenüber einem solchen Verteidiger die Stadt noch länger zu beschießen oder einen Sturm zu wagen. König Friedrich belohnte Tauenkiens Standhaftigkeit, als er ihn am 19. zu sich ins Hauptquartier nach Neumarkt beschied, durch Erhebung zum Generalleutnant; er verlieh ihm auch im nächsten Jahre den Schwarzen Adlerorden.

Bald nachher, am Ende des Jahres, trat Lessing als Sekretär in seine Dienste. Er hat den Eindruck, den er von seinem Chef

---

<sup>1)</sup> Nach dem Generalstabswerk (Bd. 12 S. 180) geschah beides schon am 6. August.

empfang, in die Worte zusammengefaßt: Wäre der König von Preußen so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General Tauenzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden.

In bezug auf die übrigen Kriegstaten des heldenmütigen Mannes können wir uns kürzer fassen. Eine so hervorragende Gelegenheit, seine persönliche Tüchtigkeit zu beweisen, wie die kurze Breslauer Belagerung, hat er nicht wieder gehabt. Allerdings ward auch im nächsten Jahre wieder eine gemeinschaftliche Operation der Russen und Österreicher in Schlesien mit der Eroberung Breslaus als Ziel geplant; Friedrich sorgte aber dafür, daß sie nicht zur Ausführung kam. Nur im Vorbeigehen berannte eine russische Heeresabteilung unter Tichernyschew, wiederum im August, die Vorstädte und richtete ein kurzes Bombardement gegen die Stadt. Bald darauf konnte Tauenzien selbst mit einem Teile der Garnison den Russen nachziehen, um ihren Rückmarsch etwas zu beschleunigen. Im nächsten Jahre, als von den Russen nach Kaiserin Elisabeths Tode nichts mehr zu befürchten war, stellte der König nach den Siegen bei Burkersdorf und Reichenbach Tauenzien an die Spitze des Korps, welches das von Laudon im Herbst 1761 durch einen Handstreich weggenommene Schweidnitz<sup>1)</sup> wieder erobern sollte. Jetzt bedurfte es zur Wiedergewinnung der Festung einer mehr als zweimonatlichen Belagerung, bei der die Chefs der Artillerie und der Ingenieure begreiflicherweise eine größere persönliche Rolle spielten, als der Führer des ganzen Belagerungskorps. Es mag als interessant hervorgehoben werden, daß bei dieser in der Kriegsgeschichte berühmten Belagerung die Leiter der Ingenieurarbeiten vor und in der Festung zwei Franzosen, Lefebvre und Gribeauval, beide einander befreundet, auch als Schriftsteller tätig und Urheber von verschiedenen Theorien über das Belagerungsweisen waren. Der Verteidiger der Festung, Gribeauval, bewies sich hier offenbar tüchtiger als sein Gegner Lefebvre. Die Belagerungsarbeiten gingen nur langsam vorwärts, weil sie von der Festung sehr wirksam gestört wurden,

---

<sup>1)</sup> Akten des Kriegsgerichts von 1763 wegen der Eroberung von Glatz 1760 und Schweidnitz 1761 hg. von Franz Wachter (*Scriptores rerum Silesiacarum* Bd. 16). Breslau 1897.



wobei freilich auch der Umstand in Betracht kam, daß die Besatzung an Zahl stärker war als das Belagerungskorps. Tauenzien hatte kaum 10 000 Mann gegen 12 500 Verteidiger, und dabei hatte der König ursprünglich gewünscht, „daß die Belagerung nicht über 10 Tage tranchée ouverte dauern sollte!“ Ungeduldig verlegte er gegen Ende September selbst sein Hauptquartier nach Bögendorf, in die nächste Nähe von Schweidnitz, und betrieb die Arbeiten persönlich, bis endlich, nachdem ein Teil der Sauerriegter Forts durch eine Explosion freigelegt war, die tapfere Besatzung sich am 9. Oktober kriegsgefangen an Tauenzien ergab. So verknüpfte dieser seinen Namen noch mit einer der letzten Operationen des unvergleichlichen Krieges<sup>1)</sup>.

Nach dem Frieden erhielt er ein Regiment<sup>2)</sup> und wurde zum Gouverneur von Breslau ernannt; zugleich wurde ihm, da der König jetzt in den Provinzen Generalinspektionen über die verschiedenen Truppengattungen einrichtete, die Inspektion über die gesamte schlesische Infanterie übertragen, während Seydlitz die über die Kavallerie erhielt. Der König berücksichtigte bei diesen Stellungen weniger das Dienstalter, als die Erfahrung und Tüchtigkeit. Tauenzien war durch und durch ein Mann der alten preußischen Schule; er hatte nicht umsonst seine Laufbahn im Leibregiment Friedrich Wilhelms I. begonnen. Im Dienst war er bis zum äußersten streng und peinlich. Als er bald nach dem Frieden einem jungen Offizier begegnete, der mit seiner Uniform im Laufe der Ungezwungenheit des Krieges gewaltig außer Façon gekommen war, brachte er anderen Tages in einem schlimmen Parolebefehl die alte Kleiderordnung wieder in Erinnerung und verlangte danach unter anderem die Wiederherstellung des Hopses in seiner Riesengestalt bis zur Taille, mit einer  $\frac{1}{2}$  Zoll hohen Kofarde; er verlangte die Weste bis auf das halbe Bein mit großen Taschen, den Degen unterm rechten Winkel hinten hinausstehend, die Frisur mit den etatsmäßigen Locken

---

<sup>1)</sup> Über die Belagerung von Schweidnitz vgl. Tempelhoff, Geschichte des siebenjährigen Krieges Bd. 6 S. 122 ff., 156 ff. Schöning, Der siebenjährige Krieg Bd. 3 S. 395 ff.

<sup>2)</sup> Am 22. September 1763 wurde Tauenzien das Infanterie-Regiment Lestwitz (Nr. 31) verliehen. Generalstabswerk Bd. 12 S. 279.

und dergleichen in einem siebenjährigen Kriege in Vergessenheit geratene Dinge mehr.

Im Jahre 1775 wurde Tauenzien General der Infanterie. Als solcher machte er auch noch den bayerischen Erbfolgekrieg mit und hatte den Oberbefehl über das zweite Treffen bei der Armee des Königs. Mehrmals wurde er zu besonderen Unternehmungen detaschiert und benahm sich dabei als ein erfahrener Feldherr. Der König gab ihm wiederholte Beweise seiner Achtung und Gunst. Zur Verbesserung seiner Einkünfte verlieh er ihm eine Domherrnstelle zu Brandenburg und ein Kanonikat zu St. Sebastian in Magdeburg, mit der Erlaubnis, es veräußern zu dürfen. In den achtziger Jahren leistete er allerdings nicht mehr, was der König von ihm verlangte; doch mochte sich dieser nicht entschließen, dem greisen General ohne sein Ansuchen den Abschied zu erteilen. Er übte aber nach dem Manöver von 1784 in einem Schreiben an ihn eine so scharfe Kritik an den Leistungen der ihm unterstellten schlesischen Infanterie, daß Tauenzien nicht umhin konnte, seine Entlassung von der Generalinspektion zu begehren.

Der König schrieb ihm unter dem 7. September 1784 von Potsdam aus<sup>1)</sup>:

Mein lieber General von Tauenzien. Schon bei meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte Ich gegen Euch, und jetzt will Ich es schriftlich wiederholen, daß Meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist, als jetzt; wenn Ich Schuster und Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein. Das Thaddenische Regiment gleicht nicht dem

---

<sup>1)</sup> Der obige Text des königlichen Schreibens geht zurück auf Preuß, Friedrich der Große Bd. 4 S. 239, wo die „Annalen des Krieges“, Berlin 1806, Bd. 3 S. 252 als Quelle angegeben werden. Nach dem Aufsatze von Duvernoy „Die letzten Revuen des großen Königs“ (Militär-Wochenblatt 1902 S. 187 ff) ist dieser Text nur eine durch Nachschreiben aus dem Gedächtnisse entstandene Verstümmelung einer Kabinettsorder an Tauenzien vom 3. Sept., deren Text Duvernoy nach dem Original des Königl. Staatsarchivs Breslau mitteilt. Allerdings enthält gegenüber dieser Kabinettsorder der obige Text bei weitgehender Übereinstimmung doch auch manche bezeichnende Besonderheiten, die durch bloßes Nachschreiben aus dem Gedächtnisse kaum zu erklären sind. Übrigens nahm Tauenzien erst nach der Revue von 1785, die auch nicht zur Zufriedenheit des Königs ausfiel, seinen Abschied. Duvernoy S. 191.

unbedeutendsten Landbataillon der preußischen Armee; Rothkirch und Schwarz taugen auch nicht viel. Zarembo ist in einer solchen Unordnung, daß Ich einen Offizier von Meinem Regimente nach dem diesjährigen Herbstmanövre werde hinschicken, um es wieder in Ordnung zu bringen; von Erlach sind die Bursche durch das Contrebandiren so verwöhnt, daß sie keinen Soldaten ähnlich sehen. Keller gleicht einem Haufen ungezogener Bauern; Hager hat einen elenden Commandör, und Guer Regiment ist sehr mittelmäßig. Nur mit Graf von Anhalt, Wendessen und Markgraf Heinrich kann Ich zufrieden sein. Seht, so sind die Regimenter en détail. Nun will Ich das Manövre beschreiben: Schwarz machte den unverzeihlichen Fehler bei Meisse, die Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugsam zu besetzen; wäre es Ernst gewesen, so war die Bataille verloren. Erlach bei Breslau, statt die Armee durch Besetzung der Anhöhe zu decken, marschirte mit seiner Division wie Kraut und Rüben im Defilée, daß, wäre es Ernst gewesen, die feindliche Cavallerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verloren ging. Ich bin nicht Willens, durch lacheté Meiner Generale Schlachten zu verlieren; weshalb Ich hiermit festsetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn ich noch lebe, die Armee zwischen Breslau und Ohlan führet, und vier Tage zuvor, ehe Ich ins Lager komme, mit den unwissenden Generals manövrirret, und ihnen dabei weist, was ihre Pflicht ist. Das Regiment von Arnim und das Garnisonregiment von Kanitz macht den Feind, und wer alsdann seine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den lasse Ich Kriegesrecht halten; denn ich würde es einer jeden Puissance verdienen, dergleichen Leute, welche sich so wenig um ihr Metier bekümmern, im Dienste zu behalten. Erlach sitzt noch vier Wochen im Arrest. Auch habt Ihr diese Meine Willensmeinung Guer ganzen Inspektion bekannt zu machen.

Daß dieser Tadel des Königs nicht in seiner ganzen Härte berechtigt gewesen sein kann, hat schon Preuß bemerkt, der in seinem Leben Friedrichs des Großen den Brief mittheilt und ihm das Urtheil eines unbefangenen Beobachters gegenüberstellt, des französischen Generalleutnants Marquis von Bouillé, welcher in demselben Jahre sowohl in Kaiser Josephs Lager bei Prag als auch Zeuge des schlesischen Manövers gewesen ist. Wenn dieser in seinen Memoiren

darüber sagt: „Ich will keine Vergleichung zwischen den Heeren dieser Monarchen anstellen; die militärische Disciplin war in beiden so vollkommen, daß ihre Ueberlegenheit bloß von dem Befehlshaber, der sie anführte, abhängen mußte“, so kann von einer so auffallenden Vernachlässigung der schlesischen Armee, wie man sie nach dem Briefe des Königs annehmen mußte, doch nicht wohl die Rede sein. Die äußerste Anspannung aller Kräfte, die sich der König selbst zumutete, hat ihn namentlich in seinen letzten Jahren, wo ihn die Krankheit noch reizbarer machte, mehr als eine Probe von übertriebener und ungerechter Schärfe des Urteils über die Leistungen seiner Generale und Beamten geben lassen. Daß er sich überhaupt im Tadel einer maßvollen Sprache nicht immer bediente, ist bekannt.

Auch nach Abgabe der Generalinspektion blieb Tauenzien bis an seinen Tod als Gouverneur von Breslau und Regimentschef im Dienst, indem er als solcher fortan unter die Aufsicht jüngerer Vorgesetzter trat. Die Festung Breslau hat in den langen Jahren seines Gouvernements sehr bedeutende Erweiterungen und Verstärkungen erfahren. Da der siebenjährige Krieg die Unzulänglichkeit der bisherigen Befestigungen deutlich genug gezeigt hatte, so ließ der König nach demselben nicht nur die alten Außenwerke auf der linksufrigen Seite durch zusammenhängende Bauten erweitern, sondern zog auch die auf dem rechten Ufer gelegenen Stadtteile durch Anlegung von Schanzen, namentlich des großen „Springsterns“ hinter dem Dom, in die Befestigung hinein. Man vergleiche nur, um sich von dem Umfange der neuen Bauten eine Vorstellung zu machen, die beiden Stadtpläne von 1752 und 1784<sup>1)</sup>. In dieser Weise versorgt, würde Breslau unter einem so entschlossenen Kommandanten wie Tauenzien sich 1807 jedenfalls viel länger behauptet haben.

Indem Breslau sich so unter Tauenziens Gouvernement zu einer großen Festung umgestaltete und eine immer stärkere Besatzung erhielt, übte dieser fast ein Menschenalter hindurch in allen Verhältnissen der Stadt einen überaus wichtigen, oft allein bestimmenden Einfluß aus. Die alte beinahe reichsstädtische Selbständigkeit, die die Stadt unter der österreichischen Herrschaft genossen hatte, war sofort mit der preussischen Besitzergreifung geschwunden; der

---

<sup>1)</sup> Siehe oben S. 121 Anm. 1.

Staat der Hohenzollern verknüpfte alle seine Glieder durch das Band strengster Unterordnung unter den königlichen Willen. Der furchtbare Krieg und die Notwendigkeit, alle Kräfte des Staates auf das Äußerste anzuspannen, alle Mittel in einer Hand zu vereinigen und damit auf das Sparsamste zu wirtschaften, um die im Grunde genommen über das Vermögen des Staates hinausgehende, aber durch die Heldentaten Friedrichs gewonnene Großmachtsstellung zu behaupten, die damit gebotene oberste Rücksicht auf die Erhaltung und Stärkung der militärischen Kraft des Landes ließ auch einer Stadt von der Bedeutung und der Vergangenheit Breslaus durchaus nur die Rolle eines dienenden Gliedes im Staatsorganismus. So griff auch der Gouverneur in außerordentlich viele Dinge der städtischen Verwaltung ein. Auch diese Seite von Tauenziens Tätigkeit zu schildern, würde ein großes Interesse haben; es erforderte aber ein ganz spezielles Aktenstudium, wie es die für den einen Zweck aufzuwendende Mühe doch nicht belohnen würde<sup>1)</sup>. Daß Tauenzien der Militärbehörde niemals etwas ver-

<sup>1)</sup> Gelegentlich hat Markgraf aus den Akten folgende Belege für die Vielseitigkeit und die ganze Art der dienstlichen Beziehungen Tauenziens zur Stadtverwaltung gesammelt: 1761 März 5. Tauenzien ersucht den Magistrat, einem Kantonpflichtigen das Bürgerrecht zu gewähren. — 1761 Mai 5. Derselbe weist die Beschwerde des Magistrats über die Raubfischerei der Soldaten am Bürgerwerder zurück. — 1761 Oktober 14. Derselbe fordert den Magistrat zur Abbrechung des alten Pestlazarets vor dem Nikolaitore auf. (Diese drei Schreiben, von Lessings Hand mit Tauenziens Unterschrift, sind abgedruckt von Markgraf in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, Neue Folge Bd. 12 S. 59 bis 61.) — 1762. Tauenzien verkauft der Kaufmannschaft für 1000 Taler den Teil der alten Stadtmauer an der jetzigen Zwingerstraße (Breslauer Zeitung 1886 Nr. 99). — 1768. Tauenzien genehmigt den Vorschlag des Magistrats, daß bei den hohen Weizenpreisen Bier aus einer Mischung von Weizen- und Gerstenmalz gebraut werden dürfe (Stadtarchiv Akten 10. 31 Bd. 4 Bl. 9). — 1769. Tauenzien verlangt vom Magistrat eine jedesmalige Anzeige, so oft in der Stadt oder den Vorstädten ein Haus gebaut oder niedergerissen werden solle (Magistratsakten 21. 3. 1. 2 Bd. 2 Bl. 127). — 1771. Tauenzien verbietet weitere Beerdigungen auf dem Salvatorerkirchhofe, der in die Festungswerke einbezogen werden müsse. (Ebd. 13. 86 Bd. 3 Bl. 48 ff.) — 1773/74. Tauenzien läßt wiederholt Stadtgerichtsadvokaten in Haft nehmen, die in durchaus gesetzlicher Form gegen Offiziere Klagen einreichen oder sie als Zeugen vereidigen lassen. (Ebd. 2. 560.) — 1781. Die Absicht des Magistrats, die aus der Wasserarmut der Stadtohle sich ergebenden Übelstände durch Kasserung der Sieben-

gab, daß er überall die militärischen Rücksichten den bürgerlichen voranstellte, wird man bei einem Manne seiner Art nicht verwunderlich finden. Man hatte in der Stadt sehr viel Furcht vor seiner Strenge, aber doch nicht allein Furcht, sondern auch Achtung und Zuneigung. Uns will es freilich jetzt sonderbar anmuten, wenn Tauenzien 1778 nach dem Abbruch des schon seit 1752 als Exerzierhaus benützten alten Ballhauses in der Neustadt, das damals zur Kaserne umgebaut wurde, das erste Bataillon seines Garderegimentes in der oberen Halle des Rathhauses exerzieren ließ und auf den Hinweis des Magistrats, daß sich infolgedessen bereits Risse in den Mauern zeigten, das Exerzieren keineswegs einstellte, sondern nur befahl, daß die Soldaten weder mit dem Fuß noch mit dem Gewehr aufstampfen sollten. Es zeigt aber ebenso die Unterordnung aller Rücksichten unter die militärischen, wenn der Magistrat, um die Soldaten aus dem Rathhaus wegzubekommen, dem General das Refektorium des Kapuzinerklosters „oder irgend eines andern Klosters“ zum Exerzierplatz vor schlägt. Wo das Militär einen Platz brauchte, griff es eben zu; dafür ließen sich noch andere Beispiele beibringen. Fand Friedrich der Große dies selbstverständlich, so trat er andererseits der Präension oberer und unterer Offiziere, in persönlichen Streitigkeiten mit Magistraten und Bürgerchaften sich eine eigenmächtige Autorität aus einseitiger Jurisdiktion anzumaßen, auch wohl die letzteren grob zu behandeln,

rademühle zu heben, scheitert nach langen Verhandlungen an Tauenziens Widerspruch. (Ebd. 19. 9. 3.) — In den Verhandlungen über die Abtretung des Festungsgeländes an die Stadt, 1810, erklärt der Magistrat der Regierung: General Tauenzien, „dem einst niemand zu widersprechen ungeahndet wagen durfte“, habe den alten städtischen Holzplatz vor dem Ohlauer Tore, weil er an das Festungsgelände angrenzte, kurzerhand „zu seiner Kompetenz gerechnet“ und die von den Benutzern früher an die Kammerei gezahlten Standgelder für sich eingezogen. (Markgraf, Die Entfestigung Breslaus. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schl. Bd. 21 S. 87.) — In den Memoiren des Generals Ludwig Freiherrn von Wolzogen, Leipzig 1851 S. 10, wird erzählt, in Breslau sei, nicht nur unter den der Unruhen von 1793 und 1796 gedenkenden Handwerksgefelln, sondern auch unter der Zivilbevölkerung der besseren Stände „geheimer Groll gegen das Militär“ verbreitet gewesen „in Erinnerung an den früheren Soldatendruck unter dem ehemaligen Gouverneur, dem alten rauen General von Tauenzien, der nach Art des Königs Friedrich Wilhelm I. selbst Geheimräten mit dem Stocke zu drohen und sie „Schlingel“ und „Esel“ zu titulieren pflegte“.

in sehr scharfer Weise entgegen. Gleich nach dem Hubertsburger Frieden, den 20. März 1763, erließ er in diesem Sinne eine Kabinettsorder an Tauenzien, um dieselbe der Garnison zur genauesten Beobachtung bekannt zu machen.

Tauenzien war von Hause aus wenig begütert, er schuf sich seine Existenz durch den Degen; der lange Dienst brachte ihn allmählich zu Vermögen. In einer interessanten Anrede an die pommerische Ritterschaft von 1779, worin Friedrich deren Plan zur Gründung einer Kreditsozietät, ähnlich der schlesischen General-Landschaft, lebhaft belobt und den Adel seiner besonderen Teilnahme versichert, exemplifiziert er auf Tauenzien. „Dadurch wird der Adel conservirt, woran mir gar viel liegt, da mir der Adel bei der Armee ganz unentbehrlich ist. Freilich dürfen und können sie nicht alle in Kriegsdienste gehen, es müssen auch einige zu Hause bleiben, um die Angelegenheiten ihrer Familie und Verwandten zu besorgen. Ingleichen brauche ich den Adel, um Präsidenten und Ministers daraus zu wählen. Und ich sehe niemals darauf, ob jemand reich oder arm ist, wenn er nur Verdienste hat. Alsdann kann ein Armer auch reich werden, wie z. B. der von Tauenzien, der von Hause Nichts gehabt und zu einem Vermögen wenigstens von 150 000 Thlr. gelangt ist<sup>1)</sup>.“

Ein Dienstgebäude hatte Tauenzien in Breslau nicht; er erwarb 1764 vom Fürsten Karl Stanislaus Radziwil dessen Haus in der Junkernstraße, den östlichen Teil der jetzigen Nr. 1/3, des jetzt mit Lessings Medaillon geschmückten Gebäudes<sup>2)</sup>. Lessing trat im November des Jahres 1760, als ihm in Berlin das Verhältniß zu seinen dortigen, ihn öfters wegen seines Lebenswandels hofmeisternden Freunden zuwider geworden war, und er sich wenigstens auf einige Jahre nach einer äußerlich gesicherten Stellung sehnte, als „der berühmteste aller Secretäre, die je in Breslau oder einem anderen Orte Breslaus amtirt haben“, in Tauenziens Dienst. Es ist wohl möglich, daß er diesen, wie Ruken<sup>3)</sup> vermutet, in der Gesellschaft

---

<sup>1)</sup> Preuß, Friedrich der Große Bd. 3 S. 63.

<sup>2)</sup> Näheres hierüber in Aufsatz 8.

<sup>3)</sup> Ruken, G. E. Lessing in seinem Welt- und Kriegsleben, seinem Wirken und Streben zu Breslau (Ende Nov. 1760 bis Ostern 1765) in: Abhandlungen der Schles. Gesellschaft f. vat. Kultur, Philos.-histor. Abteilung 1861, Heft 1 S. 3.



seines Freundes Ewald von Kleist, Ende 1757 oder Anfang 1758 in Leipzig getroffen und kennen gelernt hat; neuerdings hat indes Pröhle<sup>1)</sup> wahrscheinlich gemacht, daß ihm der Regimentsquartiermeister Raumann aus Banz zu der Stellung verholfen hat. Der König hatte Tauenzien, wohl nur um ihm mit dem Gehalt dieser Stelle eine Verbesserung seiner Einnahmen zu gewähren, neben der Kommandantur auch das Münzdirektorium in Breslau übertragen, und grade dessen Geschäfte machten Lessing, der jedenfalls noch viel weniger Interesse als sein Chef daran fand, viel Arbeit. Die ganze Bureautätigkeit war ihm freilich von Anfang an verdrießlich, „diese elenden Beschäftigungen de pane lucrando“, „diese Nichtswürdigkeiten“, mit denen er seine Jahre verliere. Er hätte freilich, da er von den neuen Münzverschlechterungen, zu denen der König in der Not der letzten Kriegsjahre seine Zuflucht nahm<sup>2)</sup>, immer zuerst Kenntnis bekam, weil er mit den Unternehmern der Ummünzung die erforderlichen Kontrakte abzuschließen hatte, durch Verwertung dieser Kenntnis ohne Unredlichkeit leicht pekuniären Vorteil für sich ziehen können, wenn er dies überhaupt verstanden hätte.

Zu Tauenzien hatte er ein sehr angenehmes Verhältnis. Der General war „eine jener derben, tüchtigen Naturen, die, ohne irgend welche wissenschaftliche Bildung, doch die ihnen verwandte Tüchtigkeit des Charakters in anderen instinktmäßig heraus erkennen und respektieren“<sup>3)</sup>. Lessing speiste in der Regel nach Beendigung seiner Geschäfte bis gegen 4 Uhr bei ihm. Man erzählte sich in der Stadt noch lange, daß eine Anzahl wichtiger Äußerungen, die dem General in den Mund gelegt wurden, von seinem Sekretär ihren Ursprung erhalten hatten. Lessing blieb bis zum März 1765 in der Stellung bei ihm. Obgleich ihn Tauenzien gern länger bei sich oder in einem Amte gehalten hätte, schlug er doch alle Anerbietungen aus, „weil nach seiner Versicherung der König von Preußen keinen, ohne ab-

---

1) Pröhle, Lessing, Wieland, Heinse, Berlin 1877, S. 175 ff.

2) Vgl. Friedensburg, Schlesiens neuere Münzgeschichte (Cod. dipl. Sil. Bd. 19) S. 66—68.

3) K. G. Lessing, der Bruder des Dichters (in: Gotthold Ephraim Lessings Leben. Bd. 1 S. 220) nennt Tauenzien „einen von den großen Edelsteinen, die Friedrich nicht verkannte, obgleich sie nicht geschliffen waren“.

hängig zu sein und zu arbeiten, bezahle“<sup>1)</sup>. Tauenzien blieb im besten Andenken bei ihm. Noch im Jahre 1777 erkundigte er sich bei seinem Bruder Karl, da diesen das Schickſal ebenfalls nach Breslau als königlichen Münzdirektor führte, nach seinem „alten ehrlichen Tauenzien“<sup>2)</sup>.

Wenn Lessing den Aufenthalt in Breslau wegen des seiner Natur durchaus unerträglichen Zwanges der Amtsgeschäfte oft verwünscht hat, wenn er in den mehr als vier Jahren nichts zum Druck gegeben hat, so verdankt er nichtsdestoweniger Tauenzien und Breslau unendlich viel. Hier sah er zum erstenmal, nach dem Ausdruck desselben Bruders Karl<sup>3)</sup>, in den „großen Guckkasten der Welt“, in das lebhafteste Getriebe des wirklichen Lebens. Er begleitete Tauenzien in das Lager vor Schweidnitz und nach dem Kriege auch auf einer Reise nach Potsdam, wohin dieser befohlen war, um dem König mündlich Bericht zu erstatten über die Vorteile, die zu erzielen wären, wenn der König die Münzausprägung wieder selbst übernehme<sup>4)</sup>. In der Umgebung, in der er sich diese Jahre hindurch bewegte, entstand seine Minna von Barnhelm. Ihre Personen sind aus dem Leben geschöpft. Und wie viel anderes reifte in der Zeit, in der er scheinbar brach lag, der Laotöon allem voran!

Sehr gut würdigt Fichte diese Epoche seines Lebens: „Daß Lessing in seiner früheren Jugend sich in einer unbestimmten literarischen Tätigkeit herumgeworfen, daß alles ihm recht war, was nur seinen Geist beschäftigte und übte, daß er hierbei zuweilen auf unrechte Bahnen gekommen, wird kein Verständiger leugnen. Die eigentliche Epoche der Bestimmung und Befestigung seines Geistes scheint in seinen Aufenthalt in Breslau zu fallen, während dessen dieser Geist, ohne literarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, sich auf sich selbst besann und in sich selbst Wurzel schlug. Von da an wurde ein rastloses Hinstreben nach der

---

1) R. G. Lessing a. a. O. S. 247.

2) Lessing, Sämtliche Schriften, hg. v. Karl Lachmann. 3. Aufl. Bd. 18 S. 253.

3) Gotthold Ephraim Lessings Leben Bd. 1 S. 221.

4) Vgl. die lehrreiche Kabinettsorder an Tauenzien vom 27. Mai 1763 bei Preuß, Friedrich der Große Bd. 3 S. 529.

Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen an ihm sichtbar“ <sup>1)</sup>).

Tauenzien hatte sich nach dem zweiten schlesischen Kriege mit Johanna Charlotte, Tochter des Oberstleutnants Johann Christoph von dem Riesebeck, der einst das Rieseuregiment Friedrich Wilhelms I. kommandiert hatte, vermählt. Sie gebär ihm vier Töchter und zwei Söhne, deren ältester Friedrich Bogislaw Emanuel am 5. September 1760, also mitten im Kriegslärm, doch nicht zu Breslau, sondern zu Potsdam geboren, als Feldherr in den Kriegen Preußens gegen Frankreich den Ruhm des väterlichen Namens noch erhöhte. Er wurde schon 1791 in den Grafenstand erhoben und erhielt 1814 nach seiner hervorragenden Waffentat den Beinamen von Wittenberg. Sowohl seine wie seines Bruders Nachkommen sind im Mannesstamm ausgestorben, sodaß der Name Tauenzien in der direkten Nachkommenschaft des Generals jetzt erloschen ist <sup>1)</sup>, während von der weiblichen Linie noch mehr als 30 Nachkommen am Leben sind. Die vier Töchter kamen durch Vermählung in die Familien der Grafen von Schmettau, von Haugwitz, von Hohn und von Kleist. Tauenzien selbst starb am 21. März 1791, also in einem Alter von beinahe 81 Jahren an den Folgen eines Schlagflusses.

An dem Wunsche festhaltend, sein Begräbniß an der Stelle zu finden, wo er während der denkwürdigen Belagerung in Lebensgefahr gewesen war, hatte er vom Könige sich den Platz als Gruftstätte erbeten. Dieselbe lag, nachdem inzwischen die Befestigungen bedeutend erweitert worden waren, in dem toten Winkel zwischen den beiden am weitesten vorgeschobenen Außenwerken geradeaus vom Schweidnitzer Tor. Dort fand er am 24. März, nachmittags, nach einem überaus feierlichen Leichenbegängniß die ewige Ruhe. Der Leutnant von Tiefenhausen von seinem Garderegiment hielt die Standrede, dann folgte die des Feldpredigers Unruh. Eine unabsehbare Menschenmenge hatte sich versammelt. Die Vorkehrungen des Kommandanten von Wendessen und des Polizeidirektors verhüteten indes jede Verwirrung und Unordnung.

---

<sup>1)</sup> Danzel-Guhrauer, Lessing. 2. Aufl. S. 1 f.

<sup>2)</sup> Als letzte ihres Namens starb am 29. April 1905 im sechzigsten Lebensjahre Emmy von Tauenzien, eine Urenkelin unsres Generals, eine Großnichte des Heerführers der Freiheitskriege. Schles. Zeitung 1905 Nr. 313.

Erst nach Beendigung des bald darauf ausbrechenden Krieges gegen Frankreich, den der ältere bereits mit Auszeichnung mitmachte, dachten die beiden Söhne daran, dem Vater über dem Grabe ein würdiges Denkmal zu setzen<sup>1)</sup>. Sie beauftragten den damals seit der Erbauung des neuen fürstlich Hatzfeldtschen Palais, des jetzigen Regierungsgebäudes, hier in Breslau viel geltenden Architekten Karl Gotthard Langhans, einen Schlesier aus Landeshut, bekanntlich auch späterhin Erbauer des Brandenburger Torres in Berlin, mit der Ausführung. So entstand also das Tauenziendenkmal, von dem unsere ganze Erzählung ausgegangen ist, als ein Grabmal durch die Pietät der Söhne des Generals. Auf einem steinernen Unterbau von drei Stufen erhebt sich ein Piedestal, auf welchem der nach oben zu sich verbreiternde, also über das Piedestal hinausragende Sarkophag ruht, von zwei Säulen scheinbar gestützt, alles aus verschiedenen Arten schlesischen Marmors nach Langhans' Zeichnung in Breslau von einem schlesischen Steinmetzmeister hergestellt. An dem Sarkophag aus grauem Marmor geht eine viereckige Tafel von rotem Marmor senkrecht herunter, die oben in einem schmalen Rücken endigt und nach unten zu, je nachdem der Sarkophag sich vertieft, dicker wird. Sie enthält in halb erhabener Arbeit von Bronze das Brustbild Tauenziens im Zeitkostüm, eingeschlossen in einen Kranz von vergoldeten Lorbeerblättern. Es zeigt einen kräftigen Kopf, nicht ohne Wohlwollen in dem festen Ausdruck. Unter dieser Tafel befindet sich eine zweite, halb so hohe, ebensoweit wie das Piedestal hervorspringende Tafel aus schwarzem Marmor, welche in goldenen Buchstaben die Inschrift trägt: Vertheidigung von Breslau 1760. Hinterlassene Werke Friedrich II. Band IV, Kap. XII<sup>2)</sup>. Die bereits erwähnten Füße

<sup>1)</sup> Die Angabe des Generalstabswerkes (Bd. 12 S. 279), daß „die Bürger der Stadt“ 1799 Tauenzien das Denkmal errichtet hätten, ist irriglich.

<sup>2)</sup> Der König behandelt an dieser Stelle (Hinterlassene Werke Friedrichs II. Königs von Preußen, Bd. 4, Berlin 1788, S. 100) die Vertheidigung Breslaus nur sehr kurz: Die Annäherung des Prinzen Heinrich und die Niederlage des Beobachtungskorps bei Parchwitz, sagt er, „veranlaßten Herrn Laudon, die Belagerung von Breslau aufzuheben, welche Stadt Herr von Tauenzien mit Entschlossenheit und Einsicht vertheidigt hatte: es kostete einen Theil der Vorstädte, die man genöthigt war abzubrennen“.

des Sarkophags, zu beiden Seiten der unteren schwarzen Tafel, sind von braunem Marmor, während der übrige Raum dazwischen mit aschgrauem Marmor ausgefüllt ist. Die Füße des Sarkophags sind also nur dekorativ. Eine gleiche Tafel wie die obere enthält auf der Rückseite das Wappen des Generals, im schräglinks getheilten Schilde oben in Silber einen aufwachsenden, braunen Edelhirsch mit achtendigem Geweihe, die untere Hälfte von Schwarz und Silber geschnitten.

Auf dem Sarkophag erblickt man eine liegende Figur, unter demselben am Piedestal vorn und hinten zwei Reliefdarstellungen, auf den Nebenseiten je eine lateinische und deutsche Inschrift in goldenen Buchstaben. Die Figur und die beiden Basreliefs ließ Langhans, der während der Ausführung des Denkmals als Direktor des Bauamtes nach Berlin übersiedelte, dort von Johann Gottfried Schadow herstellen; die Inschriften wurden in Breslau besorgt. Ihr Verfasser ist nicht bekannt. Sie lauten: Bogislaus Fridericus a Tauentzien, eques aquilae nigrae, legionum Silesiae dux, metropoleos praefectus, bellorum de Silesia vindicanda omnium particeps. Neostadium, urbicula Bohemica, ejus firmitate arx inexpugnabilis hosti. Colinum prope praetoriae cohortis primus aciem diu sustinuit, tandem saucius cessit. Wratislaviam, hostibus cinctam, captivis intus tentatam, exiguo praesidio defendit protexit servavit. Suidniciam regi restituit. Jam veteranus in bello pro libertate Germaniae minato Friderici comes. Friderico Wilhelmo carus, virtutis praemiis gravis, vivere dum agere desiit die XX Martii MDCCXCI. Natus in Pommerania heroum patria die XVIII Aprilis MDCCX. — Die deutsche Übersetzung lautet: Bogislaw Friedrich von Tanenstien, Ritter des Schwarzen Adler-Ordens, General der Infanterie, Inspecteur in Schlesien, Gouverneur der Hauptstadt Breslau, in allen Kriegen um Schlesien ein tapferer Kämpfer. Böhmisches Neustadt wird durch ihn dem Feind unüberwindlich. Bei Kolin hielt er als Anführer der Leibgarde lange den wankenden Kampf auf und sank endlich auf den Tod verwundet. Breslau, von Feinden umringt, innerhalb von Gefangenen bedroht, ward mit schwacher Besatzung von ihm beschützt, bewahrt, erhalten. Schweidnitz eroberte er wieder. Schon grau unter den Waffen, ward er Friedrichs,

des Retters deutscher Freiheit, Begleiter. Von Friedrich Wilhelm geschätzt, mit verdienten Belohnungen umgeben, hörte er auf zu leben und zu wirken den 20. März 1791. Geboren im Helden- Vaterland Pommern, den 18. April 1710.

Schadows Reliefs aus weißem Marmor behandeln in völlig realistischer Darstellung, ganz wie an seinem Zietendentmal, zwei Szenen aus dem Leben Tauenziens. In der Mitte des vorderen erblickt man den Helden, wie ihm ein österreichischer Offizier den Degen überreicht und sich zum Gefangenen ergibt. Neben ihm sein Adjutant, aufmerksam auf diese Szene. Vor ihm sieht man zwei Schützen, wovon der eine auf den fliehenden Feind anlegt, der andere sein Gewehr dazu fertig macht. Der Fliehende hat auf der Flucht schon den Hut verloren. Hinter demselben vernageln die Sieger einige Mörser, auf der andern Seite geschieht dies mit einer Kanone. Im Hintergrunde erblickt man die Stadt Breslau mit ihren Türmen, zum Teil verdeckt durch Pulverdampf, Gewühl von Menschen und Pferden. Es ist also eine Szene aus einem Ausfall bei der Belagerung von Breslau gedacht. In ähnlicher Weise ist auf der Rückseite die Belagerung von Schweidnitz zur Darstellung gebracht, in dem Moment, wo es sich den Preußen übergibt. Die Österreicher marschieren aus der Festung und ergeben sich zu Gefangenen. Vorzüglich schön ist die Bewegung und der Ausdruck, womit die Gefangenen ihre Waffen ablegen.

Die 1796 hier erscheinende Zeitschrift „Der Torso“, der alten und neuen Kunst gewidmet von C. Bach und C. F. Benckowiz preist diese beiden Militärscenen Schadows sehr hoch. Auf ihre Beschreibung und Abbildung mußte hier zurückgegangen werden, da jetzt die Figuren nur noch in sehr verwachsenen Umrissen mühsam zu erkennen sind.

Das ganze Denkmal wird gekrönt durch die auf dem Sarkophag ruhende Figur aus Sandstein, in antikem Stil, von Langhans als Bellona gedacht und so bei Schadow bestellt. Dieser faßte sie nicht als wilde Kriegsgöttin auf; er schuf eine sanfte weibliche Gestalt in einer ruhigen Stellung, mit einem rührend wehmütigem Gesicht den Kopf seitwärts geneigt, trauernd über das Hinsinken des Helden. Die linke Hand ist auf den Boden gestemmt, die ausgestreckte rechte lose auf den Schwertgriff gestützt. Eine Löwenhaut mit drohendem

Kopf fällt über den ausgestreckten Arm nach vorn, so mit dem Helm und Schwert die kriegerische Natur der Trauernden andeutend. Sie ruht auf einem niedrigen Sockel über dem Sarkophag.

Eine feste Barriere umgab von Anfang an das Denkmal, es stand inmitten von Gebüsch, doch über dasselbe hinwegragend.

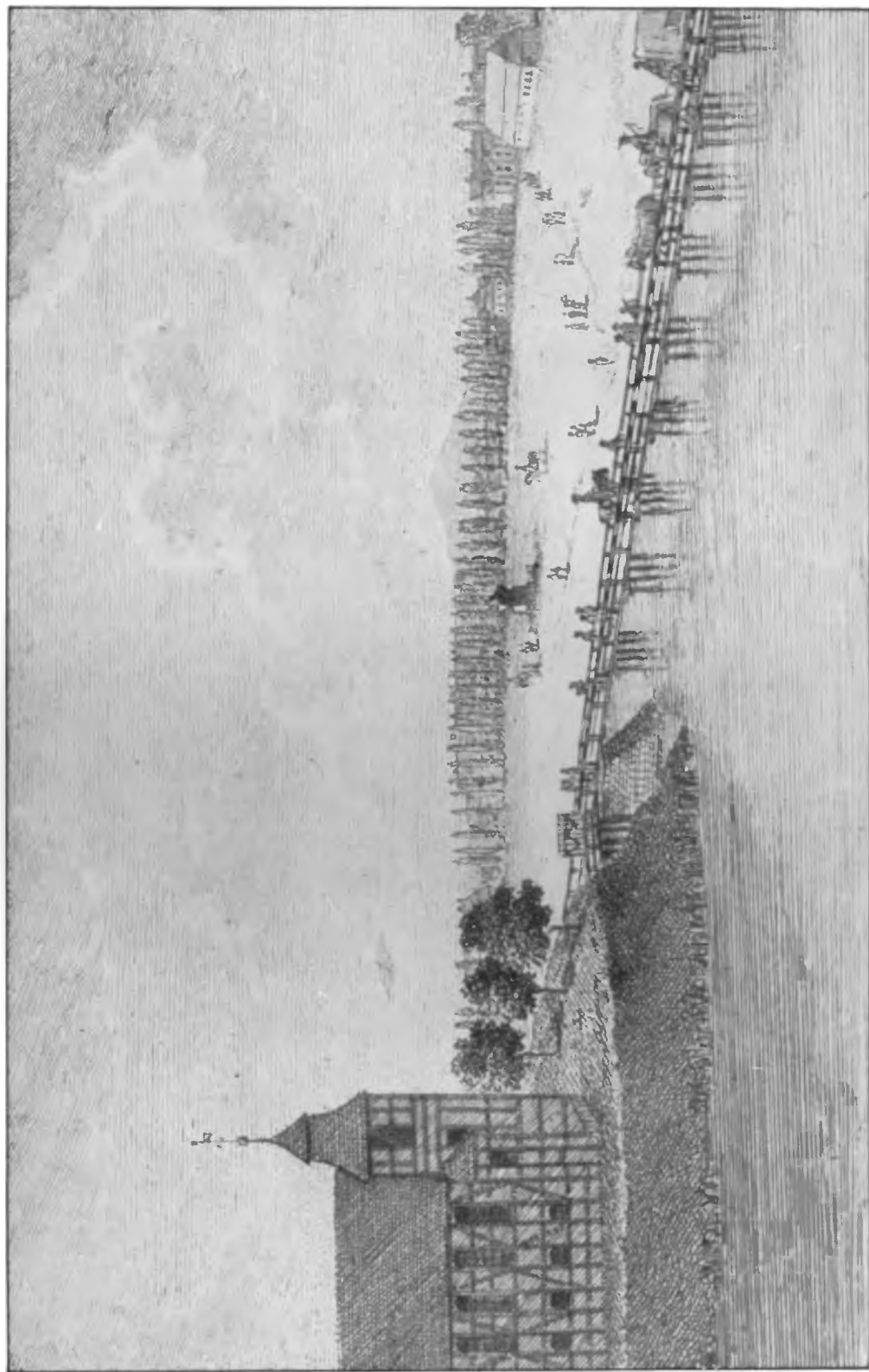
Wie sehr auch die Herausgeber des „Torso“ das Denkmal, namentlich die Reliefs und die Figur der Bellona, also den Anteil Schadows daran, priesen, so fanden sie doch den Aufbau und in demselben den Sarkophag mit seiner Verbreiterung nach oben, die über die Linien des Piedestals hinausragt, zu schwer. Das reizte einen Breslauer Schüler von Langhans, den als Kupferstecher späterhin noch sehr tätigen F. E. Endler zu einer heftigen Entgegnung in seiner Schrift „Der beleuchtende Genius“, worauf dann die Angegriffenen ebenfalls sehr lebhaft antworteten. Man wird ihnen nicht ganz Unrecht geben können; auch Schadow fand an dem Sarkophag kein Gefallen. Er sei wie ein Tischlersarg gestaltet, sagt er in seiner Selbstbiographie, und stimme wenig zu dem Ruhme von Langhans als Wiederherstellers des klassischen Stils in der Baukunst<sup>1)</sup>. Wenn der „Torso“ weiter die Buntheit des Monuments, wenigstens auf seiner Hauptseite, hervorgerufen durch die verschiedenen Farben des Marmors, der Bronze und des goldenen Kranzes kritisiert, so vermögen wir ihm jetzt nicht mehr recht zu folgen. Die Zeit hat in dieser Beziehung ziemlich ausgeglichen. Das ganze Denkmal zeigt beim ersten Eindruck nur noch die eine Farbe der Verwitterung; die Basreliefs sind durch häßliche Sprünge arg geschädigt. Das zu nahe an das Denkmal herangerückte Lannengebüsch hindert außerdem ihre Betrachtung.

Eine totale Veränderung erfuhr der Platz, auf dem das Denkmal stand, im Jahre 1807, als die Franzosen nach der Einnahme von Breslau die Festungswerke schleifen ließen. Mit großem Eifer

---

<sup>1)</sup> In der Schrift von W. Th. Hinrichs: Carl Gotthard Langhans, ein schlesischer Baumeister, Straßburg 1909 S. 75, wird noch ein anderes Urteil Schadows über das Tauentzien-Denkmal aus dessen unter dem Titel „Kunstwerke und Kunstansichten“ Berlin 1849 erschienenen Selbstbiographie angeführt: „Es kann dies Denkmal nicht zu den Kunstwerken gezählt werden, die als Vorbilder dienen, dürfte jedoch dazu beitragen, den alten preussischen Geist für König und Vaterland rege zu halten.“





Der Schweidnitzer Mager mit dem Tauchendental im Jahre 1808.  
Nach einem Stiche von F. W. Endler.



betrieb der Prinz Jerome Bonaparte, als Befehlshaber der eroberten Stadt, die von seinem Bruder, dem Kaiser angeordneten Demolierungsarbeiten. Bei Gelegenheit einer Revue, die der Prinz am 8. Mai 1807 abhielt, bemerkt ein Berichtersteller am 9. Mai: „Der Platz, den Se. Kaiserliche Hoheit zu den Revuen gewöhnlich wählen, ist auf dem Glacis vor dem Schweidnitzer Thore, wo sich das Monument des Generals Tauenzien befindet. An der Ebenung dieses Platzes wird mit vieler Thätigkeit gearbeitet, ohne jedoch dem gedachten Monumente den geringsten Schaden zuzufügen, und Se. Kaiserliche Hoheit haben geruht, diesem Platze, welcher nach Beendigung der völligen Ebenung sehr schön werden wird, aus Achtung gegen die Verdienste des Generals Tauenzien den Namen Tauenzien-Platz beizulegen“<sup>1)</sup>.

So hat also zuerst ein Fremder, ein Feind, dem Andenken des tapferen Verteidigers von Breslau die Ehre erwiesen, einen Platz, der in der That die Voraussagung erfüllt hat, einer der schönsten Breslaus zu werden, nach ihm zu benennen. Aus dem Umstande, daß das Denkmal eher da war, als der Platz, wird auch das Auffallende erklärlich, daß Letzteres nicht nach den Seiten desselben, beziehungsweise der Richtung der ihn durchschneidenden Straßen orientiert ist, sondern schräg auf dem Platze steht. Ist es gleich nur als ein von kindlicher Pietät hervorgerufenes Familiendenkmal entstanden, so ist es doch durch die Anlegung des Platzes, dessen Zierde es bildet, zu einem öffentlichen Denkmal der Stadt geworden, das mit ihrer äußeren Erscheinung ebenso verwachsen ist, wie das Andenken Tauenziens mit der Stadtgeschichte verknüpft ist. Es kann nicht, weil es im Verfall begriffen ist, eines Tages verschwinden, wie ein altes Haus, das einem modernen Neubau Platz macht; es kann ebensowenig die Bestimmung haben, als Ruine inmitten des lebendigen Platzes elegische Gemüther zu Betrachtungen

---

<sup>1)</sup> Vgl. auch Mitteilungen a. d. Stadtarchiv u. d. Stadtbibliothek Bd. 8 S. 142. Der Name „Tauenzienplatz“ scheint sich, wahrscheinlich wegen seines Ursprungs, zunächst noch nicht eingebürgert und erst nach 1813 die alten Bezeichnungen „Schweidnitzer Anger“ oder „Angerplatz“ verdrängt zu haben. Das Bild vor dieser Seite, (nach einem Stich von F. E. Endler im Breslauer Erzähler von 1808 Nr. 28) zeigt den das Denkmal umgebenden weiträumigen alten Schweidnitzer Anger vor seiner Umgestaltung infolge der Entfestigung.

über die Vergänglichkeit des Irdischen zu stimmen. Darum ist der Plan des Magistrats, dasselbe einer durchgreifenden Renovation zu unterziehen, mit großer Freude zu begrüßen. Zwar berichtet K. W. v. Schöning in seinem Buche: Die Generale der Chur-Brandenburgischen und Königlich Preussischen Armee von 1640 bis 1840, die Familie des Generals hätte sein Denkmal 1839 „nach geschehener Aufforderung“ restaurieren lassen. Er gibt aber ebenso wenig an, worin diese Restauration bestanden habe, noch von wem die Aufforderung dazu ausgegangen sei; etwas Gründliches ist jedenfalls nicht geschehen, die Zeitungen von 1839 berichten kein Wort davon. Die jetzigen Vorschläge des Bildhauers Toberentz gehen dahin:

1) „Die Architekturteile aus gleichem, aber beständigem Material vollkommen zu ersetzen,

2) die Hauptfigur in ihren beschädigten Stellen auszubessern und womöglich — da dieselbe mit der Zeit doch wieder schwarz und unansehnlich werden würde — mit Blattgold zu vergolden, ein Verfahren, welches bei der Viktoria auf der Siegessäule in Berlin und den Schillingschen Gruppen in Dresden angewendet worden und eine dauernde Konservierung gewährleisten soll,

3) die Bronze-Reliefs zu reinigen und die vergoldet gewesenen Teile derselben neu zu vergolden,

4) die schönen und historisch wertvollen Marmor-Reliefs in Bronze abzugießen, durch diese Abgüsse zu ersetzen und die Originale, ihrer Sprünge wegen in eisernen Rahmen gefaßt, fortan in einem geschlossenen Raume aufzubewahren“.

Ob sich diese Vorschläge durchweg empfehlen, mag von mehr berufener Seite erörtert werden. Die Frage nach der Beschaffung der dazu nötigen, ziemlich hohen Mittel wird ja Gelegenheit dazu geben. Hier sei nur die Freude ausgesprochen, daß unsere Stadtbehörde die Initiative ergriffen hat, dem Andenken des Helden, der die Stadt einst aus so großer Gefahr gerettet hat, in würdigem Sinne gerecht zu werden<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Über die Erneuerungsgeschichte des Tauentzien-Denkmal's ergeben die Magistratsakten (10. S. S. Bd. 1 u. 2) in der Hauptsache folgendes: Nachdem kleinere Herstellungsarbeiten an dem Denkmal und seiner Umgebung in den Jahren

1824, 1838 und 1850 auf Kosten der Familie Tauenzien vorgenommen worden waren, kam die Frage einer gründlichen Erneuerung des Denkmals im Jahre 1874 in Fluß. Zwar gegenüber der damaligen Anregung des Polizeipräsidenten erklärte der Magistrat, daß die Unterhaltung des Denkmals der Familie obliege und auf eine Anfrage der Stadtverordneten im folgenden Jahre erfolgte nur eine Neupflanzung von Sträuchern um das Denkmal. Aber 1878—80 wurden schon von Bauachverständigen Kostenanschläge zu Ausbesserungsarbeiten am Denkmal selbst aufgestellt, die sich allerdings noch in bescheidenen Grenzen, zwischen 1070 und 2155 Mk. bewegten. Eine gründliche Abhilfe der immer allgemeiner beklagten Verwahrlosung des Denkmals verhiessen erst die obenerwähnten Vorschläge von Toberentz, deren Ausführung rund 16 000 Mk. kosten sollte. Die weiteren Erörterungen führten einmal zu dem Ergebnisse, daß die Nachkommen Tauenziens allen Rechten und Pflichten gegenüber dem Denkmal entsagten, während die Provinzialverwaltung der Stadt die erbetene Beihilfe zu den Kosten bewilligte. Sodann wurden unter Mitwirkung der Bildhauer Nachner in Breslau und Schilling in Dresden, sowie des seit 1885 in Breslau tätigen Stadtbaurats Plüddemann die Toberentz'schen Vorschläge namentlich in zwei Punkten abgeändert: Für den ganzen Unterbau, einschließlich des Sarkophags, wurde, nach längerem Schwanken zwischen schlesischem Sandstein, schlesischem und schwedischem Granit, die Herstellung aus schwedischem Granit beschlossen. Bezüglich der Bellonafigur wurde statt der von Toberentz vorgeschlagenen Vergoldung zunächst ein Neuguß in Bronze erwogen. Schließlich aber beschloß man, die bisherige Sandsteinfigur, deren Haltbarkeit noch auf mindestens 50 Jahre geschätzt wurde, unverändert zu lassen und nur, im Hinblick auf einen späteren Neuguß aus Bronze, ihren derzeitigen Zustand durch ein Gipsmodell festzuhalten. Auf Grund dieser Beschlüsse erfolgte vom April bis Juni 1890 die Erneuerung des Denkmals. Von den 30 512 Mk. betragenden Kosten übernahm die Provinzialverwaltung 11 442 Mk. Der Raum um das Denkmal innerhalb der Umzäunung erhielt damals Mosaikpflaster, zwischen dem sich mit der Zeit ein „schmutziger, graubrauner Filz von Moos“ (Schles. Zeitung 1905 Juli 13) bildete. Die jetzige Umpflanzung mit Rasen und niedrigem Gebüsch erfolgte im Frühjahr 1906.

---

## 8.

### Breslauer Erinnerungen an Lessing \*).

#### I.

Wer vom Königsplatze und der Straße am Nikolaistadtgraben her über die Königsbrücke nach dem Bürgerwerder geht oder an der Dampferanlegestelle zum Schiffe hinabsteigt, der erblickt auf dem weit ausgedehnten Hofraum des links von der Brücke an der Oder sich hinziehenden Grundstücks des Königlichen Proviantamts inmitten einer Baumgruppe einen stattlichen Gartenpavillon. Durch seine etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts angehörenden zierlicheren Barockformen hebt er sich von den übrigen Gebäuden, die einer späteren Zeit entstammen und sich als reine Nutzbauten darstellen, auffällig ab und erweckt den Gedanken, daß er seine Erhaltung inmitten der ganz anders gearteten Baulichkeiten wohl einem besonderem Umstande verdanken dürfte.

Auf diesen Pavillon mit dem Hinweis aufmerksam gemacht zu haben, daß in ihm wahrscheinlich die Geburtsstätte von Lessings „Minna von Barnhelm“ zu suchen sei, ist das Verdienst von H. Brosig, der darüber im August 1901 zwei Artikel in einem Breslauer Blatte<sup>1)</sup> veröffentlichte. In dem Veruche, die Vorgeschichte des Gartens und Lessings Beziehungen dazu, sowie den Zwiespalt der früheren Angaben darüber aufzuhellen, ist er aber zu unrichtigen Ergebnissen gelangt, und darin ist ihm dann auch ein Feuilleton der Schlesischen Zeitung vom 29. Dezember 1901 gefolgt. Da indes die dadurch gegebenen Anregungen den erfreulichen Erfolg gehabt haben, daß

---

\*) Schlesische Zeitung 1905 Februar 9.

1) Breslauer General-Anzeiger 1901 August 30, 31.

der Militärkassus als Eigentümer des Grundstücks für die Erhaltung und Instandsetzung des Pavillons eingetreten ist, so lohnt es sich wohl, eine an der Hand zuverlässiger Quellen gemachte Untersuchung über dessen Geschichte und Lessings Beziehungen zu ihm einem weiteren Leserkreise mitzuteilen.

Daß Lessing die „Minna von Barnhelm“ während seines vom November 1760 bis April 1765 dauernden Aufenthalts in unserer Stadt als Sekretär des Kommandanten und späteren Gouverneurs von Breslau Friedrich Bogislaw von Tauenzien, und zwar unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege verfaßt hat, ist ja sicher beglaubigt. Daß ihn gerade sein hiesiger Aufenthalt auf einen solchen Stoff führen konnte, leuchtet ein; eine Überlieferung spricht sogar davon, daß ein Vorkommnis in der „Goldenen Gans“ auf der Funkenstraße ihm die Idee dazu eingegeben habe<sup>1)</sup>. Die Handlung spielt ebenfalls in einem Gasthause am 22. August 1763.

Was sonst über Lessings Aufenthalt in Breslau bekannt ist, beruht im wesentlichen auf der Mitteilung, die der vertrauteste unter seinen hiesigen Bekannten, der spätere Rektor Samuel Benjamin Klose, der bekannte Geschichtschreiber Breslaus, dem jüngeren Bruder Karl Gotthelf Lessing für seine Biographie des Dichters 1783 geliefert hat, und die dieser unverändert in sein Buch aufnahm. Während nun Klose sagt: „Die Skizze zu seiner »Minna von Barnhelm« schrieb er in heiteren Frühlingsmorgenstunden im Meldnerischen Garten im Bürgerwerder“, tritt 1861 ein anderer Breslauer Geschichtsforscher, Professor Joseph Kußen, in einem Aufsatze über Lessings Aufenthalt in Breslau<sup>2)</sup> mit der Behauptung auf, Lessing habe das Stück an heiteren Frühlingsmorgen des Jahres 1764 in einem Gartenhause des Bürgerwerders, aber nicht in dem Meldnerischen, wie Lessings Bruder (richtiger Klose) sagte, sondern, wie seine (Kußens) genauen Nachforschungen über diesen Punkt ergeben hätten, in dem Göldnerischen Garten, der unter dem Namen des Gelehrten Gartens bekannt gewesen sei, entworfen. Er fügt dann hinzu, daß der Garten ungefähr die Räume der vor wenigen Jahren außer Be-

<sup>1)</sup> Die Mutter des Breslauer Philosophen Garve wollte dies aus Lessings eigenem Munde gehört haben. Danzel-Guhrauer, Lessing. 2. Aufl. Bd. 1 S. 465.

<sup>2)</sup> Vgl. S. 141 Anm. 3.



trieb gesetzten Zuckerraffinerie eingenommen habe, denn der ehemalige Besitzer Göldner, ein Ziergärtner, verkaufte ihn später an die hiesige Kaufmannschaft, die den Platz zur Errichtung des gedachten Etablissements benützte.

Welche genauen Nachforschungen Kugen angestellt habe, verrät er nicht; sie scheinen sich aber auf die Auffindung und Übernahme einer Stelle in den „Schlesischen Provinzialblättern“ von 1823<sup>1)</sup> zu beschränken, in der der Herausgeber einen Anonymus, der Kloses Angabe vom Meldnerschen Garten wiederholt, in einer Anmerkung mit den Worten berichtet: „Nicht Meldnersche, sondern Göllnersche Garten, bekannt unter dem Namen: der Gelehrte Garten. Der Besitzer Göldner, seinem Gewerbe nach ein Ziergärtner, verkaufte ihn an die Kaufmannschaft, und diese wandelte ihn in die Zuckerraffinerie um.“ Der damalige Herausgeber der „Schlesischen Provinzialblätter“, Regierungsrat Karl Konrad Streit, war ein Mann, der das wissen konnte. Seit 1772 in Breslau zuerst als Hauslehrer der Söhne Tauenzienz, mochte er schon in dieser Stellung von der Entstehung der „Minna“ gehört haben, und den Garten kannte er als Mitglied der ältesten Breslauer Ressource, die eben dort im Mai 1765 von neun „jungen Gelehrten“, d. h. akademisch gebildeten Männern gegründet worden, aber freilich nicht lange dort geblieben war<sup>2)</sup>. Gerade diese Nachricht läßt uns mit Sicherheit in dem Göldnerschen Garten einen öffentlichen Erholungsgarten erkennen, an den wir doch in erster Reihe zu denken haben.

Damit steht nun auch das Ergebnis der zuverlässigsten Quellen, der städtischen Signatur- und Grundbücher, die das Stadtarchiv bewahrt, in bestem Einklang. Es geht daraus hervor, daß in dem erwähnten Jahre 1764 die Gartenwirtschaft in dem Grundstück Nr. 1046 des ersten Hypothekenbuchs dem Ziergärtner Daniel Göldner (auch Göllner oder Geldner geschrieben) gehörte und 1769 an seinen Sohn Johann Jakob sich vererbte. Durch Kaufvertrag vom 3. Januar 1771 erwarb dieser auch das Eigentumsrecht am Grundstück, um dieses dann eine Woche später, am 10. Januar,

---

<sup>1)</sup> Band 78 Seite 528.

<sup>2)</sup> Über die Ressource vgl. Wendt in Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles. Bd. 37 S. 283. Zu ihren Mitgliedern gehörte auch des Dichters Bruder, Münzdirektor K. G. Lessing.

an die Kaufmannschaft zum Zweck der Errichtung einer Zuckersiederei mit gutem Gewinne zu veräußern. Dafür brachte er weitere neun Tage später, am 19. Januar, den bis dahin der Kaufmannsfamilie Meldner gehörigen Nachbargarten, alte Hypothekennummer 1047, an sich, um darin seine Wirtschaft weiterzutreiben. Nachdem er im Jahre 1806 auch diesen Garten verkauft hatte, wurde derselbe von seinem zweiten Besitznachfolger 1814 ebenfalls an die Zuckerraffinerie veräußert. So haben also die beiden strittigen Gärten nicht nur nebeneinander gelegen, sondern sind jetzt auch schon beinahe seit einem Jahrhundert zu einem Grundstück (jetzt Werderstraße 24) vereinigt. Der ehemalige Göldnerische Anteil, in dem der eingangs erwähnte Gartepavillon noch steht, macht die stromaufwärts gelegene, der Meldnerische Anteil die stromabwärts gelegene Hälfte aus.

Das dem Kaufvertrage zwischen Johann Jakob Göldner und der Kaufmannschaft vom 10. Januar 1771 beigegebene Verzeichnis der im Garten befindlichen Gegenstände erwähnt neben Tischen und Stühlen, Regelpbahnen, Säulen und Bogen uzw. drei Gartenhäuser. Das jetzt noch stehende war das am Flusse zu oberst gelegene; die Stelle des mittleren deutet noch ein großer Steintisch an, der früher im Innern stand; das dritte, zu unterst gelegene, hat keine Spur hinterlassen.

Müssen wir nach diesem Befunde des Tatbestandes als sicher annehmen, daß des Dichters Freund Klose, der seine Mitteilung erst 18 Jahre nach Lessings Abgang von Breslau niederschrieb, den Göldnerischen Garten mit dem daneben liegenden Meldnerischen verwechselt hat, was bei der Ähnlichkeit der Namen ja leicht geschehen konnte, und daß also Kuzen mit seiner Korrektur im Rechte ist, so stürzt dieser uns doch mit seiner ausdrücklichen Angabe, Lessing habe in einem Gartenhause geschrieben und dieses Gartenhaus sei, wie er weiterhin bemerkt, schon im 18. Jahrhunderte verschwunden, in neue Zweifel. Seine Äußerung aber macht nicht den Eindruck, daß er sich die Örtlichkeit persönlich angesehen habe; er weiß von der alten Einrichtung des Gartens gar nichts, er sieht es als selbstverständlich an, daß die Errichtung der Zuckersiederei den früheren Zustand völlig verändert habe. Daß Lessing nicht im freien Garten, sondern in einem Gartenhause an seinem Lustspiele gearbeitet habe,

mag er als mündliche Überlieferung der für Lessing interessierten Kreise Breslau übernommen haben, und die Sache ist bei der klimatischen Eigentümlichkeit unseres Frühlings an sich auch sehr wahrscheinlich. Ob der Dichter nun aber gerade sich das noch stehende Gartenhaus oder eins der beiden anderen, die nicht mehr sind, für seine Arbeit ausgesucht habe, das ist freilich nicht mehr mit Sicherheit auszumachen. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die beiden verschwundenen Gartenhäuser ebenso hohe und geräumige Säle gehabt haben wie der noch bestehende Pavillon, und deshalb ist es nicht unwahrscheinlich, daß Lessing gerade ihn bevorzugt habe. Das wenigstens dürfte sicher sein, daß außer dem großen Steintisch eben dieser Pavillon in dem ganzen riesigen Hofraume das einzige Stück darstellt, das nach seinen von den übrigen Häusern sich abhebenden Bauformen ein Rest des ehemaligen Gelehrten Gartens ist und bis in die Zeit Lessings hinaufreicht, und es drängt sich uns deshalb immerhin schmeichelnd der Gedanke auf, daß er seine Erhaltung an einer den Wirtschaftsverkehr im Hofraume sonst behindernden Stelle möglicherweise doch einem Akte der Pietät gegen den Dichter der „Minna“ verdankt.

Die in vorstehendem Sinne verfaßten amtlichen Gutachten des Verfassers haben wenigstens den erfreulichen Erfolg gehabt, daß die Militärverwaltung als Eigentümerin des Grundstücks sich bereit erklärte, den Pavillon so lange als möglich an der jetzigen Stelle zu erhalten, und im Vereine mit der Provinzialkommission zur Erhaltung und Erforschung der Denkmäler die Mittel zur Instandsetzung der Baulichkeit bewilligte.

Somit ist dem Dichter der „Minna von Barnhelm“ an der Stelle, wo er das Stück an heiteren Frühlingsmorgen niedergeschrieben hat, ein die Teilnahme seiner Verehrer erweckendes Denkmal, dank dem Entgegenkommen der Militärverwaltung, erhalten geblieben. Es fällt der Menge der im hastigen Treiben der Großstadt über die Königsbrücke eilenden Menschen nicht gerade sinnfällig in die Augen, aber es bietet sich dem suchenden Blicke des Spaziergängers ohne Hindernis dar. Wenn es gleichwohl sozusagen erst wieder hat entdeckt werden müssen, so bedenke man, daß der durch hohe Gebäude von der Straße abgechiedene Garten bis 1875 auch von der Oberseite her nicht sichtbar gewesen ist, denn erst in diesem

Jahre hat die Königsbrücke dort einen Zugang zum Flusse geschaffen, und selbst nach dieser Zeit blieb der Pavillon im dichten Gebüsch versteckt, bis am Schlusse des vorigen Jahrhunderts die Anlage einer Ufermauer zur Abholzung des hinderlichen Buschwerks und zur Freilegung des Bauwerks führte. Die jetzt noch stehenden Bäume verdecken es nicht, sondern umgeben es mit freundlichem Schmuck<sup>1)</sup>.

## II.

Kehren wir noch einmal zu dem Aufsatze des Professors Ruken zurück. Er führt den Titel: „G. E. Lessing in seinem Welt- und Kriegsleben, seinem Wirken und Streben zu Breslau (Ende November 1760 bis Ostern 1765)“; er eröffnet die Reihe der Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in der Philosophisch-Historischen Abteilung und bildet den Inhalt eines Vortrages, den Ruken am 30. November 1860 zum Säkulargedächtnis von Lessings Aufenthalt in Breslau in der allgemeinen Versammlung der genannten Gesellschaft gehalten hatte. Bei der Schilderung der täglichen Lebensweise Lessings — wieder an der Hand der Klofeschens Schilderung — hatte er in diesem Vortrage gesagt, Lessing sei in der Regel nach Erledigung seiner Amtsgeschäfte bis 4 Uhr bei

---

<sup>1)</sup> Seit der Veröffentlichung obiger Ausführungen Markgrafs ist die Frage des Entstehungsorts der „Minna von Barnhelm“ noch einmal von Landmesser Adolf Berger in der Schles. Zeitung vom 20. Mai 1908 erörtert worden. Berger geht aus von einer an dem Hause Fährgrasse 6 befindlichen Lessingbüste. Dieselbe ist 1877 bei einem Umbau an dem Hause angebracht worden als Ersatz für eine Büste des Dichters, die sich bis dahin an der Vorderseite eines auf demselben Grundstücke gelegenen Gartenhauses befand. Dieses Gartenhaus hat, nach einer in der Familie des Grundstückseigentümers fortgepflanzten Überlieferung, Lessing als Wohnstätte gedient. Das Grundstück Fährgrasse 6 (zu Lessings Zeit einem Fischer Volland gehörig) stößt einerseits an den Meldnerschen Garten, andererseits an die jetzigen Grundstücke Werderstraße 78—82, deren damaliger Besitzer, der Regimentsquartiermeister des Tauentzienschen Regiments, Blüttner, jedenfalls mit Lessing in amtlichen und persönlichen Beziehungen stand. Berger glaubt nun, daß Klose den Meldnerschen Garten nicht mit dem Göldnerschen, sondern mit dem gleichfalls benachbarten Vollandtschen Garten verwechselt hat, und daß dieser als Ursprungsort der „Minna“ anzusehen ist. Die Erhaltung des einen Gartenhäuschens im Göldnerschen Garten, die Markgraf auf einen Akt der Pietät zurückzuführen geneigt ist, hält Berger für zufällig.

Tauenzien zu Tische geblieben und habe sich dann aus der Wohnung seines Chefs, dem damals sogenannten Tauenzienischen Hause auf der Junkernstraße, welches bis zum Tode Tauenziens 1791 Gouvernementsgebäude war, und in welchem Lessing seinen Amtsgeschäften oblag, dann und wann in einen Buchladen oder in eine Bücherauktion begeben usw. Dieser in feierlicher Stunde gegebene Hinweis auf das Tauenzienische Haus, jetzt Junkernstraße 1/3, machte einen solchen Eindruck auf die Lessing verehrenden Kreise, daß die Schlesische Gesellschaft nach Verständigung mit dem damaligen Besitzer, Kaufmann und Stadtrat August Friedrich Lübbert, an dem Hause ein Medaillonportrait Lessings in weißem Marmor anzubringen beschloß. Die Arbeit wurde dem Bildhauer Hermann Michaelis übertragen und die Tafel mit dem Medaillon am 5. September 1862 über dem Hauptportale des Hauses in die Mauer eingefügt. Die Kosten betrugen 126 Reichstlr. 25 Sgr., wozu die Studentenschaft 10 Reichstlr. 11 Sgr. 6 Pf. beisteuerte. Das Gipsmodell dazu beherbergt jetzt die Stadtbibliothek in ihrer Bücherabgabe.

Untersuchen wir nun einmal in aller Kürze, wie es mit diesem Verhältnis Lessings zu dem Gouvernementshause auf der Junkernstraße, das in die Literaturgeschichte übergegangen ist, in Wirklichkeit steht.

Tauenzien wurde im Jahre 1758 Kommandant und erst nach dem Hubertusburger Frieden 1763 Gouverneur der Stadt und Festung Breslau. Über seine Wohnung ist nur aus den damaligen Provinzialhandbüchern, den sogenannten Instanzennotizen, Auskunft zu gewinnen. Zu dem Jahrgang 1759 ist leider bei dem Abschnitt „Gouvernement“ (S. 42) verwiesen: „Siehe hinten im Anhange.“ Dieser Anhang fehlt aber sowohl in dem Exemplar der Stadtbibliothek wie in dem des Königl. Staatsarchivs. In den folgenden Kriegsjahren 1760—1763 sind keine Instanzennotizen erschienen, nach dem Jahrgang 1764 aber wohnt Tauenzien, jetzt schon Gouverneur und Inspekteur der in Schlesien stehenden Infanterie-Regimenter, im Schreyvogelischen Hause auf der Albrechtsgasse. Dieses Schreyvogelische Haus, das die alte Hypothekenummer 1304 hatte und am Ende der rechten Seite auf der Albrechtsstraße lag, war damals eine der besten Architekturen Breslaus aus dem Anfange des 18. Jahr-

hundert. Man sah es bis zu seinem Abbruch als ein Werk des großen Wiener Architekten Johann Bernhard Fischer von Erlach an. Als es aber 1885 dem Neubau des jetzigen Hauptpostgebäudes Platz machen mußte, fand man beim Abbruch im Grunde eine Bleiplatte, die besagte, daß Gottfried Christian von Schreyvogel, Handelsmann und kaiserlicher Niederlagsverwalter in Wien, das Haus erbaut und durch seinen dreizehnjährigen Sohn Karl Anton am 5. November 1705 habe einweihen lassen. Den Riß habe gemacht Johann Lukas Hildebrand, kaiserlicher Hofingenieur, den Bau habe geführt Johann Kalkbrenner, kaiserlicher Baumeister, unter der Inspektion von des Bauherrn Bruder Johann Rudolf von Schreyvogel, Bürger und Handelsmann in Breslau. Das Haus machte nicht nur in seiner Front einen sehr stattlichen Eindruck, sondern hatte auch besonders schön ausgebildete Hofassaden. Das ehemalige Portal an der Albrechtstraße ist im Hofe des Neubaus am Treppenhause wieder eingemauert worden. Das Haus diente schon vor dem Abbruche der Post als Geschäftsgebäude.

Als Tauenzien es mietete, gehörte es dem jüngeren Gottfried Christian von Schreyvogel, der gleich seinem Vater, dem Erbauer, in Wien gelebt zu haben scheint und deshalb gern einen Mieter wie Tauenzien einnahm. Es liegt daher die Annahme ziemlich nahe, daß Tauenzien von Anfang an seine Wohnung dort gehabt habe. Wir werden uns also vorstellen dürfen, daß es diese Behausung des Generals war, in der sich nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges am 10. März 1763 früh um 8 Uhr die „beiden hohen Landeskollegien“<sup>1)</sup> und der Magistrat versammelten, „worauf halb 9 Uhr die Friedensproklamation von dem Herrn Oberamtssekretair Förster, auf einer dazu errichteten Bühne, unter Pauken und Trompetenschall abgelesen wurde“.

Wenn gegenüber dieser Bekanntmachung in der Schlesischen Zeitung vom 12. März 1763 und deren Wiederholung in der bald nachher erschienenen „Beschreibung der Freudenbezeugungen und Illuminationen“ Breslaus und der anderen Städte Schlesiens Klose in seiner oben erwähnten Mitteilung für des Dichters Bio-

---

<sup>1)</sup> Die Kriegs- und Domänenkammer als oberste Regierungsbehörde, die Ober-Amts-Regierung als oberste Gerichtsbehörde.

graphie<sup>1)</sup> von diesem sagt: „Nach dem Hubertusburger Frieden, welchen er hier öffentlich mit großer Feierlichkeit ausgerufen, dachte er nun Breslau zu verlassen“, so werden wir schwerlich berechtigt sein, mit seinem bisherigen Biographen Lessing anstelle Försters die Rolle des körperlichen Friedensherolds zuzuweisen. Lessing dürfte eben nur, wie es seiner Stellung bei Tauenzien zukam, den Text der Proklamation verfaßt, Klose aber sich entweder ungenau ausgedrückt oder in seiner Erinnerung — 20 Jahre später — geirrt haben. Des Menschen Gedächtnis ist keine untrügliche Quelle.

Kehren wir zu Tauenzien zurück, so läßt ihn auch die Instanzennotiz von 1765 noch im Schreyvogelischen Hause auf der Albrechtsstraße wohnen. Und wenn der folgende Jahrgang für 1766 angibt: auf der Albrechtstraße im Tischlerischen Hause, so liegt in der Bezeichnung des Hauses ein unverständlicher Irrtum, denn das Haus des Kommerzienrats Georg Christoph Tischler, das gemeint sein könnte, lag nicht auf der Albrechtstraße, sondern am Ring 6, die Goldene Sonne genannt, und Gottfried Christian von Schreyvogel besaß das Haus auf der Albrechtstraße noch. Erst nach dem Jahrgang 1768 der Instanzennotizen logiert Tauenzien „auf der Funterngasse, in Dero eigenem Hause“, während bald darauf das Schreyvogelische Haus an den Grafen Hans Heinrich von Churschwand überging.

Über dieses eigene Haus Tauenziens ergeben die amtlichen Bücher folgendes. Am 3. April 1764<sup>2)</sup> erkaufte Tauenzien von dem Fürsten Karl Stanislaus Radziwil bzw. seinem Bevollmächtigten Major Rud. Siltemann, auf Grund von dessen Vollmacht d. d. Mieswitz, 17. Februar 1764, die ihm neben dem Fürsten auch dessen Schwester Tekla Fürstin Radziwil, vermählte Fürstin Wisniowiczky ausgestellt hatte, die Häuser auf der Funterngasse zwischen Silvius Wilhelm Schäffer und Johann Gottlieb Ungers Erben unter Nummer 603 und 604 nebeneinander liegend, „andernteils die über der Ohlau in der Karls-gasse zwischen den Erben weil. Max Krackers und Christian Gottfried Krauses Häusern am Ohlaufluß gelegenen und

---

<sup>1)</sup> R. G. Lessing, Gotthold Ephraim Lessings Leben Bd. 1 S. 247.

<sup>2)</sup> Das Haus war bis dahin Posthalterei gewesen. Der Posthalter Sauer mußte infolge des Verkaufs an Tauenzien seine Stallungen verlegen. Stadtarchiv Alten 14. 46 Bd. 1. S. 159, 165.



ehedin erst zu bauen angefangenen Häuser Nr. 632 und 633, sowie dieselben dormalen stehen und liegen“, für 2200 Speziesdukatens, die er auf einmal bar zu erlegen verspricht, sobald auf Grund der Genehmigung des Fürsten die Übergabe erfolgen wird. Der Fürst verspricht, sofort den bisherigen Mietern zu kündigen. Diesen deutsch und lateinisch abgefaßten Kaufvertrag bestätigte Fürst Radziwil zu Warschau am 15. April 1764. Am 2. Juli wird er in der Rats-sitzung vorgetragen, und am selben Tage erfolgte die Übergabe. Die jenseits der Ohlau gelegenen „Brandstellen“ Nr. 632 und 633 verkaufte Tauenzien schon am 10. Juli an den Hofjuwelier Ephraim Weitel in Berlin für 1000 Taler und ließ sie am 13. Juli auf.

Vorbesitzer der so von Tauenzien erkauften Häuser war nicht der Fürst Karl Stanislaus Radziwil selbst gewesen, sondern dessen Schwester Tekla Fürstin Wisniowiczky. Sie hatte sie von ihrem ersten Gatten, dem Königlich Polnischen und Kurfürstlich Sächsischen Feldmarschall Jakob Heinrich Reichsgrafen von Flemming ererbt, der sie 1724 und 1725 offenbar zu dem Zwecke erkauft hatte, für seine häufigen Reisen von Sachsen nach Polen und von Polen nach Sachsen in Breslau ein Absteigequartier zu besitzen. Sie waren nach seinem schon 1728 auf einer Reise in Wien erfolgten Tode an seinen Sohn Karl Jakob August Graf Flemming und im darauf folgenden Jahre 1729 an deren Mutter Tekla, die bald nachher in zweiter Ehe den Fürsten Wisniowiczky heiratete, übergegangen. Es waren alte Patrizierhäuser, einst den Rybiß, dann den Reichel gehörig, die, wenn sie redselig würden, von den alten Geschichten unserer guten Stadt Breslau viel erzählen könnten; doch wollen wir sie heute nicht darum befragen. Mit ihrer Erwerbung durch Tauenzien begann für sie eine neue Epoche ihrer Geschichte. Der General, der von Hause aus arm war, aber im Kriegsdienst es doch zu Vermögen gebracht hatte<sup>1)</sup>, ließ beide Häuser zu einem geräumigen, geschmackvoll angelegten und viele Zimmer in sich fassenden Gebäude umbauen, wie Zimmermann in seiner Beschreibung der Stadt Breslau von 1792 (S. 307) erwähnt. Dadurch erklärt es sich leicht, daß er sein neues Besitztum nicht alsbald nach seiner Erwerbung, sondern erst zwei oder drei Jahre später bezog.

---

<sup>1)</sup> Siehe oben S. 141.

Gehören die Kaufsverhandlungen Tanenhiens über die Grundstücke noch in das letzte Jahr, das Lessing in seinem Dienste zu brachte, so ist doch die eigentliche Besitznahme nach Räumung der alten Häuser durch die früheren Mieter und nach dem darauf erfolgten Umbau erst nach Lessings Abschiede geschehen, und es fallen somit die persönlichen Beziehungen Lessings zu dem sein Medaillonbildnis tragenden Hause Junkerstraße 1/3 in nichts zusammen.

Es ist nicht erfreulich, eine Überlieferung zu zerstören, die einst die besten Männer unserer Stadt zu einem schönen Akte der Pietät begeistert hat, und die seitdem Tausende mit Verehrung und Stolz gepflegt haben; doch *amicus Plato, sed magis amica veritas*. Habe ich doch auch nur mit einer Hand genommen, mit der anderen, schmeichle ich mir, gegeben.

---

## 9.

### Die Anfänge des Stadttheaters in Breslau 1797 und 1798\*).

Im Jahre 1797, also jetzt gerade vor 100 Jahren, war der für das Theater interessierte Teil der Breslauer Bevölkerung in einer gewissen Erregung. Die Stadt erfreute sich schon seit einem halben Jahrhundert, allerdings nur in den Wintermonaten, regelmäßiger Theateraufführungen einer königlich privilegierten Bühnengesellschaft. Seit 1754 hatte man auch ein ausschließlich dazu bestimmtes und eingerichtetes Haus, das 1782 umgebaut und, um dem wachsenden Bedürfnis zu genügen, erweitert wurde. Auf die Gesellschaft des berühmten Improvisators Franz Schuch, der das erste Haus gebaut hatte, war die des Johann Christian Wäßer, eines mittelmäßigen Schauspielers, gefolgt, und nach seinem frühen Tode 1781 hatte seine begabtere Witwe Barbara Wäßer, geborene Schmidt Schneider aus Nürnberg die Direktion fortgeführt. Nach dem alsbald von ihr vorgenommenen Erweiterungsbau faßte das Theater 6—700 Zuschauer. Trotz guter Anfänge verfiel bei der immer mehr zunehmenden Sorglosigkeit ihrer Direktion das Schauspiel sichtlich von Jahr zu Jahr, bis sich endlich im Jahre 1797 der Unwille über das ganz zum Handwerk herabgewürdigte Kunstinstitut erst in dem Weimarer Journal des Luxus und der Moden, dann in mehreren Aufsätzen der Schlesischen Provinzialblätter laut und nachdrücklich zur Geltung brachte. Vor allem richtete er sich gegen die unfähige und willkürliche Direktion. Was man immer privaten Bühnenleitern hat zum Vorwurf machen können: nur das Interesse

---

\*) Vortrag, gehalten im Verein für Geschichte Schlesiens am 7. April 1897.

ihrer Kasse im Auge zu haben und nicht sowohl die edleren Richtungen des Geschmacks zu pflegen, als der Neigung des Publikums zu leichter und frivoler Unterhaltung eifrig zu schmeicheln, haben die Kritiker auch an der Madame Wäfer, die übrigens ihren Kindern 20 000 Rtl. hinterlassen haben soll, anscheinend mit gutem Grunde gerügt. Der letzte Aufsatz in den Provinzialblättern gipfelte in der Behauptung, es könne mit der privilegierten Privatdirektion nicht mehr so weiter gehen, oder der bessere und gebildete Teil der Einwohnerschaft würde gezwungen, das Schauspiel ganz zu meiden.

Es war unter diesen Umständen ein Glück für das Theater, daß ein frühzeitiger Tod der Direktion der Madame Wäfer — sie war noch nicht 48 Jahre alt — am 15. November 1797 ein Ziel setzte. Sie starb einen Tag vor König Friedrich Wilhelm II. Sofort wurde in den Kreisen der Theaterfreunde der Wunsch laut, Mittel und Wege zu finden, um die Leitung des Theaters nicht wieder zu einem Gegenstande der Spekulation auf Geldgewinn werden zu lassen.

Allerdings bewarb sich sofort ein älteres und besseres Mitglied der Truppe, der Schauspieler Maximilian Scholz<sup>1)</sup>, um das durch den Tod der Madame Wäfer erledigte königliche Privilegium, das ein privilegium exclusivum für ganz Schlesien war, beim dirigierenden Minister für Schlesien Grafen Hohn, und dieser sandte schon unterm 28. November das Patent für ihn nach Potsdam zur Ausfertigung durch den neuen König, den Scholz in seinem Begleit Schreiben warm empfehlend als einen Mann, der sich in seinem Fache durch ein vorzügliches Talent und gründliche Kenntnisse den allgemeinen Beifall des Publici und durch ein anständiges, gesittetes Betragen in gesellschaftlichen Verhältnissen Achtung zu erwerben gewußt habe. Von wem Hohn die nähere Kenntniß der Verdienste des Scholz hatte, wird nicht bekannt; aktenmäßige Referenzen liegen nicht vor; die interessierten Kreise waren jedenfalls nicht befragt worden. Hohns Sendung kreuzte sich mit einer Kabinettsorder an ihn vom selben Tage, worin der König dem Schauspieldirektor Carl Döbbelin in Berlin auf dessen Gesuch vom

---

1) Näheres über ihn bei Schlesinger, Geschichte des Breslauer Theaters Bd. 1 S. 92 f.

Tage vorher das Privileg zu erteilen sich bereit erklärte, „falls keine anderweitigen Rechte oder Bedenklichkeiten entgegenstehen sollten“. In seinem Bericht hierauf vom 9. Dezember konnte nun Graf Hohn bereits erwidern, daß die Verleihung eines Privilegs an Döbbelin im Breslauer Publikum, soweit es sich für das Theater interessiere, eine allgemeine Betrübnis und Mißvergnügen verbreiten würde, da bereits eine beträchtliche Anzahl von angesehenen und vermögenden Personen zusammengetreten sei, um eine wesentliche Reform des zeither ganz verfallenen Schauspiels mittelst Einrichtung einer Theaterregie, wie solche in Magdeburg und anderen großen Städten bereits bestehe, zu bewerkstelligen.

Eine dahin gehende Eingabe an den Minister findet sich in dessen Akten<sup>1)</sup>; sie ist undatiert, dürfte aber aus den letzten Tagen vor dem 9. Dezember stammen. Sie trägt 38 Unterschriften aus den besten Kreisen der Stadt, voran die des ersten Stadtdirektors Seufft von Piljach; es folgen andere städtische und königliche Beamte, einige Gelehrte, wie Rektor Manjo und der Arzt Dr. Mogalla; den Kern aber bilden die wohlhabenden Kaufleute der Stadt. Der Eingabe ist ein ausgearbeiteter „Plan zur Einrichtung und Verwaltung eines in Breslau auf Aktien zu errichtenden Theaters“ beigelegt.

Dieser Plan geht von dem Satze aus, daß die Wiedereinführung des Theatermonopols für Breslau keineswegs wünschenswert sei. Einerseits habe ein Privatunternehmer nicht die Mittel, ein Schauspiel zu geben, welches der Kunst und dem Vaterlande Ehre bringen könne; dann bringe ein ausschließendes Privileg alles unter die Willkür eines Mannes. Ferner verstände ein Einzelner nicht leicht alle die Eigenschaften, die eine geschickte und zweckmäßige Theaterverwaltung schlechterdings voraussetze; endlich sei das Schauspiel als Sache des Publikums zu betrachten, und es sei deshalb billig, dasselbe dem Publikum zurückzugeben. Daher habe sich das Breslauische Publikum überzeugt, daß der einzige Weg, ein gutes Theater zu erhalten, unbedingt nur der sei, eine Bühne auf Aktien aus den

---

<sup>1)</sup> Kgl. Staatsarchiv Breslau: Acta von Errichtung einer Theater-Regie in Breslau 1797—1805. Acta generalia vom Zustand des Theaterwesens 1793—1810. Acta von privilegierten Schauspieler-Gesellschaften Bd. 5.

Mitteln der Stadt zu errichten und dieselbe von einer hierzu bestellten, aus mehreren Gliedern bestehenden Theaterdirektion verwalten zu lassen.

Die Mittel zum Ankauf und zur ersten Einrichtung des Schauspielhauses seien von einem großen Teile des wohlhabenden Publikums bereits gezeichnet; die Aktionäre wollten sich mit 5% Zinsen begnügen, und es sei gegründete Hoffnung vorhanden, bei guter Verwaltung noch einen erklecklichen Überschuß heraus zu wirtschaften, da doch die vorige so sorglose Verwaltung sehr wohl aus sich selbst habe bestehen können. Der Sozietät der Aktionäre würde vierteljährlich Rechnung gelegt werden. Die Aktionäre sollten eine aus drei Personen bestehende Theaterdirektion wählen; davon sollten zwei die wirtschaftliche, der dritte die literarische oder dramatische Verwaltung führen. Da letzterer sofort das Theater und die Sorge für dessen kunstmäßige Führung zu einem Hauptgeschäft zu machen habe, müsse er besoldet werden. Wenn auch der Einsicht, dem Geschmack und der Tätigkeit dieser drei Direktoren die uneingeschränkte Sorge für den bestmöglichen Fortgang des Theaters überlassen bleibe, so möge doch auch die Stimme des Publikums mit billigen Wünschen und Einwendungen zu Worte kommen; die beste Gelegenheit dazu würden die festgesetzten Rechnungsablegungen geben. Unter der Aufsicht des Direktoriums sei die ganze innere Theaterwirtschaft, die Aufsicht über das Personal, die Anordnung und Bestellung der Theaterkleidung und der Dekorationen einem Regisseur zu übergeben; desgleichen sei ein Kassierer nötig. Der Plan bekennet schließlich die Zuversicht, daß eine Theaterverwaltung wie die hier nur mit Grundstrichen entworfene, unzweifelhaft imstande sein werde, sowohl die Wünsche des teilnehmenden Publikums zu befriedigen, als auch die Schauspielkunst der Willkür zu entreißen und als freie Kunst in ihre Rechte wieder einzusetzen. Der Minister wird gebeten, in Rücksicht auf die im Personal vorzunehmenden Veränderungen seine Entscheidung möglichst zu beschleunigen. Die Eingabe selbst kündigt zugleich an, daß der Schauspieler Scholz, derselbe, der sich um die Direktion beworben hatte und schon von Hornm dazu empfohlen war, die Stelle des Regisseurs erhalten solle und eine solche pekuniär gesicherte Stellung gern einer Privat-Direktion vorzuziehen erklärt habe.

Jedermann sieht, daß der Verfasser dieses Planes mehr Begeisterung für die Schauspielkunst als Einsicht in das Wesen der Theaterwirtschaft bejessen hat. Die Akten nennen ihn nicht; wir wollen später der Frage näher treten, wer es gewesen sein kann, wenn wir den geschäftlichen Verlauf der Dinge festgestellt haben.

Dem Grafen Hohn störte die Eingabe zunächst das Konzept. Daß man in einer so öffentlichen Sache die Entscheidung dem Publikum überlassen solle, war doch etwas Neues. Dazu hatte er sich schon für den Scholz engagiert. Aber wohlwollend wie er war und ohne Eigensinn, und da ihm die Eingabe bezüglich der Person des Scholz entgegen kam, gab er in der Sache nach. Freilich wurde sein Bericht an den König vom 9. Dezember, auf den oben schon hingewiesen ist, etwas lahm. Denn nachdem er Döbbelin für unmöglich erklärt und die Absichten des in Bildung begriffenen Vereines auseinandergesetzt hat, plädiert er doch noch einmal für die Privilegierung des Scholz, mit dem Hinzufügen, daß derselbe sich dabei mit der Rolle eines Regisseurs begnügen wolle. Er hebt dann weiter hervor, daß die Frage auch eine für die Landespolizei interessante Seite habe. Ein wohl eingerichtetes Schauspiel gewähre einer Menge Personen aus allen Ständen eine nicht eben zu kostspielige und, wenn mit Klugheit und guter Absicht zu Werke gegangen werde, für Geschmack, Sitten und selbst für die Stimmung des Gemeingeistes vorteilhafte Unterhaltung. Wenn dagegen ein schlechtes Theater, zumal in den Händen eines Privatunternehmers, auf Kosten des Geschmacks und der Sitten mehr dem Instinkt des Pöbels entgegenkomme, so würden die andern Stände zu Vergnügungen gedrängt, die in mehr als einer Hinsicht sowohl für Privatglück als für öffentliche Meinung weit minder unschädlich seien, als der Besuch eines guten Schauspiels.

Die regierenden Kreise waren durch die französische Revolution doch sehr um die öffentliche Meinung besorgt geworden. Diese hatte sich schnell zu einer Macht entwickelt, die man nicht umgehen zu können glaubte. Eine Folge davon war die Geneigtheit, die Grenzen der staatlichen Bevormundung enger zu ziehen, als es unter Friedrich dem Großen geschehen war. Diesen Standpunkt vertritt der in eine Kabinettsorder vom 14. Dezember eingefügte Bescheid des jungen Königs sehr resolut. „Was die Einrichtung be-



trifft, welche man bei dem dortigen Theater vorzunehmen Willens ist, so betrachte ich diesen Gegenstand als eine Privatangelegenheit des Publicums, worin ich mich nicht mischen will, und wobei man allerdings auf die Stimmung desselben Rücksicht nehmen muß. Ich habe daher, wenn man gesonnen ist, eine Theaterregie zu errichten und den Scholz zum Regisseur zu ernennen, nichts dagegen zu erinnern, und Ihr könnt ohne weitere Anfrage hierunter den Wünschen des Publicums durch die erforderlichen Maßregeln genügen“. Döbbelin ließ der König fallen, ein Privileg für Scholz sei nicht nötig; er erwarte seinerzeit, wenn alles geordnet und bestimmt sein werde, das Erforderliche zur näheren Vollziehung. Schon am 19. Dezember meldet Hohn an den Stadtdirektor Senfft von Pilsach den königlichen Bescheid. Alle Instanzen arbeiteten in dieser Sache mit einer bewundernswerten Schnelligkeit.

Das Privilegium der Wärschen Erben lief sechs Wochen nach dem Tode der Mutter zu Weihnachten ab. Selbst der Minister war der Meinung, daß man das Publikum doch nicht ohne Schauspiel lassen könne. Er trieb deshalb zur Eile an und ernannte den Generalfiskal Berger dazu, mit dem Stadtdirektor zusammen das Weitere zu arrangieren. Mit dem Detail solle man ihn verschonen, das müsse Sache der Direktoren sein. Die beiden Herren riefen die übrigen Unterzeichner der ersten Eingabe am 21. Dezember zu vorläufiger Beratung zusammen. Man ward einig, das Theater von den Wärschen Erben zu kaufen. Sie verlangten alles in allem 12 350 Rtlr. Da man noch einiges Geld hineinstecken mußte, wurde beschlossen, fürs erste 16 000 Rtlr. in Aktien zu 100 Rtlr. aufzubringen. Diese wurden in wenigen Tagen gezeichnet oder waren es bereits. Sofort wurde auch ein vorläufiges Direktorium eingesetzt, bestehend aus dem Kammersekretär Streit, einem um das geistige Leben Breslaus hochverdienten Mann, dem Herausgeber der Schlesischen Provinzialblätter, dem Kaufmann Moriz und dem Gymnasiallehrer Heinrich, einem enthusiastischen Theaterfreund<sup>1)</sup>. Er sollte die dramaturgische Leitung übernehmen.

---

<sup>1)</sup> Über Streit vergl. Schlesinger, Geschichte des Breslauer Theaters S. 86, Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 36 S. 564; über Heinrich: Schlesinger S. 82 und unten S. 173 ff.; über Moriz: R. Moriz-Eichborn, Das Söll und

Heute, Dienstag den 26. December 1797

wird auf dem



aufgeführt:

# Falsche Schaam.

Ein Schauspiel in 4 Akten,

vom Präsident August von Kosebue.

## Personen:

Hofrath Flachsland	•	•	Herr Eiseing.
Die Hofrathin, seine Frau	•	•	Mad. Spindler.
Minchen, seine Tochter erster Ehe	•	•	Mad. Keer.
Emmy, seine Pflögerochter	•	•	Mad. Walter.
Hauptmann Erlach	•	•	Herr Schoz.
Herr von Hügel, ein Landedelmann	•	•	Herr Weltheim.
Comte de Mailloc, ein Emigrant	•	•	Herr Keer.
Frelon, sein Kammerdiener	•	•	Herr Blanchard.
Madame Moreau	•	•	Mad. Schwarzwald.
Jahn, des Hofraths Gärtner	•	•	Herr Sommerfeld.

## Preiße der Plätze:

Eine geschlossene Loge im Parterre zu vier Personen, kostet 2 Rthl.

Eine geschlossene Loge im Haupt-Rang zu sechs Personen, kostet 3 Rthl.

In der Loge No. 12 und 13 zahlt die Person 12 Ggr.

Im 2ten Rang-Logen 4 Ggr. Im Parterre 8 Ggr. Auf der Gallerie 2 Ggr.

Billetts sind bei dem Regisseur Herrn Schoz auf der Taschengasse in der Stadt  
Paris zu Stiegen hoch zu haben. Jedoch sind von 1<sup>ten</sup> an nur die Billets  
der neuen Theater-Regie gültig. Auch werden sie nur an dem Tage angenommen,  
für welchen sie gelöst sind.

Diesenigen, welche geschlossene Logen zu haben wünschen: werden erucht, sich  
dazu frühzeitig zu melden, weil die Logen nach den Nummern vergeben werden.

Der Schauplatz ist auf der Taschengasse und wird um 3 Uhr Nachmittags geöffnet.

Der Anfang ist um 5 Uhr, das Ende gegen halb 8 Uhr.



Die beiden Kinder der Madame Wäjer hatten nach dem Tode der Mutter den Schauspieler Blanchard zu ihrem „Assistenten“ gewählt; der Magistrat aber hatte schon unterm 21. November dem Scholz die Mitdirektion übertragen. Es wurde dann auch, nachdem das Theater wegen der Landestrauer um den König Friedrich Wilhelm II. eine Woche geschlossen gewesen war, für Rechnung der Erben bis zum 23. Dezember weitergespielt. Die beiden folgenden Tage war keine Vorstellung; dagegen fand am 25. Dezember auf Grund einer inzwischen getroffenen „Kaufberedung“ die Übergabe des Theaters seitens der Wäjer'schen Erben an den Theater-Aktien-Verein statt. Er trat bis auf weiteres in die Verträge mit den Schauspielern ein. Am 26. Dezember wurde die erste Aufführung für seine Rechnung mit Kokebues' neuem sentimentalen Rührstück „Falsche Scham“ gegeben. Der neue Theaterzettel<sup>1)</sup> trug die Überschrift: Königlich Privilegiries Breslauer Theater.

Am 17. Januar traten die Aktionäre zu einer allgemeinen Sitzung zusammen, in der der Hauskauf gutgeheißen, die provisorische Direktion auf drei Jahre bestätigt und ein Verwaltungsausschuß von sieben Personen gewählt wurde. Ein ausführlicher Verwaltungsplan wurde mit der Maßgabe genehmigt, daß man den König um seine unmittelbare Bestätigung und um Verleihung eines Exklusivprivilegiums, da Breslau unmöglich mehrere Theater unterhalten könne, angehen solle. Am 19. berichten Senfft von Pilsach und Berger an Graf Hohn; am 27. verlangt dieser die Abfassung des Verwaltungsplans in Form einer Urkunde mit den Unterschriften aller Aktionäre. Am 10. Februar wird diese Urkunde Hohn eingereicht, am 14. Februar von ihm nach Berlin weitergegeben, wobei er nochmals betont, daß ein gutes Schauspiel unter die vorzüglichsten öffentlichen Bedürfnisse des Zeitalters gehöre, und am 22. Februar vom König Friedrich Wilhelm III. mit dem erbetenen Exklusivrecht vollzogen. Damit war die Gründung des Theater-Aktien-Vereins drei Monate nach dem Tode der Madame Wäjer zum Schluß gekommen.

---

Haben von Eichborn u. Co., Breslau 1903, S. 68 ff., 159 ff., 186, 202 f., 238, 322 f., 332.

<sup>1)</sup> Nachbildung desselben vor dieser Seite, nach dem Original in der Stadtbibliothek, Y v 995.

Die Urkunde liegt im Druck vor unter dem Titel: „Grundsätze die Breslauer Theater-Anstalt und deren Verwaltung betreffend. Breslau den 17. Januar 1798.“ Sie umfaßt mit den 85 Unterschriften 22 Quartseiten. Wieder wird in § 1 entsprechend den Ausführungen in dem „Plane“<sup>1)</sup> der Grundsatz vorangestellt: „Die hiesige Theater-Anstalt ist eine Entreprie des Breslauer Publicums, wozu der erforderliche Fond durch Actien aufgebracht wird und [welche], wie alle anderen Anstalten, die das ganze Publicum interessieren, der Aufsicht der Landes-Polizey unterworfen ist.“ Der Fond bleibt in Höhe von 16 000 Rtlr.; 5 und bei größeren Überschüssen 6% Zinsen werden den Aktionären versprochen; weitere Mehreinnahmen sollen zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken verwandt werden. Nur Breslauer Bürger oder Beamte dürfen Aktien besitzen, keiner darf mehr als fünf Anteile zu 100 Rtlr. haben. Die Anteile lauten auf den Inhaber namentlich. Alle drei Jahre versammeln sich die Aktionäre zur Wahl eines geschäftsführenden Ausschusses von sieben Personen. Dieser Ausschuß wählt die dreigliedrige Direktion, den Regisseur und den Einnehmer an der Kasse, immer auf drei Jahre. Er verwaltet das Vereinsvermögen und versammelt sich, falls nicht außerordentliche Vorfälle eine öftere Zusammenkunft nötig machen, alle Vierteljahre einmal. Bei diesen Versammlungen hat die Direktion über den ganzen Kreis ihrer Verwaltung Rechenschaft zu geben, und der Ausschuß hat ihr bemerklich zu machen, was nach seiner und des Publikums Meinung etwa zu erinnern ist und von ihr zu befolgen sein könnte. Den Aktionären gegenüber soll der Ausschuß für die ihm übertragenen Geschäfte, „wenn sie gleich nicht nach Wunsch ausfallen und wider Vermuten sogar schädlich werden sollten, nur in so fern verantwortlich sein, als ihm erwiesen werden kann, daß der erfolgte Schaden vorsätzlich oder aus böser Absicht geschehen sei“. Er leistet seine Dienste unentgeltlich; die Mitglieder der Direktion aber sollen nach Maßgabe ihrer Geschäfte besoldet werden. Den ersten Ausschuß bildeten Kriegs- und Domänenrat v. Brittwitz, Generalfiskal Berger Kriegs- und Domänenrat Müller, Hofrat Pistorius, Kammersekretär Bürde und die Kaufleute Friedrich Schreiber und Weßky.

---

<sup>1)</sup> Vergl. S. 165 f.

Im Vordergrund unſers Interesses ſtehen heute nach 100 Jahren doch die Beſtimmungen über die Direktion, die am beſten den Geiſt kennen lehren, in dem die Anſtalt geplant war. Es war eine durchaus ideale Gründung mit der Abſicht, dem Publikum nach allen Seiten gerecht zu werden. Die drei Mitglieder der Direktion ſollten das Dramaturgiſche, das Kaſſenweſen und das ökonomiſche Fach unter ſich teilen. Ihnen wurde die Wahl der Schauſpieler, Sänger und der übrigen zum Theater, auch zum Orcheſter gehörigen Perſonen und die Beſtimmung ihrer Gehälter überlaſſen und dabei nur eingekürzt, ſich nicht durch perſönliche Connerxionen und andere Nebenabſichten beeinflussen zu laſſen. Ebenſo war natürlich die Wahl der Stücke ihre Sache. Es fällt dabei auf, daß die Befugniſſe des Dramaturgen in keiner Weiſe ſeinen beiden Genoffen gegenüber beſtimmt und abgegrenzt waren. Es wird immer vorausgeſetzt, daß alle drei das Wohl des Ganzen gleichmäßig und einmütig im Auge haben ſollten.

„Die Direction muß bei der Auswahl der Stücke nie vergeſſen, daß das Theater zunächſt für die Unterhaltung des Publicums beſtimmt iſt, und alſo das Hauptgeſetz Abwechſlung ſein muß. Es folgt hieraus, daß die Direction ſich ſorgfältig zu hüten habe, eine entſchiedene Vorliebe für eine oder andere Gattungen und eine Nichtachtung für dasjenige, was eine gewiſſe Klaſſe von Zuſchauern gerne ſieht, blicken zu laſſen. Selbſt ein allzuſehr in die Augen fallendes Beſtreben, den Geſchmack zu bilden, würde von aller (d. h. ohne alle) Wirkung ſein, weil Zwang und Vorſchriften da, wo es auf Vergnügen angeſehen (abgeſehen) iſt, am gehäßigſten ſind. Die Direction muß daher in dieſem Punkte äußerſt tolerant und nicht für eine kritiſch ſtrenge Auswahl der Stücke, ſondern nur für Mannigfaltigkeit beſorgt ſein und dem Publico dadurch Gelegenheit geben, für ſich ſelbſt die Vergleichen zwifchen gut und ſchlecht anſtellen zu können. Guten Stücken laſſe man durch Anſpannung von Seiten der Schauſpieler und durch Aufmerkſamkeit für das Geſchmackvolle und Schickliche der Kleidung und Dekoration volle Gerechtigkeit widerfahren. Die ſchlechten, aber doch beliebten Stücke benutze man für die Kaſſe und erzeuge das, was ihnen an Kunſt und Schönheit fehlt, durch Schimmer und Reiz für die Sinne. Dieſes wird vorzüglich ſeine Anwendung bei der Oper finden müſſen, die in der

Gestalt, die sie jetzt angenommen hat, und in der sie sich der fast allgemeinen Vorliebe bemächtigt hat, ohne glänzende Vorzüge von Seiten der Musik, der Stimmen und der Dekorationen das erbärmlichste Ding sein würde. Es ist indeß doch nothwendig, hier den Gebrauch bei andern guten Theatern zu befolgen und die Operntexte von dem ärgsten Schmutz und Unsinn zu befreien."

Dann wird eine gründliche Revision und Erneuerung des Repertoires empfohlen, im besonderen auch ein Versuch mit einigen Shakespearischen Trauerspielen, als Hamlet, Macbeth und König Lear, allerdings nur, wenn man Schauspieler habe, die der Vorstellung der Hauptrollen gewachsen seien. „Denn wenn das eigentliche Trauerspiel noch länger hintangesezt wird, so muß am Ende unter den Schauspielern die Kunst echter leidenschaftlicher Darstellung ganz verloren gehen.“ Als Mittel, wieder Kunstgefühl in das Schauspiel zu bringen, wird sehr lebhaft auf private Vorstellungen vor einem kleinen, kunstverständigen Kreise, auf Leseübungen, ästhetische und kritische Besprechungen der Rollen und dergleichen hingewiesen. Besondere Sorgfalt soll namentlich der Dramaturg auf die Proben verwenden; es wird ihm zur Pflicht gemacht, die aufzuführenden Stücke vorher gründlich zu studieren, damit er sich nicht durch vortheilige Anordnungen oder Urtheile bei den Schauspielern um sein Ansehen bringe.

Unter den für den Regisseur aufgestellten Vorschriften sei besonders die hervorgehoben, jede Rolle nur dem zu geben, der dazu am brauchbarsten sei, und bei interessanten Rollen, „wozu mehrere Schauspieler mit gutem Effekt gebraucht werden können“, tunlichste Abwechslung stattfinden zu lassen. Es sei durchaus mit dem Herkommen zu brechen, daß ein Schauspieler die ihm einmal zugetheilte Rolle behalten müsse. Auf Kleidung und Dekorationen müsse viel mehr Sorgfalt gewendet werden. Die Direktion wird deshalb ermächtigt, sobald sie einen guten Theatermaler habe, ihn erst einige Zeit zur Ausbildung an die königlichen Bühnen nach Berlin zu schicken.

Das waren also die Grundsätze, nach denen die neue Theateranstalt geleitet werden sollte. Fügen wir gleich hinzu, daß von Anfang an auch eine Erweiterung des Theaterbaues in Aussicht genommen wurde. Schon am 23. Januar 1798 kam eine Kauf-



beredung mit dem Schmied Beck als Besitzer des Nachbargrundstücks in der Taschenstraße zustande, wonach dieser sein Vorderhaus für 3000 Rtlr. an den Theaterverein abtrat. Das Theater konnte dadurch so bedeutend erweitert werden, daß die Zahl der Plätze von 6—700 auf 1300 stieg<sup>1)</sup>. Während dieses Baues fielen die Vorstellungen vom 9. Juli bis zum 8. September aus.

Das Theaterpersonal wurde im Laufe der ersten acht Monate dieses Jahres bedeutend umgestaltet. Von den 37 Mitgliedern (24 männlichen und 13 weiblichen), mit denen die Vorstellungen im September wieder eröffnet wurden, waren 14 neu eingetreten. Sterne ersten Ranges vermag ich in der Namensliste nicht zu entdecken. Am besten besoldet war der Regisseur Scholz mit 1200 Rtlr., Diestel d. J. mit Frau 1248, Kramp mit Frau mit 1196 Rtlr. Blanchard mit Frau und Richte mit 1040 Rtlr.; die übrigen hatten unter 1000 Rtlr. Eine Untersuchung darüber, inwieweit es diesem Theaterunternehmen, aus dem sich dann unser Stadttheater entwickelt hat, vergönnt gewesen ist, wirklich künstlerische Erfolge zu erzielen, gehört nicht mehr in den Rahmen dieses durch eine amtliche Anfrage<sup>2)</sup> veranlaßten Berichtes. Doch vermag ich nicht zu schließen, ohne wenigstens mit einigen Worten der Frage nachzugehen, wer in den geschilderten Vorgängen der treibende und leitende Geist gewesen ist.

Unzweifelhaft ist diese Rolle einem damals erst im 24. Lebensjahre stehenden und erst seit zwei Jahren in Breslau weilenden Lehrer am Magdalenengymnasium Karl Friedrich Heinrich, geboren am 8. Februar 1774, zuzuweisen. Dieser junge Mann von weichem Herzen und feurigem Temperament, der Sohn eines thüringischen Pastors aus Molschleben bei Gotha, ein Lieblingsj Schüler des großen Philologen Heyne in Göttingen, wollte sich eben dort habilitieren, als ihn Manjo auf einer Reise kennen lernte und zu Ostern 1795 an sein Gymnasium nach Breslau zog. Von Studien über das Theaterwesen der Alten, die damals C. A. Böttiger in Weimar lebhaft anregte, ging er bald zu kritischer Beschäftigung mit dem

---

<sup>1)</sup> Der Kaufvertrag wird am 23. April vollzogen, der über das eigentliche Theatergrundstück erst am 9. Juli. Vgl. Stadtarchiv Hdschr. G 5, 333 Bl. 416b.

<sup>2)</sup> Es handelte sich, nach Schlesinger S. 90, darum, welcher Tag als der eigentliche Gründungstag des Stadttheaters anzusehen sei.

Breslauer Theater über. Er schrieb — anonym, wie es damals Mode war — die kaustische Kritik in Böttigers Journal des Luxus und der Moden, desgleichen die Aufsätze in den Provinzialblättern, von denen im Eingang<sup>1)</sup> die Rede war. Nach dem Tode der Madame Wäfer trug der von ihm ausgestreute Samen Früchte. Schummels Breslauer Almanach<sup>2)</sup> berichtet: „Eine vornehme und geistreiche Frau äußerte zuerst den Wunsch, daß man den günstigen Zeitpunkt zu einer Theaterverbesserung nicht ungenutzt vorbeilassen möchte; diese Äußerung kam an Streit, und dieser setzte damit Heinrich ins Feuer“. Auch wenn es Schummel nicht ausdrücklich sagte, würden wir aus der Vergleichung des im Text skizzierten „Plans zur Einrichtung und Verwaltung eines . . . Theaters“<sup>3)</sup> und dann der „Grundsätze“<sup>4)</sup> mit Heinrichs anderweitigen Aufsätzen über das Breslauer Theater nach Inhalt und Ausdruck, Geringschätzung der Oper usw. sicher schließen können, daß sie aus seiner Feder stammen. Er war die Seele des Ganzen. Er wurde endlich der erste dramaturgische Direktor. Als solcher lernte er den Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis bald kennen. In einem Rechenschaftsbericht „An das Breslauer Publicum über die Verwaltung des hiesigen Theaters im Jahre 1798“ gesteht er, durch die Erfahrung eines Jahres belehrt zu sein, daß Allen Alles zu sein, ungeachtet aller angewandten Mühe, unter die unmöglichen Dinge gehöre. Dazu kam, daß er von vornherein auf hämißche Gegnerschaft stieß. Schon nach anderthalb Jahren legte er die Stelle als Dramaturg nieder, blieb aber Beirat der Direktion bis zum Ende der ersten dreijährigen Periode. Solange er in Breslau weilte, betätigte er sein Interesse fürs Theater in Wort und Schrift. Im Jahr 1804 ging er als Professor der Philologie nach Kiel, 1818 an die neugegründete Universität Bonn, wo er

---

<sup>1)</sup> Vgl. S. 163.

<sup>2)</sup> Schummels Breslauer Almanach, Breslau 1801 S. 217. Vgl. auch Schlesinger S. 82 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. S. 165 f.

<sup>4)</sup> Vgl. S. 170. Daß auch die „Grundsätze“ von Heinrich herrühren, wird weder bei Schummel, noch in dem von ihm als Quelle angegebenen Aufsätze der Provinzialblätter (Bd. 27 S. 253 f.) angegeben. Schlesinger S. 87 nennt als Verfasser der „Grundsätze“ den Generalfiskal Berger.

nach 20jährigem Wirken bei seinem am 20. Februar 1838 erfolgten Tode eine große Zahl ihn mit Liebe verehrender Schüler hinterließ.

Auf seine Verdienste um unser Theater wieder hinzuweisen, erschien mir gerade jetzt, wo dieses sich anschickt sein 100jähriges Bestehen zu feiern, eine angenehme Pflicht. Seiner Kunstbegeisterung und seinem jugendlich feurigen Temperament ist binnen wenigen Wochen gelungen, was bedächtigere Geister vielleicht erst nach Jahren erzielt hätten.

---

## 10.

### Der älteste Judentempel in Breslau\*).

Es ist wunderbar, mit welcher Ausdauer bisweilen Namen, die auf eine frühere Bestimmung hindeuten, auch wenn die wirkliche Kunde von derselben längst verschwunden ist, noch Jahrhunderte lang an einzelnen Örtlichkeiten festhaften. Das Volksgedächtnis besitzt in solchen Dingen eine große Zähigkeit, die sich selbst in der unruhig bewegten Bevölkerung unserer modernen Großstädte nicht ganz verloren hat. Noch sichereren Schutz findet solche Erinnerung, wenn sie in Grundakten geraten ist; dort erbt sie sich, verstanden oder nicht verstanden, von Jahrhundert zu Jahrhundert geduldig fort. So ist es auch mit dem ältesten Breslauer Judentempel ergangen.

Es ist wohl möglich, daß Juden in dem alten polnischen Breslau noch früher als Deutsche nicht nur um des Handels willen sich aufgehalten haben, sondern auch ansässig gewesen sind. Es erscheinen einige schon in den Jahren 1203 und 1208 als größere Grundbesitzer. Sicher haben sie auch nach der Gründung einer deutschen Stadt Breslau, die bekanntlich bald nach dem Mongolenbrande von 1241 erfolgt ist, in derselben Raum und eine gesicherte Stellung gefunden, die sie erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts verloren haben. Damals wird überall in den deutschen Städten ihre Stellung, je nachdem mit mehr oder weniger Gewalt und Grausamkeit, erschüttert, verschlechtert oder ganz und gar vernichtet. Aber mit einer religiösen Erregung des deutschen Volkes hängt dies bei genauerer Untersuchung der einzelnen Fälle damals

---

\*) Breslauer Zeitung 1890 Februar 5 und 12.

nicht, oder wenigstens selten und mehr äußerlich zusammentreffend, zusammen; es zeigt sich vielmehr, daß mit der wirtschaftlichen Erstarkung der deutschen Städte die Bürgerchaften sich der unbequemen Konkurrenz des jüdischen Kapitals und der damit getriebenen Geldgeschäfte zu entledigen suchten. Jahrhunderte lang haben die Juden nicht wieder die gesicherte Stellung zu erlangen vermocht, die sie damals verloren, zumal auch hier in Breslau.

Die Existenz nicht nur einzelner Juden, sondern einer jüdischen Gemeinde in Breslau im Anfange des 14. Jahrhunderts wird am besten durch die Existenz eines ziemlich bedeutenden jüdischen Kirchhofs verbürgt; auch lassen sich trotz der kärglichen Nachrichten über diese älteste Zeit Breslaus einige Juden als städtische Grundbesitzer nachweisen. Wie wir aus einem Streit zwischen der Judengemeinde und der Stadtbehörde vom Jahre 1315 erfahren, lag der jüdische Kirchhof unmittelbar vor dem äußeren Ohlauer Tore, also in derjenigen Gegend, die unzweifelhaft viel früher besiedelt gewesen ist, als der Raum der inneren Stadt zwischen den Gräben, von denen der äußere als Stadtgraben ja noch jetzt existiert, der innere durch die jetzt zugeschüttete Ohlaupassage bezeichnet wird. Es waren aber die ersten Ansiedler der jetzigen Ohlauer Vorstadt weder Deutsche noch Polen, sondern Wallonen aus dem fernen Belgien, Romani oder Gallici in den zeitgenössischen Schriften benannt. Ob die Juden, Fremdlinge, wie sie doch auch waren, neben diesen Fremdlingen nicht nur ihren Kirchhof, sondern auch ihre Wohnungen gehabt haben, läßt sich freilich nicht mehr nachweisen<sup>1)</sup>. Waren aber die alten Wallonen, wie wir gute Gründe haben anzunehmen, nicht sowohl Ackerbauer, als vielmehr Tuch- und Zeugweber, wie daheim ihre Volksgenossen schon seit vielen Jahrhunderten als solche be-

---

<sup>1)</sup> Die zuerst von W. Schulte („Die Martinsabtei und die älteste Burg in Breslau“, Schlesische Zeitung 1897 Nr. 538) ausgesprochene, von F. Pertsch (Schlesien, eine Landeskunde Bd. 2 S. 402) gebilligte Vermutung, daß die älteste Herzogsburg etwa an der Stelle der späteren Ziegelbastion (jetzt Holteihöhe) gelegen hat, wird von M. Brann in Verbindung gebracht mit der vielfach beobachteten Erscheinung, daß sich die Juden nahe der Residenz des sie schützenden Landesherrn niederließen. Auf diese Weise würde sich eine Niederlassung der Juden in der Nähe der Wallonenkolonie ungezwungen erklären. Vgl. den im Erscheinen begriffenen Band 1 der „Germania judaica“ unter „Breslau“.

kannt waren, so läßt sich die unmittelbare Nachbarschaft handeltreibender, nicht bloß, wie es erst später der Fall geworden sein dürfte, Geldgeschäfte machender Juden ganz wahrscheinlich an. Außerdem entspricht es bekanntlich der Sitte des Mittelalters, die allzeit mächtiger war als das Gesetz, daß diejenigen, die nach Stand, Beschäftigung, Nationalität und Glauben zusammengehörten, auch zusammen und nicht an beliebigen Stellen einer Ortschaft verstreut wohnten. Und daß man andererseits in jenen Zeiten kein Bedenken trug, Kirchhöfe in nächster Nähe der Wohnungen anzulegen, ist ja bekannt; der Name „Kirchhof“ besagt deutlich genug, wo dieselben ursprünglich ihre Stellen hatten. Zur deutschen Stadt würden die Juden in dem Falle immerhin gehört haben, da schon 20 Jahre nach der Anlegung derselben die Herzöge Heinrich III. und Wladislaw die uralte Niederlassung bei St. Mauritius ausdrücklich in dieselbe einverleibten.

Indes ist es doch wahrscheinlich, daß die Breslauer Juden, einer andern Gewohnheit jener Zeit folgend, sich schon frühzeitig dahin gezogen haben, wo sie auch nachweisbar späterhin ihre Wohnsitze haben, nämlich in die Gegend der herzoglichen, später königlichen und kaiserlichen Burg, die seit dem 13. Jahrhundert an der Stelle der jetzigen Universität stand. Denn sie hatten doch auch hier, wie in anderen Städten und Ländern, eine Ausnahmestellung; sie wurden schon im 13. Jahrhundert als zur herzoglichen Kammer gehörig angesehen und unterstanden nicht dem Gerichte der Stadt, sondern des Landesherrn, also des hiesigen Herzogs, an dessen Stelle seit 1335 der König von Böhmen trat. Sie sitzen auch die folgenden Jahrhunderte in der jetzigen Ursulinerstraße so zahlreich beisammen, daß man dieselbe nach ihnen die Jüdengasse nannte. Das Kreischmerhaus an der Ecke der Schmiedebrücke und Ursulinerstraße (Ursulinerstraße 5/6) wird noch immer die Jüdenschule genannt, und wenn sich auch nicht nachweisen läßt, bis wann dort eine Synagoge gewesen ist, so rührt der Name doch unzweifelhaft von der Existenz einer solchen her<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Näheres über die Niederlassungen der Juden in der Ursulinerstraße und anderwärts, sowie über ihre Synagogen siehe bei Markgraf, Die Straßen Breslaus (Mitteil. a. d. Stadtarch. u. d. Stadtbibl. Bd. 2) S. 55, 169, 225 f. und bei

Ein eingehendes Statut Herzog Heinrichs IV., welches Herzog Bolko I. von Schweidnitz im Jahre 1295 auch für sein Fürstentum einführte<sup>1)</sup>, regelte ihre Verhältnisse in einer Weise, daß sie sich nicht zu beklagen hatten; aber es zeigt sie doch als eine abgesonderte Gemeinde neben der Bürgerschaft. Wären sie arm gewesen, würde ihnen das kaum geschadet haben; hier in den östlichen Landen schlossen die deutschen Bürger ja in der Regel undeutsche Mitbewohner vom Bürgerrecht aus, ohne sie deshalb zu verfolgen. Aber sie waren reich, teilweise sehr reich, und deshalb waren sie, die die bürgerlichen Lasten und Pflichten nicht teilten, den Bürgern der aufblühenden Städte ein Dorn im Auge, ein Gegenstand der Abneigung und Feindschaft. Nur ein Beispiel. In demselben Jahre, 1315, in welchem der oben erwähnte Grenzstreit über ihren Kirchhof entstand, gibt der Breslauer Rat in einer Rechtsbelehrung an den Glogauer Rat<sup>2)</sup> auch die Auskunft, daß hier in Breslau die Juden nicht gleich den Bürgern zur Verteidigung der Stadt Wachtdienste leisteten, sondern anstatt derselben von ihren Häusern eine Steuer zahlten. Sie hatten also gerade in einer so wichtigen Sache eine Ausnahmestellung und auch in manchen anderen Dingen Befreiungen, und das war ihr Unglück. Ob sie selbst in kurzfristiger Verfolgung ihrer Privatinteressen sich von der Übernahme einer Last, auf die der deutsche Bürger stolz war, weil sie mit der Sicherheit der Stadt auch sein Selbstgefühl hob, zu befreien suchten, oder ob man sie dazu nicht heranziehen wollte, läßt sich nicht entscheiden. Die Belehrung, die die Glogauer darüber forderten, spricht dafür, daß die Frage zur Zeit eine offene war.

Der Breslauer Rat teilt ferner in demselben Schreiben mit, daß Juden an Christen kein Fleisch verkaufen dürfen, und fügt hinzu, was für die kommenden Ereignisse von Wichtigkeit erscheint, daß es zwischen

---

Brann, Geschichte der Juden in Schlesien (Jahresberichte des jüdisch-theologischen Seminars zu Breslau 1896, 1897, 1901, 1907) S. 28 ff., 87 f. Brann nimmt an, daß es um die Mitte des 14. Jahrhunderts gleichzeitig drei Synagogen gab: in der Ursulinerstraße, der Röhrgasse und der Gerbergasse.

<sup>1)</sup> Über die schlesischen Judenprivilegien vgl. Brann a. a. O. S. 14 ff. und Anhang S. I ff.

<sup>2)</sup> Original im Stadtarchiv Glogau; abgedruckt bei Tzschoppe-Stenzel S. 496 f.; Korn, Breslauer Urkundenbuch S. 91 f.



seinen Mitbürgern<sup>1)</sup> und den Juden vielfache Streitfragen gebe, Streitfragen natürlich über Handel und Gewerbe, über die Ausübung bürgerlicher Rechte. Weiter darauf einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Jener Streit nun wegen des jüdischen Kirchhofes ist ein Grenzstreit gewöhnlicher Art, der in keiner Weise als ein Zeichen besonderer Mißstimmung zwischen der Bürgerchaft und der Judenchaft aufzufassen ist. Belehrt uns doch die im Anfange des Jahres 1316 darüber ausgestellte Urkunde<sup>2)</sup>, daß derselbe gütlich beigelegt worden war, indem zwei Mitglieder des Stadtrats die Grenze genau festgestellt hatten. Der Kirchhof lag danach dicht vor dem Ohlauer Tore zur rechten Hand und die von der Ecke südwärts sich hinziehende Grenze war durch einen Graben bezeichnet, dessen Erde bei Anlage desselben nach außen geworfen war, wodurch eine Art Wall entstanden war. Dieser Wall wird nun als städtisches Eigentum bezeichnet, die Juden sollen aber das Recht haben, bei Reinigung des Grabens den Auswurf auf den Wall zu werfen. Die andere Seite grenzte an die Walloneu- oder Walenstraße, die jetzige Klosterstraße; ob hier auch durch einen Graben bezeichnet, wird nicht deutlich. Der Kirchhof hatte auf diesen beiden Seiten fünf Ecksteine, von denen die zwei nach Süden zu, da wo damals die Strehlemer Straße abbog, als auf jüdischem Eigentum liegend, dagegen die zwei an der Walenstraße samt dem eigentlichen Ecksteine, als auf städtischem Eigentum liegend, anerkannt werden.

Der Kirchhof wird in seinem ganzen Umfange von städtischen Lasten und Steuern frei erklärt; doch sollen ihn die Juden rings mit einem Plankenzaun einfriedigen und längs desselben die halbe Seite der Walenstraße in der Pflasterung<sup>3)</sup> unterhalten. Nach den andern Seiten ist über die Ausdehnung nichts bestimmt, dort grenzte er

---

1) Im Original folgt auf „conceives nostri“ das in beiden erwähnten Abdrücken fehlende Wort „carnifices“. Der Breslauer Rat sagt also nicht, daß alle seine Mitbürger schlechthin mit den Juden vielfache Streitigkeiten hätten, sondern seine Mitbürger, die Fleischer.

2) Korn, Breslauer Urkundenbuch S. 92 f.

3) Der in der Urkunde gebrauchte Ausdruck „lapideus pons“ bedeutet Steinpflaster. Bis in das 18. Jahrhundert hinein bezeichnete der Magistrat in den amtlichen Büchern die städtischen Pflasterer als Steinbrücker.

an Privatbesitz und konnte nach Bedürfnis vergrößert werden. Erwähnenswert ist noch die merkwürdige Bestimmung, daß keine Leichen ausgegraben werden, sondern daß sie da bleiben sollen, wo sie von alten Zeiten her gelegen haben.

Es ergibt sich aus der späteren Geschichte des Grundstücks, daß dasselbe einen Umfang von etwa 5 Morgen gehabt hat<sup>1)</sup>. Eine Totenstätte von solcher Größe läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß die jüdische Gemeinde Breslaus nicht unbedeutend war. Ihr Besitz desselben wird in aller Form Rechts anerkannt; die den geistlichen Kultusstätten zustehende Steuerfreiheit wird auch hier gewährleistet.

Wie kommt es da, daß 30 Jahre später, am 27. September 1345, der damalige Landesherr von Breslau, König Johann von Böhmen, bei seiner Anwesenheit in Breslau dem Rat erlaubt, sämtliche Steine des Judentirchhofes über und unter der Erde wegzuführen und zur Ausbesserung der Stadtmauer zu verwenden, ohne etwaiges Hindernis seitens der Juden, denen er deshalb Schweigen gebietet? Ein bloßer Akt der Roheit, zur Kränkung der Juden, wie es noch Dr. Ludwig Delsner in seiner recht guten Abhandlung über die Geschichte der schlesischen Juden im Mittelalter ansieht, war das nicht; es war Schlimmeres. So naiv darf man sich das Mittelalter überhaupt nicht vorstellen, daß der König die jüdischen Leichensteine hätte verschenken können, wenn er nicht zuvor den Kirchhof selbst in irgend einer Weise den Juden weggenommen und in seinen königlichen Besitz gebracht hätte. Die Juden haben unzweifelhaft damals ihren Kirchhof in Breslau verloren und über 400 Jahre keinen neuen zu erwerben vermocht<sup>2)</sup>. Ihr alter Kirchhof wird Königsgut und bleibt es. Aber wie ist das gekommen? Was ist da vorgegangen?

Wenn nur nicht das Mittelalter auf unsere interessantesten

---

<sup>1)</sup> Nach der Urkunde von 1516 (vgl. S. 187 Anm. 1) hatte es 288 Schritt Länge und 150 Schritt Breite.

<sup>2)</sup> Brann (a. a. O. S. 47 ff.) nimmt an, daß die Juden den Friedhof noch nicht bei der Wegnahme der Leichensteine 1345, sondern erst nach der Judenverfolgung von 1349 verloren haben. Bei dem Abkommen zwischen König Karl IV. und der Stadt vom 7. Oktober 1349 über die Teilung des Judentumes (Brann S. 53) behielt sich der König den Friedhof vor.

Fragen so häufig mit einem stummen Achselzucken antwortete! Die Tatsache der Wegnahme des Kirchhofs ist da, aber der Anlaß bleibt uns verborgen; doch hängt er offenbar mit der allgemeinen Erscheinung zusammen, daß sich die Stellung der Juden gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts durchgängig verschlechterte. Bekanntlich geriet die europäische Menschheit infolge des ersten Auftretens der Pest, des schwarzen Todes, der ja furchtbare Opfer forderte, vom Jahre 1348 ab in eine hochgradige Aufregung. Die angebliche Vergiftung der Brunnen durch die Juden war auch eine von den Ursachen der schrecklichen Krankheit, an die das geängstete Volk glaubte. In den Jahren kommt es auch in Breslau zu Mord und Gewalt gegen die Juden, worüber unzweifelhafte Zeugnisse vorliegen, wenn auch die flammenden Scheiterhaufen von damals bloße Phantasiegebilde sind. Das blieb späteren Zeiten vorbehalten.

Aber der Verlust ihres Kirchhofes fällt doch vor die Zeit dieser Volkserregung, und auch die augenscheinliche Verschlechterung ihrer Lage läßt sich schon früher bemerken. Jeder Einzelne muß nun seine Existenz durch einen persönlichen Schutzbrief seitens des Königs oder der Stadt in des Königs Namen gegen Zahlung eines Zinses sichern; und diese Schutzbriefe lauteten in der Regel nur auf mehr oder minder kurz bemessene Zeit. Der Jude verlor das Recht des Grundbesitzes in der Stadt nicht geradezu — es gibt Fälle, die das Gegenteil verbürgen — aber tatsächlich war es bei der zeitlichen Beschränktheit der Schutzbriefe illusorisch. Im Jahre 1341 hatte König Johann den Schutzbriefen eine zehnjährige Gültigkeit verliehen, späterhin werden die Fristen kürzer und individuell bemessen, bis dann etwa 30 Jahre später wieder ruhigere Zustände eintreten, oder aber die Juden ganz aus der Stadt verbannt waren, je nachdem wir uns das Schweigen aller Nachrichten deuten wollen<sup>1)</sup>. Die vielen Schutzbriefe, die sich in einem Protokollbuch jener Zeit noch erhalten haben, lassen erkennen, daß die Zahl der Juden in der Stadt vor und nach 1350 noch immer groß war, und die Höhe ihres Schutzinses gibt Zeugnis von ihrem Reichtum. Beiläufig wird auch der Augenarzt Abraham auf drei Jahre privilegiert; der ihm auferlegte Schutzzins läßt nicht erkennen, daß seine Wissen-

---

<sup>1)</sup> Vgl. Brann S. 64.

schafft schon hoch taxiert wurde. Sie hatte auch sonst noch ihre Unbequemlichkeiten. König Johann ließ einen Arzt, dessen Kur sein krankes Auge nicht geheilt, sondern verschlimmert hatte, hier in Breslau ins Wasser werfen.

In dem Rahmen dieser Zustände läßt sich die Wegnahme des jüdischen Kirchhofs wenigstens verstehen, wenn auch Zeit und Anlaß des Vorganges unbekannt bleiben. Die Verschenkung der Leichensteine desselben an die Stadt zum Mauerbau ist nur die Nachahmung eines Vorgangs, der sich kurz vorher in Liegnitz abgespielt hatte. Dort hatte am 12. April desselben Jahres 1345 Herzog Boleslaw die Steine des Judenkirchhofs der Stadt in derselben Urkunde geschenkt, in welcher er sonst gelobt, die von ihr seinen Juden — denn hier waren sie des Herzogs Kammerknechte — gemachten Zusagen getreulich zu halten. Im Jahre 1848 stellte sich heraus, daß die Breslauer einen Teil der Leichensteine zur Pflasterung der Keller des Rathauses, das damals im Bau war, verwendet hatten; man wurde bei einem Reparaturbau auf eine hebräische Inschrift aufmerksam, forschte nach und grub noch 16 erhaltene Steine aus. Der Magistrat schenkte sie der jüdischen Gemeinde zurück, die sie auf ihren neuen Kirchhof bringen ließ — und dort wurden sie in Mißverständniß eines Befehls von den Arbeitern zer schlagen. Seltsames Geschick, das sie aus dreihundertjähriger Verborgenheit hervorzog und dann auf dem jüdischen Kirchhof untergehen ließ.

Wenn die von Nissen kopierten und in Liebermanns Jahrbuch des Judentums 1856 veröffentlichten Inschriften dieser 16 Steine nur die Jahre 1302—1342 umfassen, so kann der Kirchhof deshalb doch viel älter gewesen sein. War doch die Menge der Steine so groß, daß zufällig erhaltenen Rechnungen zufolge etwa 50 Arbeiter außer den Fuhrleuten neun Tage lang, vom 6.—15. August 1346, also erst sieben Monate nach der erlangten Bewilligung, mit dem Ausgraben und Fortschaffen derselben zu tun hatten. Ein Zeugnis für das höhere Alter des Kirchhofs legen auch diejenigen Leichensteine ab, die man schon 1799 in einem Gewölbe unter der „Grünen Eiche“, einem Gefängnislokal des Rathauses entdeckt und die der Lehrer Goflar vom Friedrichsgymnasium auf einem den Alten beigelegten Zettel als die des Moses Sohn Simeon 1255, des Gelehrten Marcus Abraham Schöps (?) 1244 und der Esther, Frau des Marcus, 1242

bestimmt hatte<sup>1)</sup>. Übrigens weiß auch Daniel Gomolchy im ersten Bande seiner 1733 erschienenen Merkwürdigkeiten von Breslau bei Entstehung des alten Judentkirchhofs von Steinen mit hebräischen Inschriften zu berichten, die sich hin und wieder in der Stadt fanden.

Das Grundstück des alten jüdischen Kirchhofs hat aber auch, nachdem es seiner ursprünglichen Bestimmung entzogen war, noch eine besondere Geschichte gehabt. Als nunmehrigeß Königsgut scheidet es aus den städtischen Grundstücken und den darüber geführten Büchern aus; dafür erscheint es als besonderes Gut in den Landbüchern des Fürstentums Breslau. Es war das einzige königliche Gut in dieser Gegend unmittelbar vor dem Tore der Stadt. Die Ohlauer Vorstadt hat überhaupt ihre eigene, noch nicht recht klare Geschichte. Die eingangs erwähnte alte Niederlassung der Walonen, an die Familiennamen wie Walch, Wallig, Walluß noch Jahrhunderte lang erinnerten, hieß ursprünglich das Dorf bei St. Moriz. Obwohl sie durch die Herzöge Heinrich III. und Vladislav 1261 mit der Stadt vereinigt wird, erscheint doch hundert Jahre später der Archidiaconus vom Dome als Grundherr der ganzen Gegend der jetzigen Klosterstraße (damals Walengasse), Vorwerksstraße (Lange-Gasse), Feldstraße (Rosengasse) bis an die Margarethenstraße (ursprünglich Krötengasse) und Brüderstraße (früher Galgengasse), während bei der jetzt so versteckten uralten Lazaruskapelle, gegenüber dem im 18. Jahrhundert gestifteten Kloster der Barmherzigen Brüder, ein 1260 vom Bischof ausgelegtes Dorf begann, dessen Hauptstraße, die jetzige äußere Klosterstraße, den Namen Weingasse sicherlich von einem ehemaligen Weinberge geführt hat; denn Wein wurde damals in unserem Lande viel mehr gebaut als heutzutage. Und trotzdem erscheint in den städtischen Steuerbüchern bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts ein Bezirk Walgasse, der die ganze Gegend vom inneren Ohlaner Tore am Christophoriplatze bis zur Mauritiuskirche umfaßt. Wie sich das mit der Grundherrschaft des Archidiaconus, die jenseits des äußeren Grabens begann, zu-

---

<sup>1)</sup> Nähere, namentlich auch die Lesungen des Lehrers Goflar berichtende Angaben über die Leichensteine und ihre Inschriften bei Brann S. 38 und VI bis XIII.

sammenreimt, ist noch unerklärt; die Zustände jener fernen Vergangenheit sind so leicht eben nicht zu verstehen<sup>1)</sup>.

Da wird denn in dem Steuerbuche von 1403 die Gegend vor dem äußeren Ohlauer Tore rechts mit dem „Judenkirchhof“ begonnen. Derselbe erscheint hier als eine Straße, in der kleine Leute wohnen, und der erste Name: „Haus Fuhrmann von der Ohlau, in dem Tanzhause“ läßt sehen, daß sich die Bestimmung des Ortes gänzlich geändert hatte. Anschließend folgt die Rosengasse und Längegasse, jetzt Feldstraße und Vorwerksstraße. Daraus ergibt sich auch ganz genau die Lage des „Judenkirchhofs“. Links lag ihm gegenüber oder führte auf ihn zu von der Neustadt her die Graupengasse, mit der wohl noch der Gute Graupenturm, der bis 1838 den Übergang der Breiten Straße über die damals noch Wasser führende Ohlau überdeckte, in Namensverbindung gestanden hat<sup>2)</sup>. Die Walgasse scheint erst hinter der Linie der jetzigen Feldgasse begonnen zu haben.

Zuerst hatte der König den Judenkirchhof dem Stadtschreiber Heinrich gegeben, einem dunkeln Ehrenmanne; nach dessen Tode verließ er ihn 1371 an Hans Saußberg<sup>3)</sup> und seine Frau Anna auf Lebenszeit, doch mit dem Zusatz: „Wäre es aber Sache, daß wir in der Zeit ihrer Lebtag Juden wieder gen Breslau setzen werden oder ihn selber lösen wollten, die oder wir mögen ihn für 20 Mark Groschen von ihnen wieder lösen.“ Sollen wir aus dem Zusatz schließen, daß damals völlig mit den Juden ausgeräumt war, daß der König trotz der zahlreichen Schutzbriefe aus den 50er und 60er Jahren wieder einmal alle aus Breslau vertrieben hatte, der kluge König Karl, der einen so ausgebildeten wirtschaftlichen Sinn hatte, und der 1347 im Eingang einer an Breslau gerichteten Urkunde erklärt hatte, es läge ihm daran, in seinen Städten die Juden zu schützen, weil sie mit ihren Geldkräften eintretenden Falls

---

<sup>1)</sup> Vgl. Mitteilungen a. d. Stadtarch. u. d. Stadtbibl. Bd. 2 (Die Straßen Breslaus) S. 97 f., Bd. 11 (Die Breslauer Eingemeindungen) S. 9—11.

<sup>2)</sup> Nach Mitteilungen Bd. 2 S. 96 f. nannte man im 15. und 16. Jahrhundert den ersten, westlichen Abschnitt der Klosterstraße Graupengasse und das äußerste Ohlauer Tor Graupentor. Der Name Gute Graupenturm für den Torturm an der Breitestraße ist erst im 17. Jahrhundert nachweisbar.

<sup>3)</sup> So nach Brann a. a. O. S. 58.

seinen Bedürfnissen zu Hilfe kommen könnten? <sup>1)</sup> Schutzbriefe sind allerdings aus der Zeit nicht vorhanden, und ihren Kirchhof wenigstens bekommen sie erst recht nicht wieder. Im Jahre 1376 verpfändet ihn der König um 100 Mark Groschen an den reichen Bürger Otto von der Reiße, und in dessen Familie erbt er sich als Pfandbesitz weiter. Wenn er dann durch Heirat an Peter Girdan gelangt und dieser 1479 als „Erbherr in der Graupengasse, das man auch nennet den Judentkirchhof, vor dem Ohlischen Tore“, den Verkauf eines dazu gehörigen Gartens durch den Priester Jakob Morner an Bernhardin Thymohanns bestätigt, so erscheint das Ganze jetzt wieder als besonderer Gutsbezirk zu beiden Seiten des Anfangs der jetzigen Klosterstraße; doch widersprechen dieser Ausdehnung spätere Grenzbestimmungen ausdrücklich. Der Name Graupengasse muß inzwischen von seiner alten Stelle weiter gerückt sein.

Betrachtet man den ältesten Stadtplan von 1562, so ist man auf den ersten Blick geneigt, den unmittelbar vor dem Ohlauer Tor abgesondert gezeichneten großen Garten für den Judentkirchhof anzusehen; doch liegt derselbe Garten links vom Wege nach St. Mauritius und hat seine Hauptausdehnung von West nach Ost, während der Judentkirchhof unzweifelhaft rechts von dem Wege gelegen und seine Hauptrichtung von Nord nach Süd gehabt hat. Der 1479 erwähnte Garten brachte dem Grundherrn 33 böhmische Groschen jährlichen Erbzins. Derselbe Priester verkaufte 1486 noch einen andern Garten daselbst, was dann Peter Girdans Witwe als „Erbfrau“ bestätigte. Ihre Söhne verloren einen wahrscheinlich geringen Teil des Besitzes durch die Erweiterung der Stadtbefestigung. Im Jahre 1495 trat dann insofern eine große Veränderung ein, als der König Vladislav von Böhmen seinem ältesten deutschen Kanzleischreiber Ambrosius Mülser die Einlösung „der Graupengasse oder Judentkirchhof genannt“ von den Gebrüdern Girdan und

---

<sup>1)</sup> Nach Brann S. 62 ff. folgte auf die Judenverfolgung von 1349 eine zweite im Jahre 1360. Nach dieser hat „nur eine einzige Familie von 1364 an hier noch auf einige Jahre ihren Wohnsitz genommen. Dann gingen Jahrzehnte ins Land, bis neue jüdische Ansiedler den vom unschuldigen Blut ihrer Glaubensbrüder getränkten Boden wieder zu betreten wagten“. Über die Wiederausiedlung der Juden Ende des 14. Jahrhunderts und die weiteren Schicksale des Friedhofs siehe Brann S. 87 f., 115, 137 Anm. 5.



Verwandlung in erblichen und eigenen Besitz verstattete. Ambrosius Mülser veräußerte das Gut sofort weiter, und so gelangte dasselbe nach mehrfachem Wechsel im Anfang des 16. Jahrhunderts als Erbgut an die reiche und vornehme Familie der Hornig<sup>1)</sup>.

Auch nach dieser Veränderung blieb der Judentirchhof ein ländlicher Gutsbezirk. Er heißt weiter die Graupengasse oder der Judentirchhof und liegt „bald vor dem Ohlischen Thor auf die rechte Hand am Stadtgraben“; teils wird bei den Besitzveränderungen das Ganze als Garten bezeichnet, teils der große Garten besonders erwähnt. Als eine Hornigsche Tochter das Gut ihrem Manne Lorenz Driemer zubrachte, legte dieser 1571 eine Schankwirtschaft an, was der Rat, welcher zugleich die Landeshauptmannschaft über das Fürstentum Breslau führte, nur unter der Bedingung gestatten wollte, daß außer Breslauer Schöps kein anderes Getränk verschenkt würde, daß keine „Leichtfertigkeiten und Unehrllichkeiten“ daselbst getrieben würden, und daß das ganze Etablissement unter der Aufsicht der städtischen Polizei stehen sollte. Driemer erstritt sich aber in Prag das unbeschränkte Schankrecht; die ebenfalls beanspruchte oberste Gerichtsbarkeit auf seinem Gute ward ihm dagegen versagt.

Seit der Zeit bleibt die Schankgerechtigkeit in dauernder Ausübung auf dem Grundstück. Im Jahre 1629 wurde es wieder einmal genauer beschrieben als „die Graupengasse, der Judentirchhof genannt, zusammen mit dem Garten, außerhalb der Stadtmauer zu Breslau zwischen dem Ohlauischen und Taschenthore und unter den königlichen Landgerichten gelegen“. Allmählich bedeckte es sich mit einer Anzahl größerer und kleinerer Hänser. Als im Jahre 1718 der Besitzer Hoffmann gerade an der Ecke gegenüber dem Ohlauertor ein neues Haus auführte, wollte es die Stadt aus Rücksicht auf die Festungswerke nicht gestatten; der darüber entbrannte Streit hat

---

<sup>1)</sup> In einer bischöflichen Urkunde vom 16. August 1516 über einen zwischen dem Rat und dem Archidiaconus geschlossenen Vergleich heißt es: „Der Garten, genannt Judentfriedhof, der als Lehen des Königs und der Krone Böhmen dicht am Stadtgraben liegt, von 288 Schritt Länge und 150 Schritt Breite, mit allen seinen Gebäuden, Mauern und Zäunen, wie ihn Balthasar Hornig besitzt, soll von jedem Anspruch und aller Gerichtsbarkeit des Archidiaconus frei sein, wie er immer ein freies Lehen des böhmischen Königs gewesen ist.“ Stadtarchiv Hdschr. Klose 103 S. 33. Scriptores rerum Silesiacarum Bd. 3 S. 303.

uns sogar noch einen Situationsplan der Gegend überliefert. Auf diesem Plan wird das Grundstück zum ersten Male als die „eils Bretter“ bezeichnet, doch scheint dieser Name eigentlich nur einem der darauf stehenden Häuser, wahrscheinlich dem Schanklokal, zugehört zu haben. Daniel Gomolchy sagt 1734 im Supplement zu seinen Breslauischen Merkwürdigkeiten: „Vor dem Ohlischen Thor lieget erstlich der sogenannte Judentkirchhof, dabei die Eilsbretter, weiter hinaus der Leinweber- und Schuhknecht-Boden, welche den Namen von beider Zünfte Gesellen empfangen, welche allda zu frequentieren pflegten.“ Dagegen bezeichnet ein Bericht, den König Friedrich II. nach der Erwerbung Schlesiens vom Magistrat über die in und vor der Stadt Breslau befindlichen fremden Jurisdiktionen einforderte, das Ganze als „die sogenannten Eils Bretter, die ehemals unter dem Königlichen Breslauschen Amte gestanden“. In beiden Fällen bleibt Entstehung und Bedeutung des neuen Namens dunkel. Oder soll man bei den eils Brettern an den Sarg und bei diesem an den Kirchhof und dabei an die einstige Bestimmung des Platzes denken?

Bald darauf kam der siebenjährige Krieg und wischte mit großem Schwamm darüber hinweg. Denn da im Jahre 1757 die Österreicher nach ihrem Siege bei Kolin, während Friedrich der Große in Sachsen den Franzosen entgeging, in Schlesien eindrangen, und der hier kommandierende preußische General Herzog v. Braunschweig-Bevern die Möglichkeit einer Belagerung Breslaus ins Auge faßte, ließ er alle den Festungswerken nahe gelegenen Gebäude in den Vorstädten niederreißen, und so wurde auch der Judentkirchhof mit allen zugehörigen Häusern in den Tagen vom 21. bis 29. Oktober 1757 völlig rasiert. Er gehörte damals dem Martin Schneider und bestand aus einem Destillierhaus an der Ecke, dann dem eigentlichen Kretschamhause, einer Schmiede, einer Fleischerei, mehreren kleinen Wohnhäusern und Stallgebäuden, einer Scheune usw., im ganzen aus 15 Gebäuden, die mit dem dazu gehörigen Ackerland von dem städtischen Bauinspektor Berger auf 3 600 Rtlr. taxiert wurden. Der Flächenraum wird später auf 5½ Morgen berechnet, davon vier Morgen auf den Acker. Der Besitzer war ein heruntergekommener Mann; die Aufregung dieser Oktobertage nahm ihn so mit, daß er bald nachher starb, ebenso seine Frau, mit Hinterlassung von fünf Kindern. Diese gelangten nicht wieder in den Besitz des

väterlichen Grundstücks, da dasselbe in die noch vor dem Schluß des Krieges vom Könige verfügte Erweiterung der Festungswerke hineingezogen wurde; sie bekamen aber nicht einmal eine Bonifikation oder Entschädigung dafür, weil sie, inzwischen gänzlich verarmt, sich außer Stande erklärten, die Häuser an anderer Stelle wieder aufzubauen, und die Kriegs- und Domänenkammer in ihrem Schlußbeischeide vom 31. Dezember 1764 dies als unerläßliche Bedingung für jede Bonifikation hinstellte. Auch von den Verwandten wollte sich niemand dazu verstehen. Die Unternehmungslust war begreiflicherweise nach dem schweren Kriege nicht groß.

Damit nun verschwindet der Judentkirchhof aus der Reihe der selbständigen Grundstücke und geht in dem Festungsterrain auf. Dasselbe erstreckte sich vor dem Ohlauer Tore bis an die Linie der jetzigen Feldstraße. Erst als Breslau 1807 entfestigt wurde und König Friedrich Wilhelm III. das Terrain der Festungswerke, soweit es nicht fúrderhin zu militárischen Zwecken gebraucht wurde, der Stadt schenkte, hat sich der erste Abschnitt der Klosterstraße bis zur Feldstraße, und zwar recht langsam, zu beiden Seiten mit Häusern bedeckt, darunter auch rechts der Platz des alten „Judentkirchhofs“. In den Grundakten verschwand er indes nicht, ja steht er noch jetzt mit großem Fragezeichen; erst diesen Zeilen dürfte es gelingen, ihn gánzlich der Geschichte zu überweisen.

Einmal nur während der langen Zeit, es war im vorvorigen Jahrhundert, als Friedrich der Große von 1744 an in wiederholten Edikten die Anlegung eines jüdischen Begrábnisplatzes anordnete, gedachte man der ursprünglichen Bestimmung des Grundstücks als Ruhestátte jüdischer Leichen. Die Juden hatten bis dahin noch keinen neuen Kirchhof erlangen können; sie mußten ihre Leichen nach Dyhernfurth schaffen. Es ward der Gemeinde aber auch jetzt noch schwer, einen passenden Platz in Breslau zu finden, und die Sache kam jahrelang nicht von der Stelle. Auf Grund eines neuen Edikts von 1754 trug die Kriegs- und Domänenkammer dem Magistrat auf, den Juden dabei behilflich zu sein und ihnen womöglich vor dem Nikolaitore, weil die Gegend ihren Wohnungen am nächsten sei, einen Platz zu verschaffen. Doch kam die Grundherrin dieser Vorstadt, die Ábtissin von St. Klara, diesen Wünschen nicht entgegen, regte vielmehr die Rückgabe des alten Kirchhofs an. Friedrich

Wilhelm von Sommersberg, der bekannte Geschichtsschreiber Schlesiens, der damals Bürgermeister war, zeigte sich über die Vergangenheit wohl informiert; er bezeichnet die „elf Bretter“ richtig als den alten Kirchhof, betonte, daß König Johann von Böhmen ihn abgeschafft habe, und daß die Juden mit früheren Versuchen zur Erlangung eines neuen von der vorigen Regierung immer, zuletzt 1721, abgewiesen seien. Der alte Kirchhof liege jetzt viel zu nahe an der Stadt, um ihn wieder zu benutzen; wollten die Juden einen Kirchhof, so müsse er weiter abliegen. Der Platz sei außerdem gar nicht zur Jurisdiktion der Stadt gehörig, sondern zu der der Oberamtsregierung und seit Jahrhunderten in Privatbesitz.

Eine sonderlich geneigte Stimmung fand die Sache überhaupt beim Magistrat nicht; er erklärte sie der Regierung gegenüber für überflüssig, da seines Wissens die Judenthümlichkeit mit dem schon so lange benutzten und gepflegten Kirchhof in Dyhernfurth zufrieden sei; nur der Landesrabbiner Fränkel betreibe die Neuerung. Am Ende bot er den Juden einen Platz auf dem Stadtgut Kanfern an, den diese ablehnten. Es gelang ihnen damals nicht, ein passendes Grundstück zu finden oder wenigstens nicht zu erwerben; es scheint auch, daß ihre Vorsteher selbst die Sache faumselig betrieben. Am 10. Juli 1757 verbot eine Regierungsverordnung das weite Verfahren jüdischer Leichen und verlangte binnen sechs Wochen die Anlage eines Kirchhofs in Breslau. Doch erst, als sich die Hospitalbrüderschaft, die Chebra Kaddischa, unter Leitung des Rabbiners Jonas Fränkel, der Sache annahm, kam sie zum Abschluß, indem die Brüderschaft 1761 den Langeschen Garten auf dem Schweidnitzer Anger, an der damaligen Strehlemer Straße, zum Kirchhof erwarb<sup>1)</sup>.

In den Jahren 1773 und 1806 durch angrenzende Grundstücke vergrößert, hat der Platz, jetzt zwischen der Claassenstraße und dem Fränkelplatz gelegen, zwar nicht als Eigentum der jüdischen Gemeinde, sondern der selbständigen israelitischen Kranken- und Beerdigungs-Gesellschaft, ein Jahrhundert lang seinem Zwecke gedient.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Brann, Geschichte des Landrabbinats in Schlesien S. 30, 35, 37. Gräber, Geschichte der israelit. Kranken-Verpflegungs-Anstalt und Beerdigungsgesellschaft zu Breslau S. 27 ff.

## 11.

### Die St. Georgenkirche in Breslau\*).

Im ersten Schöffebuche der Stadt Breslau findet sich unter dem Datum 1345 Freitag nach Laurentii (August 12) folgender Eintrag<sup>1)</sup>: „Her Hoyger von Prittiez und her Herman von Borsnietz (sind vor den Schöffn erschienen) und habin ufgericht Sophyen von Falkinhain daz erbe, daz do lit kein Jacob juden thor uber und hindin stost an sente Jorgin kirchhof, als sich czuhit in di lenge und in di breite, czu eime rechtin koufe; und dornoch ist komen vor uns in eyn gehegit ding Agnite, hern Hoygirs swester, und hat iren willin darczu gegeben.“

Weder der hier erwähnte St. Jürgen- oder Georgenkirchhof, noch die gleichnamige Kirche, die er zur Voraussetzung hat, waren mir bisher in Urkunden und Akten oder in der gedruckten Literatur über Breslau jemals vorgekommen. Allerdings spricht das Dezemregister des päpstlichen Nuntius Galhardus de Carceribus von 1335 und auch die Bearbeitung desselben von A. Schade<sup>2)</sup> von einer capella s. Georgii. Da diese aber als Zubehör der Elisabethkirche bezeichnet wird, so liegt offenbar in dem Namen ein Schreibfehler vor;

---

\*) Obiger am 1. Juni 1898 im Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens gehaltene Vortrag ist, soweit er die Georgenkirche selbst behandelt, größtenteils überholt durch den Aufsatz von P. Dittrich (Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlef. Bd. 45 S. 213 ff.), der die Kirche im Zusammenhange mit den übrigen Besitzungen des Matthiastifts ausführlicher behandelt hat. Dagegen rechtfertigen schon die Ausführungen des Vortrags über die Doppelpatronate der Breslauer Kirchen den Abdruck an dieser Stelle.

<sup>1)</sup> Stadtarchiv Hdschr. G 1, 1 Bl. 13.

<sup>2)</sup> Theiner, Monumenta Poloniae I 369, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Alt. Schlef. Bd. 7 S. 292.

es ist damit die von der Familie Plessel 1309 gestiftete Gregoriuskapelle auf dem Elisabethkirchhofe gemeint<sup>1)</sup>. Da sie 1416 als „ex opposito sacristie“ gelegen bezeichnet wird, muß sie auf der Nordseite der Kirche gelegen haben. Sie mag schon in der Reformationszeit verschwunden sein, da sie später nicht mehr erwähnt wird.

Dann wieder findet sich im Archive des ehemaligen Barbarahospitals, das 1461 errichtet und 1522 nach St. Bernhardin verlegt wurde und seitdem Bernhardinhospital heißt, ein Ratsbrief von 1505 Dezember 16, worin „Barbara Bockynn mit magistro Laurencio Rabe, irem zw dieser sachen gekornen vormunden . . . den vorwesern des spittals zw sand Barbaran alhie zwnest sand Georgen capellen gelegen“ 5 Mark Zins ausreicht. Da in älteren Zeiten ein Hospital ohne eine Kapelle nicht denkbar war, so dürfte diese Georgenkapelle, die übrigens, abgesehen von dieser Urkunde, nirgends erwähnt wird, die Hospitalkapelle gewesen sein. Chr. Fr. Paritius, der im Anfange des 19. Jahrhunderts die Urkunden des Barbarahospitals bearbeitete, sah noch die ehemaligen Baulichkeiten desselben und erwähnt eines Erkers, der Kullmannschen Scheune in der Grenzhausegasse gegenüber, der die Jahreszahl 1488 getragen habe. Er erklärt mit großer Wahrscheinlichkeit den Erker als die St. Georgskapelle. An diese Kapelle ist also wegen ihres späteren Ursprungs bei der Erwähnung des St. Georgenkirchhofs im Jahre 1345 nicht zu denken.

Innerhalb der alten Stadt muß der Georgenkirchhof gelegen haben, da er als an ein städtisches Grundstück — denn nur von solchen handelt das städtische Schöffnenbuch — anstoßend genannt wird. Der Umstand, daß der diesem Grundstück gegenüber liegende Torweg zu dem Hause des Juden Jakob gehörte, weist sogar auf eine bestimmte Gegend innerhalb der innern Stadt hin. Die damaligen Juden saßen in der Nähe der königlichen Burg, die an der Stelle der jetzigen Universität stand, vorzugsweise in der jetzigen Urjulinierstraße, die bis 1825 Judengasse hieß, und im untern Teil der Schmiedebrücke.

Da die Schöffnenbücher wesentlich Verreichungen von Grund-

---

<sup>1)</sup> Über sie vgl. Schmeidler, Die ev. Haupt- u. Pfarrkirche zu St. Elisabeth S. 116 f.

stücken enthalten, so war zu hoffen, daß entweder über das der Sophie von Falkenhain aufgereichte oder über das gegenüberliegende Grundstück des Juden Jakob noch weitere Einträge sich finden würden, die vielleicht eine genauere Bestimmung der Lage enthielten. Diese Hoffnung täuschte nicht. Unter 1350 Freitag vor Viti (Juni 11) fand sich der Eintrag<sup>1)</sup>: „Sophye von Falkinhain hat ufgericht Gobiln in der nwin stat di hofstat, di do lit by hern Johannis von dem Nwinmarkte hof, als er sich czühit in die lenge und in die breite, czu getwir hant czu tun und zu lossin“. Desgleichen war unter demselben Jahre, Freitag nach Margarethe (Juli 16)<sup>2)</sup> angegeben, daß Gobil und Sophie von Falkenhain an Katharina Baranhone weiter verkaufen „die hofestat, di do lit by hern Johannis des pferrers czum Nwinmarkte hof“. Das gibt nun einen sichern Wegweiser. Denn dasselbe Schöffensbuch besagt, daß bei der Judenverfolgung, die hier in Breslau am Ende der Regierung des Königs Johann von Böhmen († 1346) begann und im Beginne der Regierung seines Sohnes Karls IV. sich fortsetzte, auf Befehl des Königs Karl seinem Schreiber, Herrn Johannes von Neumarkt — es ist das der bekannte Kanzler des Königs, später Bischof von Leitomischl — der konfiszierte „hof, der do lit uf der Smedebrücke an der ecke und eczwenne Smogil des juden gewest ist“, vom Breslauer Rat verreicht worden ist. Dieses Eckhaus auf der Schmiedebrücke ist aber ohne Zweifel das jetzige Eckhaus Ursulinerstraße 5—6, das auf die Schmiedebrücke herumreicht, und das von jener Zeit her noch immer die alte Judenschule heißt<sup>3)</sup>. Dann ist das daneben liegende Grundstück, das 1345 dem Torweg des Juden Jakob gegenüber lag und hinten an den St. Jürgenkirchhof stieß, das jetzige Haus Schmiedebrücke 30, welches rückwärts an das Haus Schuhbrücke 47 anstößt.

Im Hofe aber des Hauses Schuhbrücke 47 sah man noch bis zum Jahre 1897 ein erhebliches Stück einer ehemaligen kleinen Kirche stehen. Wenn wir diese Kirche nun als die zu dem 1345 erwähnten Jürgenkirchhof gehörige St. Georgenkirche ansprechen

<sup>1)</sup> Stadtarchiv Hdschr. G 1, 1 Bl. 148.      <sup>2)</sup> Ebd. Bl. 154.

<sup>3)</sup> Markgraf, Straßen Breslaus (Mitteilungen a. d. Stadtarch. u. d. Stadtbibliothek Bd. 2) S. 225. Brann, Gesch. d. Juden in Schlesiens S. 31.



wollen, so scheint uns allerdings das Hindernis entgegen zu treten, daß diese Kirche in demselben Schöffebuche und ebenso in späteren Aufzeichnungen Agneskirche genannt wird; vgl. z. B. 1350 Montag nach Judica (März 15) „erbe by sente Agneten“; 1364 Montag nach Judica (März 11) „curia, que fuit domini Rulandi circa cimeterium sancte Agnetis“; 1377 Freitag nach Peter und Paul (Juli 3) „by sinte Agniten an der ecke kein sinte Mathis“. Dieser Agneskirche gedenkt auch Stenus in seiner Beschreibung Breslaus aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts: „Ecclesia s. Agnetis habet tria altaria“<sup>1)</sup>.

Es fragt sich nun, ob Georgenkirche und Agneskirche ein und dasselbe Gotteshaus bezeichnen können. Angenommen für die Bejahung dieser Frage ins Gewicht fallend ist der Umstand, daß sie beide als Begräbniskirchen auftreten; 1345 wird der St. Jürgenkirchhof, 1364 das cimeterium s. Agnetis erwähnt. Aber jede Kirche hatte doch von Anfang an ihren bestimmten Patron oder Titel, unter dessen Namen sie gegründet war und nach dem sie benannt wurde, dessen Fest auch von ihr feierlich begangen wurde. Allein die Verschiedenheit des Patronatsnamens oder des titulus dürfte uns nicht mehr maßgebend erscheinen, wenn wir beobachten, daß in demselben Schöffebuche auch die Christophorikirche mit dem Namen eines andern Patrons, dem der ägyptischen Maria, bezeichnet wird. Da wir über diese ebenfalls kleine Kirche, die sogar mit Vorliebe als die kleine oder die wenige Kirche bezeichnet wird, reichlichere Nachrichten haben, als über die Agneskirche, so läßt sich feststellen, daß sie in den bisher bekannt gewordenen Urkunden vom 13. bis zum 15. Jahrhundert immer zur ägyptischen Maria benannt worden ist, während die Bezeichnung nach dem heiligen Christophorus in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aufkommt, jedoch die ältere Bezeichnung erst allmählich verdrängt. Ich finde die Titulatur s. Cristofori zuerst in zwei Urkunden des Archivs der Magdalenenkirche<sup>2)</sup> vom 14. September 1447 und 18. Juli 1448; der ältere Name läuft noch länger daneben her, und erst im 16. Jahrhundert hat der hl. Christophorus die Allein-

---

<sup>1)</sup> Scriptores rerum Silesiacarum Bd. 17 S. 45, 73.

<sup>2)</sup> Jetzt im Stadtarchiv aufbewahrt, Nr. 111 und 150 a.

herrschaft erworben. Daneben taucht in einem von drei Kardinälen in Rom unter dem 15. Juli 1463 ausgestellten Ablassbriefe<sup>1)</sup> die Bezeichnung nach beiden Heiligen „ecclesia sanctorum Cristofori et Marie Egipciace in Wratislavia“ auf.

Diese Bezeichnung weist ganz deutlich darauf hin, daß die Kirche zwei Patrone nebeneinander hatte. Wie erst der eine, dann der andere vorwiegend war, haben wir gesehen, allerdings ohne den Grund angeben zu können, der die Veränderung bewirkt hat. Um letzteres tun zu können, müßte ich über eine genauere Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung der Heiligenverehrung gebieten können, als sie mir zu Gebote steht. Auch kann sich die Veränderung recht wohl an einen mehr zufälligen Grund, wie etwa eine Aufstellung einer besonders in die Augen fallenden Figur oder die Aufhängung eines Bildes des einen Patrons knüpfen, worüber uns jedesmal nur die Geschichte der einzelnen Kirche belehren könnte. Die Erwähnung beider Patrone nebeneinander fand offenbar nur in besonders feierlichen Urkunden, namentlich bei Ablässen, statt.

Über unsere Agneskirche liegen uns so viel Nachrichten wie über die Christophorikirche leider nicht vor, aber das Beispiel der letztern legt es doch sehr nahe, bei der erstern einen ähnlichen Vorgang wie bei ihr vorauszusetzen und also anzunehmen, daß auch sie zwei Patrone gehabt hat, den heiligen Georg und die heilige Agnes, und daß hier der männliche Heilige schon sehr früh von der heiligen Agnes verdrängt worden ist.

Dabei erhebt sich nun die Frage, ob anzunehmen ist, daß beide Kirchen von Anfang an zwei Patrone, einen männlichen und einen weiblichen, nebeneinander gehabt haben, oder ob der eine später zum andern hinzugekommen ist<sup>2)</sup>. Der Wunsch, auf diese Frage eine urkundlich begründete Antwort zu gewinnen, gab mir Veranlassung, auch die übrigen Kirchen Breslaus nach dieser Seite hin in eine Betrachtung zu ziehen.

Bezüglich der beiden Hauptpfarrkirchen der Stadt ist schon früher von anderer Seite darauf hingewiesen worden, daß sie Heiligenpaare zu Patronen gehabt haben. In einigen besonders wichtigen Urkunden aus der Mitte des 15. und dem Anfange des 16. Jahr-

1) Stadtarchiv, Hdschr. Klose 77 Bl. 404.

2) Vgl. hierüber Dittrich a. a. O. S. 214 f.

hundert<sup>3</sup> wird die Elisabethkirche als „ecclesia parrochialis beatorum Laurencii martiris et Elizabeth patronorum“ oder „ecclesia parrochialis sanctorum Laurencii et Elisabet“ bezeichnet<sup>1</sup>), desgleichen die Magdalenenkirche in einem römischen Ablassbriefe von vier Kardinälen als „ecclesia parrochialis sanctorum Andree et Marie Magdalene“<sup>2</sup>). Ebenso nennt sie Bischof Rudolf in einer ausführlichen Verordnung über eine würdige Haltung der Geistlichen beim Gottesdienst „ecclesia parrochialis beatorum Andree apostoli et Marie Magdalene“<sup>3</sup>). Im Kirchenarchive finden sich noch 7 Urkunden, in denen beide Patrone nebeneinander aufgeführt werden<sup>4</sup>). Der gelehrte Stadtschreiber Gregor Morenberg bezeichnet 1505 in einem Schreiben nach Rom beide Pfarrkirchen nach Heiligenpaaren<sup>5</sup>).

Von einer besondern Verehrung des hl. Laurentius in der Elisabethkirche und des hl. Andreas in der Magdalenenkirche stellt Schmeidler<sup>6</sup>) eine Reihe von Anzeichen zusammen. Er nimmt nun an, daß vor der Errichtung der Elisabethkirche an ihrer Stelle schon eine ältere Laurentiuskapelle gestanden habe, und daß der hl. Laurentius deshalb neben der hl. Elisabeth zum Mitpatron der neuen Kirche erwählt worden sei. Im allgemeinen ist ja nicht zu bestreiten, daß die Um- oder Neubauten alter Kirchen öfters Gelegenheit zum Wechseln des Titels oder Patronats gegeben haben, aber einmal ist keine Tatsache anzuführen, die bezüglich der Elisabethkirche Schmeidlers Annahme stützen könnte, und andrerseits würden dann auch für die übrigen Kirchen, bei denen Heiligenpaare im Titel erwähnt werden, ähnliche Annahmen notwendig werden, wodurch dem willkürlichen Vermuten Tür und Tor geöffnet werden würden.

Urkundliche Beispiele, daß auch die beiden Pfarrkirchen zu

---

<sup>1</sup>) Staatsarchiv Breslau, Matthiasstift 623 (1469); Stadtarchiv BB 31 u (1507 April 23).

<sup>2</sup>) Schmeidler, Urkundliche Beiträge z. Geschichte der Pfarrkirche zu St. Maria Magdalena S. 49.

<sup>3</sup>) Stadtarchiv Roppan 22a, 4 (1475 April 2).

<sup>4</sup>) Nr. 67—71, 127z, 127mm.

<sup>5</sup>) Vgl. G. Bauch, Geschichte des Breslauer Schulwesens vor der Reformation (Cod. dipl. Sil. Bd. 25) S. 271.

<sup>6</sup>) Die . . . Kirche zu St. Elisabeth S. 5. Urkundliche Beiträge z. Gesch. der Magdalenenkirche S. 2.

St. Elisabeth und St. Maria Magdalena einmal allein nach dem zweiten, männlichen Heiligen benannt worden seien, lassen sich nicht beibringen; doch ist das vielleicht nur zufällig. Ganz ungebräuchlich dürfte das kaum gewesen sein, sonst würde schwerlich das älteste Urkundenrepertorium der Stadt, der Liber buculatus von 1484<sup>1)</sup>, die Stiftungsurkunden über die beiden zu den Pfarrkirchen gehörigen Schulen mit den Worten „Dreye brive obir die schulen sant Andres und Laurencii“ aufgeführt haben, zumal in den Stiftungsbriefen der Schulen selbst Maria Magdalena und Elisabeth als Patrone genannt werden. Immerhin aber ist der Umstand zu betonen, daß die Erwähnung eines zweiten Heiligen im Kirchentitel, sei es allein, sei es gepaart, bei den Pfarrkirchen vor der Mitte des 15. Jahrhunderts nicht beobachtet worden ist, während bei der Agneskirche der heilige Georg schon vor der Mitte des 14. Jahrhunderts auftritt.

War die oben ausführlicher besprochene Christophorikirche ursprünglich nur die Begräbniskirche von St. Maria Magdalena, so stand in demselben Verhältnis zu St. Elisabeth die Barbarakirche. Auch diese Kirche hat in feierlichen Urkunden am Ausgange des Mittelalters ein Heiligenpaar im Titel; so heißt sie 1481 April 19 „capella beate Barbare virginis et sanctorum Felicis et Adaucti martirum extra muros Wratislavie sita“, desgleichen 1482 April 20 „capella Felicis et Aucti martyrum et beate Barbare virginis in civitate Wratislavie“, und 1506 Oktober 3 wird die „fraternitas civium in capella sanctorum Felicis et Adaucti et beate Barbare virginis civitatis Wratislavie“ erwähnt<sup>2)</sup>.

Ein alter Kirchhof zur Beerdigung Fremder und Armer, in späteren Zeiten die Ruhestätte der Hingerichteten, zu dessen Anlage Bischof Heinrich am 30. April 1318 die Erlaubnis gibt, unter der Voraussetzung der Zustimmung des Pfarrers von St. Maria Magdalena, innerhalb dessen Parochialgrenzen der Kirchhof zu liegen kam, hatte eine der heiligen Gertrud gewidmete Kapelle, nach der ihr gewöhnlicher Titel lautet. Daneben aber heißt sie im Schöffebuch von 1399 (Freitag nach Wei): „capelle uf dem Swidniczen angir, di geweit ist yn sante Clementin und yn sante Girdrudin ere“ und 1401 September 2 „capella sanctorum

<sup>1)</sup> Stadtarchiv Hdschr. D 20.

<sup>2)</sup> Stadtarchiv Urk. T 8 n, i, u.

Girdrudis virginis et Clementis martiris extra muros Wratislavie, vulgo uff dem Swidniczen angir“. Also auch hier ein Heiligenpaar. Diese wenig bekannte Gertrudenkapelle wurde bei-  
läufig am 10. April 1603 von einem starken Winde eingeworfen und dann nicht wieder aufgebaut<sup>1)</sup>.

Auf dem Wege vom Ringe nach dem Schweidnitzer Anger, in dem Raume zwischen der innern und äußern Stadtmauer, wurde 1351 das Dorotheenkloster mit gleichnamiger Kirche, jetzt häufig Minoritenkirche genannt, gegründet, und zwar geschah die feierliche Gründung in Gegenwart des gerade in Breslau weilenden Königs Karl IV. In der darüber von ihm ausgestellten Urkunde vom 24. November 1351 spricht er nur davon, daß die neue Gründung zur Ehre des heiligen Augustin gereichen solle; sie wurde nämlich Augustiner-Eremiten übergeben. Auch Papst Innozenz gibt in seiner Bestätigungsurkunde vom 24. April 1354 ihr noch keinen Namen. Kirche und Kloster wurden eben auch in jenen Zeiten nicht über Nacht gebaut, und die Namensgebung nach den erwählten Patronen erfolgte doch erst bei der Konsekration des fertigen Baues. In einer zweiten am 24. November 1360 in Nürnberg ausgestellten Bestätigungsurkunde erklärt Karl IV. das Kloster „sub nomine et titulo gloriosi martiris sancti Wenceslai patroni regni nostri Boemie“ gegründet zu haben. Aber die heilige Dorothea erlangte sehr bald das Übergewicht über den böhmischen Schutzpatron. Ich kenne keine weitere Urkunde oder andere Erwähnung, in der die Stiftung nach diesem benannt worden ist; daß er aber wirklich ihr Patron war, wird von Stenus bezeugt, der die Kirche „templum sanctis Wenceslao et Dorothee sacrum“ nennt und also auch hier das Heiligenpaar verbürgt<sup>2)</sup>. Ich benütze diese Gelegenheit, um darauf hinzuweisen, daß die Kirche sehr langsam gebaut worden sein muß. Bis in den Anfang der 60er Jahre des 14. Jahrhunderts

---

<sup>1)</sup> Korn, Breslauer Urkundenbuch S. 95; Stadtarchiv Hdschr. G 1, 8 und Urk. Koppan 21 b. Pöls Jahrbücher V 14. Wenn Pöls die Kapelle dem Kloster zur Lieben Frauen gehörig nennt, so ist das offenbar ein Mißverständnis. Nicht der Maria auf dem Sande, sondern der Maria Magdalena war sie zugehörig.

<sup>2)</sup> Vgl. Reisch, Geschichte des Klosters und der Kirche St. Dorothea in Breslau S. 11 ff. Reisch führt noch eine Urkunde Karls IV. aus dem Jahre 1354 an, in der die Heiligen Wenzeslaus, Stanislaus und Dorothea als Patrone genannt werden.

ist wiederholt in den Schöffebüchern vom Hof der Augustiner die Rede ohne Zufügung eines Namens; dann ist mir bis zum Ende des 14. Jahrhunderts überhaupt keine Erwähnung weder der Kirche noch des Klosters aufgestoßen<sup>1)</sup>; erst im Steuerbuch von 1403 tritt ein Bezirk *circa sanctam Dorotheam* auf. Seitdem ist der Titel Dorotheenkirche häufiger zu belegen.

Etwas anders als bei den bisherigen Fällen liegt die Sache bei der Kirche zu 11000 Jungfrauen, die bekanntlich im Jahre 1400 als Kapelle eines zur Aufnahme von ausfägigen Frauen bestimmten Hospitals von der Familie Steube gegründet worden ist. Am 7. Januar 1400 bestätigt und konsekriert Bischof Wenzel diese „*capellam sub honore et titulo sanctorum undecim millium virginum, beatorum Bartholomei apostoli, Gregorii pape et Margarethe virginis*“. Von diesen vier Heiligen behauptet sich nur der heilige Bartholomäus in einigen Urkunden neben den 11000 Jungfrauen, und auch nur in der ersten Periode, z. B. 1406 September 29 „*capella in honore sanctorum Bartolomei et undecim millium virginum*“; 1416 Januar 15 wird ein „*capellanus s. Bartholomei apostoli et leprosarum mulierum in Elbingo*“ erwähnt, hier steht der Heilige also allein; in der Folge haben die 11000 Jungfrauen allein die Herrschaft. Auch Papst Bonifaz IX., der der neuen Stiftung durch einen Indulgenzbrief vom 8. Juli 1400 zur Hilfe kam, nennt darin die Kapelle nur nach den 11000 Jungfrauen<sup>2)</sup>. Die ursprüngliche Konsekration dieser Kapelle nach mehr als zwei, hier vier Heiligen ist mir sonst bei Breslauer Kirchen und Kapellen nicht vorgekommen, während ich sie bei den Altarstiftungen häufig genug habe beobachten können.

Bekannt ist ferner, daß das Matthiastift am Ende der Schuhbrücke zuerst als Hospital zur heiligen Elisabeth erscheint, und daß der männliche Heilige erst allmählich den weiblichen zurückdrängt. Daß er ihn nicht gänzlich verdrängt oder ersetzt hat, beweist eine Urkunde von 1513 Januar 20<sup>3)</sup>, die für das „*hospitale sanctorum Mathie et Elisabet*“ ausgestellt ist.

---

1) Vgl. aber Reich S. 12, 25 und Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles. Bd. 10 S. 277 f.

2) Staatsarch., Urf. Vinzenzstift 1053; Stadtarch., Urf. 11 000 Jungfrauen.

3) Stadtarchiv, Urf. BB 31y.

Um nun zum Schluß noch einmal auf unsere Georgen- oder Agnetenkirche zurückzukommen, so sind über ihre Geschichte nur wenig Nachrichten vorhanden. Die Erwähnung im Schöffebuche von 1345 ist bei weitem die früheste, die bisher bekannt geworden ist. Sie lag dem Matthiastift, das früher eine Hospitalstiftung war und jetzt ein katholisches Gymnasium beherbergt, gegenüber auf der andern Seite der Schuhbrücke und bildet die Kapelle des zum Stift gehörigen Kirchhofs. Einen großen Umfang dürfte der Kirchhof wohl nie gehabt haben, da er nur für die Brüder und die Kranken des Stifts bestimmt war. In Mich. Jos. Fibigers „Series et acta magistrorum Wratislaviensium sacri militaris ordinis crucigerorum cum rubea stella hospitalis sancti Mathiae“<sup>1)</sup> wird der Kirche und des Kirchhofs öfter gedacht. Die Erwähnungen lassen erkennen, daß der Raum um den Kirchhof herum frühzeitig mit Häusern bebaut worden ist, deren Besitzern Gunstfenster auf denselben oder ein Weg darüber oder auch Stückchen Terrain verstatet wurden. Die Kirche<sup>2)</sup> war, wie der bis zum Frühjahr 1897 erhaltene Teil noch erkennen ließ, ein für seine geringe Ausdehnung ziemlich hoher gotischer Bau; sie hatte auch einen Turm, der 1570 repariert und 1676 abgetragen und neu errichtet wurde; 1686 erhielt sie ein Positiv für 46 Rtlr. 1688 wurde sie den Jesuiten, die hier in Breslau zuerst im Matthiastift Unterkunft gefunden hatten, und denen bereits 1641 der Archidiaconus Petrus Gebauer neben der Kirche ein Erziehungshaus, ein „Seminarium“ erbaut hatte, in das 1642 die ersten Zöglinge eingeführt wurden, zum Gottesdienst eingeräumt. Wenn Fibiger zum Jahre 1658 die Restauration des Amtshauses „domus officialium penes convictum ad sanctam Agnetem“ erwähnt, so dürfte wohl mit diesem Konvikt das Seminar der Jesuiten gemeint sein<sup>3)</sup>.

Als mit dem 1. Januar 1707 in der innern Stadt, in der seit der Reformation das katholische Kirchenwesen aufgehört hatte, wieder vier katholische Seelsorgebezirke oder Kuratien eingerichtet wurden,

---

<sup>1)</sup> Scriptores rerum Silesiacarum Bd. 2.

<sup>2)</sup> Eine Beschreibung der Kirche gibt Dittrich S. 217; Abbildungen derselben ebd. vor S. 201.

<sup>3)</sup> Vgl. Jungnitz, Archidiaconus Petrus Gebauer S. 131 f.; Dittrich S. 218,



erhielt auch das Matthiasstift einen dieser Bezirke. Wohin nun die in diesem Matthiasbezirk verstorbenen Katholiken begraben wurden, ob auch auf dem Agneskirchhof oder auf einen neuen Kirchhof um die zum Stift gehörige Kirche herum, habe ich nicht feststellen können<sup>1)</sup>. Im Anfang des 19. Jahrhunderts war das Stift in großer Not mit seinen Leichen. Am 30. Januar 1810 richtete der letzte Prälat desselben, Gottfried Scholz, ein Gesuch an die Stadtverordneten, „die Brandstätte Nr. 722 in der Odervorstadt, gerade über dem Birnbaum“<sup>2)</sup>, als Kirchhof einrichten zu dürfen, da die Gemeinde von St. Matthias schon drei Jahre eines solchen entbehre und mit ihren Leichen sich überall herumborgen“ müsse. Da das Gesuch abge schlagen wurde, erwarb die Gemeinde 1816 das Grundstück auf ihre Kosten und richtete es zum Kirchhof ein.

Das Stift war inzwischen durch das Säkularisationsedikt von 1810 aufgelöst worden, und mit den übrigen Besitztümern war auch der alte Agneskirchhof mit seiner Kirche an den Staat gefallen, der ihn 1814 an einen Privatmann verkaufte. Der neue Besitzer errichtete in der Straßensucht der Schuhbrücke das Haus Nr. 47 und verwertete das nun in seinem Hofe stehende Kirchengebäude zu profanen Zwecken. So ihrer Bestimmung entzogen und den Augen der Bewohner entrückt, kam die kleine Kirche ganz in Vergessenheit, obwohl sie ihre Existenz, freilich in einem recht desolaten Zustande, bis zum Jahre 1897 fristete. Ich lernte sie auch erst kurz vor ihrem völligen Untergange kennen, als ich auf der Suche nach dem Georgenkirchhof war. Am 28. März 1897 berichtete die Breslauer Morgenzeitung, daß der Besitzer des Hauses Schuhbrücke 47 sie gänzlich abbrechen ließe, und hielt ihr bei der Gelegenheit eine kurze Grabrede<sup>3)</sup>.

---

220. Die Jesuiten hatten schon bald nach ihrer ersten Einführung im Matthiasstift, 1638, in der Agneskirche gepredigt.

<sup>1)</sup> Nach Jungnitz, Die Feststellung der katholischen Pfarrensprengel Breslaus (Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles. Bd. 30) S. 51, wurden beide Begräbnisplätze benutzt. Nach Dittrich S. 217 wurde der Kirchhof an der Agneskirche „1776 auf königlichen Befehl geschlossen“.

<sup>2)</sup> Jetzt Kohlenstraße 15—18, nach 1870 als Kirchhof geschlossen, seit 1912 bebaut.

<sup>3)</sup> Ausführlicher wurde ihre Geschichte in der Schles. Zeitung vom 31. März 1897 durch A. Freiherrn von Rentz besprochen.

---

## 12.

### **Zur Geschichte des Adlerkonvents \*).**

Die Konvente, deren es hier in Breslau bis zum Ausgang des Mittelalters eine ganze Anzahl gab, die sich aber infolge der Reformation größtenteils auflösten, waren Wohltätigkeitsanstalten mit dem Zwecke der Versorgung älterer Jungfrauen, aber auch Witwen. Jeder Konvent hatte sein eigenes, meist kleines Haus und vereinigte eine, je nach seinem Vermögen mehr oder weniger große Anzahl von Insassinnen, die dort freie Wohnung mit Beheizung und Beleuchtung hatten, während sie für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen hatten. Sie verdienten in der Regel denselben durch Krankenpflege, zu der sie, allerdings gegen Entgelt, meist stiftungsgemäß verpflichtet waren. Sie lebten größtenteils nach einer klösterlichen Regel, meist der der Franziskaner-Tertiarierrinnen. Man nannte die Konvente auch Seelhäuser, weil das Hauptmotiv für die Stiftungen der Wunsch der Stifter war, durch solche frommen Werke für das Heil ihrer Seelen im jenseitigen Leben zu sorgen.

Diese Konvente waren alle von einzelnen wohlthätigen Bürgern gestiftet und ausgestattet. Jeder Konvent trat, gleich den zahlreichen ähnlichen Stiftungen zu kirchlichen Zwecken, durch eine einzige Rechtshandlung seines Stifters, die diesen für die Folge nicht weiter verpflichtete, ins Leben, wurde sofort selbständig, verwaltete und unterhielt sich selbst und hatte das Recht, Zinsen und Grundstücke zu erwerben. Seine rechtliche Vertretung hatte der Patron. Dem Stifter kam eo ipso das Patronatsrecht zu; er konnte es nach Be-

---

\*) Breslauer Gemeindeblatt 1903 S. 526—528.

lieben einem anderen übertragen und verordnete häufig, wie bei modernen Familienstiftungen, daß es sich in seiner Nachkommenschaft vererben sollte. Äußerungen eines Aufsichtsrechtes der Stadtbehörde sind nicht nachzuweisen; doch soll dieses Recht deshalb nicht bestritten werden.

Der Adlerkonvent ist eine derartige, zur lebenslänglichen Versorgung von je zehn Jungfrauen bestimmte Stiftung des im Jahre 1398 verstorbenen reichen Breslauer Bürgers Matthias Adler. Aus dem in seinem Testament ausgesetzten Legate erkauften die von ihm aus seiner Verwandtschaft ernannten Testamentsvollstrecker ein Haus auf der Albrechtstraße, das später die Hypothekennummer 1374 erhielt und jetzt Albrechtstraße 29 heißt, richteten den Konvent ein und führten das Patronat darüber. Bei der Anwesenheit des römischen und böhmischen Königs Sigismund in Breslau erlangten sie von ihm unterm 8. April 1420 ein Privileg, das den Konvent von allen Steuern mit Ausnahme des Erbgeschosses befreite. Aus der Folgezeit sind noch eine Reihe von Urkunden über Erwerbung von Einnahmen, meist wiederkäuflichen Zinsen auf anderen Grundstücken vorhanden<sup>1)</sup>. Da der Konvent offenbar mit reichlicheren Mitteln ausgestattet war, überlebte er die Veränderungen der Reformationszeit, auch vererbte sich das Patronat in der Verwandtschaft des Stifters, die sich aus den wohlhabendsten Familien der Stadt zusammensetzte, weiter fort, bis endlich am 18. März 1579 Abraham Appel, dessen Mutter eine Enkelin des Matthias Adler gewesen war, neben anderen von seinen Eltern ererbten Patronatsrechten auch das des Adlerkonvents dem Räte der Stadt auftrug<sup>2)</sup>. Das änderte an dem Fortbestande der Stiftung nichts; nur wurde fortan das Patronatsrecht durch eine vom Rat ernannte Person ausgeübt. Im Jahre 1684 nennt sich in einer für den Konvent ausgestellten Urkunde der Arzt Dr. Gottfried Thielich Administrator des Adlerkonvents. So bestand die Stiftung noch weitere zwei Jahrhunderte fort, bis endlich im Jahre 1772 das Haus, das wahrscheinlich bei dem gerade diesen Teil der Albrechtstraße stark verwüstenden Bombardement von 1760<sup>3)</sup> sehr mitgenommen worden war, baufällig

---

<sup>1)</sup> Stadtarchiv, Urk. V 87 a—f.

<sup>2)</sup> Ebd. Hdschr. E 1, 2 Bl. 88 d.

<sup>3)</sup> Siehe oben S. 128.

geworden zu sein scheint oder sonst vom Konvent nicht länger zu halten war. Wenigstens beantragte in diesem Jahre der Rat bei der Kriegs- und Domänenkammer die Vollmacht zum Verkauf des Hauses und erhielt auch ein Allerhöchstes Decretum de alienando. Auf Grund dessen fand eine öffentliche Versteigerung statt, in deren letztem Termine, am 30. November 1772, der Tuchmacher alter Stadt Joh. Sam. Schlenz das Höchstgebot von 1300 Rtlr. machte. Nachdem dann „sämtliche Interessenten des Konventshauses“ unter dem 24. April 1773 schriftlich ihre Zustimmung zum Verkauf erteilt hatten, wurde das Grundstück von allem bisherigen nexu et jure reali befreit, dem Schlenz unter dem 20. Juli 1773 vom Rat adjudiziert und unter dem 22. November 1773 von dem Kurator Dr. jur. Hans Georg Ranpach gerichtlich aufgelassen. Die Kaufsumme hatte der Käufer zuvor bar in das Depositorium des Stadtgerichts eingezahlt<sup>1)</sup>.

Die weitere Regelung der Angelegenheit des Adlerkonvents erfolgte in Verbindung mit der des Steinkellerkonvents, dessen Stiftshaus sub Nr. 1366, jetzt Katharinenstraße 5, gelegen war. Über diesen Konvent ist nur die eine Nachricht beizubringen, daß er schon 1377 bestand. In dem ersten Grundstücksverzeichnis aus der preussischen Zeit 1743 wird diese Nr. 1366 als Steinkeller-Thielisches Stiftshaus bezeichnet, in einer Steuerliste von 1726 als Thielisches Stift.

Die Administration dieses Stiftshauses hatte im Jahre 1700, als dasselbe bei dem Bombardement Breslaus durch Laudon in Brand geschossen wurde, der Prorektor des Magdalenengymnasiums C. E. Lentner. Dieser erklärte sich außerstande, dem Befehle der Regierung zum alsbaldigen Wiederaufbau des Hauses nachzukommen. Vom Magistrat darauf aufgefordert, sich über sein Recht daran zu äußern, vermochte er nichts weiter beizubringen, als einen unbeglaubigten Stammbaum, der seine Verwandtschaft mit dem schon 1551 im Mannesstamm erloschenen Geschlechte der Steinkeller erwies. Auch der von ihm als Mitadministrator und Verwahrer der Akten bezeichnete Advokat und Kanzler G. E. Neugebauer wußte nicht viel mehr zu sagen.

---

<sup>1)</sup> Magistratsakten 12. 124 Bd. 3.

Was sich aus den später von Neugebauer ausgelieferten, jetzt leider nicht mehr vorhandenen Akten ergab, reichte zu einer klaren Darlegung der Rechtsverhältnisse der Stiftung nicht aus. Einige Ergänzungen lassen sich indes noch aus den Materialien des Stadtarchivs gewinnen. Daraus ergibt sich, daß die Familie Steinkeller, eine der vornehmsten alter Zeit, im 14. Jahrhundert verschiedene Wohltätigkeitsstiftungen, wie Altarbenefizien, Krankenbetten in Hospitälern, das schon erwähnte Konventshaus usw. errichtet hat. Ein Altarbenefizium in der Magdalenenkirche hatte 1349 Rüdiger Steinkeller, Mitglied des Rats, gestiftet. Über diese Stiftung und ihre Verwaltung durch die Familie sind noch jetzt Urkunden vorhanden<sup>1)</sup>. Der letzte männliche Steinkeller, Andreas, war Geistlicher und wurde 1523 von seinen Verwandten zu dem Altarlehen präsentiert. Er erlangte in der Folge noch andere solche Benefizien, die teilweise ebenfalls von seiner Familie herrührten. Er hatte eine mit Hieronymus Kirsten verheiratete Schwester. An deren Ehemann und Deszendenz ging das Patronat und, wenn Bewerber da waren, der Nießbrauch der Stiftungen über. So erhält 1551 Erasmus Kirsten, ein junger, in Wittenberg studierender Verwandter des Hieronymus Kirsten, auf Präsentation des Vormundes von dessen Kindern, zwei Altarbenefizien der Magdalenenkirche und wird nach Empfang der Tonsur von der geistlichen Behörde damit investiert.

Dieser Erasmus Kirsten wird später Jurist und Syndikus in Stralsund. Da inzwischen die Reformation in den Ansichten über die alten kirchlichen Stiftungen viel geändert hatte, verwandelte er, Haupt der Familie geworden, 1591 verschiedene Steinkellersche Stiftungen in eine Familienstiftung, indem er aus eigenem Vermögen 200 Rtlr. hinzuschob. Ein darüber mit den Geschlechtsverwandten abgeschlossener Rezeß vom selben Jahre 1591 ist verloren gegangen. Es ist weder nachzuweisen, welcher Art die zu einer Familienstiftung vereinigten älteren Stiftungen gewesen sind, ob die Zustimmung der geistlichen Behörde eingeholt worden ist, und namentlich nicht, welcher Zusammenhang zwischen den alten Altarstiftungen und dem Konvent vorhanden gewesen ist, bzw. jetzt neu gebildet worden ist. Von einer Vorlegung des Rezeßes und

---

<sup>1)</sup> Stadtarchiv, Urk. H 59 a—k.

Bestätigung durch den Rat verlautet auch nichts. Tatsächlich erscheint das Kouventshaus fortan als eine Familienstiftung.

Erasmus Kirsten hatte keine Kinder, aber zwei Schwestern. Die ältere, Ursula, war mit Valentin Goldschmidt verheiratet, der mit jenem Abraham Appel, welcher 1579 das Patronat über den Adlerkouvent dem Rat aufreichte, verwandt war — wie, ist nicht nachzuweisen; die andere, Dorothea, hatte zum Gatten Hieronymus Orth. Die Nachkommenschaft des Valentin Goldschmidt scheint mit dessen Sohn Johannes erloschen zu sein, während Hieronymus Orth, von dem es in den Akten einmal heißt, er habe den Adler- und Steinkellerkonvent vereinigt, eine Tochter hinterließ, die Melchior Thielisch heiratete. So kommt die Familie Thielisch in den Besitz bzw. die Verwaltung der Steinkellerschen Stiftung, die dann nach ihnen den Namen Steinkeller-Thielischsche, oder auch nur Thielischsche aber im Laufe der Zeit, als man den Namen nicht mehr verstand, gar Thieleische erhielt.

Diese Familie Thielisch muß durch ihre Verschwägerung mit der Familie Appel, Erbin der alten Familie Adler, auch die Administration des Adlerkouvents erlangt haben, und zwar, wie im Hinblick auf die 1579 erfolgte Übertragung des Patronats über diesen Konvent an den Rat, mit Einwilligung bzw. im Auftrage des Rats. Letzterer scheint allerdings nachher in Vergessenheit gekommen zu sein. Im Jahre 1677 machte ein in Görlitz ansässiger Rittmeister Karl Sigmund von Kirsten gegen den Stadtphysikus Dr. Gottfried Thielisch auf Grund seiner Verwandtschaft eine Klage auf Abtretung der Administration des Adlerkouvents an ihn anhängig, mit der Begründung, daß der Adlerkonvent nur ein Teil der Steinkellerstiftung sei. Den ihm auferlegten Beweis für diese Begründung zu führen, vermochte er indes nicht, während Thielisch ausführte, daß der Administrator von den Stiftsverwandten gewählt werden müsse und der Gegner als nicht in Breslau wohnhaft nicht in Betracht kommen könne.

Auf eine deutliche Klarlegung des Verhältnisses der beiden Stiftungen gehen die über den Streit vorhandenen, in den *Libri sententiarum* eingetragenen Schriftstücke nicht ein<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Stadtarchiv, Hdschr. J 145 Bd. 1 S. 202; Bd. 2 S. 10.

Mit der Zeit verdunkelte sich das Patronatsrecht des Rats über den Adlerkonvent völlig, und die Thielisch und ihr Rechtsnachfolger verwalten nicht nur, sondern vererben auch die beiden Stiftungen ganz selbständig. In ihren Besitz und Genuß gelangten schließlich der Advokat und Kanzler G. C. Neugebauer durch seine Ehefrau, der Prorektor bei St. Maria-Magdalena C. C. Lentner durch seine Mutter. Ersterer macht in einer Beschwerde über den Magistrat bei der Oberamtsregierung ausdrücklich geltend, daß dem Lentner und ihm die Administration beider Konventhäuser von dem früheren Rats Herrn von Herford 1737 aufgetragen worden sei; aber es fand sich nichts Schriftliches darüber vor.

Als die Inhaber nach dem Bombardement von 1760 gezwungen wurden, das abgebrannte Haus der Steinkellerstiftung wieder aufzubauen, konnten sie das nur mit fremdem Gelde tun, und das neue Haus wurde so mit Schulden belastet, daß, zumal da sowohl Lentner wie Neugebauer wegstarben, nichts übrig blieb, als ein Liquidationsverfahren einzuleiten. So wurde nach erlangtem Decretum ad alienandum und erfolgter Aufbietung im Wege freiwilliger Subhastation das Steinkellerhaus am 20. Juli 1773 dem Hauptgläubiger Advokat Jakob Hoenisch für 2650 Rtlr. adjudiziert. Die Geschlechtsverwandten, d. h. die beiden Witwen Lentner und Neugebauer, hatten dazu ihre Einwilligung unter demselben Datum des 24. April l. J. abgegeben, unter dem sie auch in die Subhastation des Adlerkonvents, wie oben dargestellt worden ist, gewilligt hatten. Der Magistrat betonte zwar wiederholt, da man inzwischen die Urkunde der Abtretung des Patronats über den Adlerkonvent an ihn von 1579 aufgefunden hatte, daß die beiden Konvente keineswegs zusammengehörten, sondern daß der Adlerkonvent als eine separate Stiftung anzusehen sei, ließ aber, da auch dessen Haus den Einsturz drohte, die Sache gehen und auch das zweite Grundstück unter dem gleichen Datum vom 20. Juli 1773 für 1300 Rtlr. verkaufen.

Die auf dem inzwischen neu gebauten Steinkellerschen Stifthouse lastenden Schulden erwiesen sich als so hoch, daß der Magistrat z. T. aus Rücksicht auf die bei dem erzwungenen Bau beteiligten Handwerker, auch darin einwilligte, zur Befriedigung ihrer Forderungen die Kaufsummen beider Grundstücke zusammenzuwerfen. Nach Befriedigung aller Gläubiger einerseits und Eintreibung aller



außenstehenden Forderungen andererseits blieben am Ende 423 Rtlr. 13 Sgr. 1 Pf. übrig. Magistrat beschloß darauf unter dem 30. März 1778, mit Rücksicht darauf, daß die Familien-Interessenten weder über die Fundation selbst, noch über ihre Berechtigung zu deren Verwaltung sich hinreichend ausgewiesen hätten, zumal auch, da die übrig bleibende Masse nicht sowohl von dem Steinkellerischen Stifftshause als vielmehr von den Verkaufsgeldern des Adlerkonvents herrühre, über den der Magistrat das Patronatsrecht 1579 erlangt habe, die Restsumme nicht den Familieninteressenten zu überlassen. Er zahlte an die beiden Witwen Lentner und Neugebauer nur 23 Rtlr. 13 Sgr. 1 Pf. aus und errichtete aus dem Rest von 400 Rtlr. eine neu sehr breit benannte Adler-Steinkeller-Thielijsche Stiftung zur Unterstützung nothleidender Personen aus den beiden Familien Lentner und Neugebauer. Das Geld wurde der Kammereikasse zur Verwaltung und Verzinsung mit 5% aufgereicht, die Aufsicht darüber dem Rat Süßmilch übertragen. Die Zinsen sollten die beiden Witwen Lentner und Neugebauer auf ihre Lebenszeit zu gleichen Theilen erhalten, ultimo März jedes Jahres. Für später behielt sich der Magistrat die freie Verfügung vor<sup>1)</sup>. Tatsächlich verlieh er den Zinsgenuß weiter an die Nachkommenschaft der beiden Witwen. Als die Lentnerische Familie 1840 ausstarb, hatte sich die Neugebauerische Nachkommenschaft in die zwei Linien Maennling und Koska gespalten, die nun auf Grund eines Beschlusses vom 15. Februar 1841 die Zinsen von den gesamten 400 Rtlr. erhielten.

---

<sup>1)</sup> Magistratsakten 12. 124 Bd. 3.

### 13.

#### Das städtische Armenhaus in Breslau \*).

Wenn man die Schuhbrücke bis zu ihrem südlichen Ende hinaufgeht und einen Blick auf die Westfront des Armenhauses wirft, so bleibt derselbe wohl an einer in die Mauer über dem Mittelfenster des ersten Stockes eingelassenen einfachen Marmortafel haften. Die in goldenen, lateinischen Majuskeln eingegrabene Inschrift regt gerade im gegenwärtigen Jahre unwillkürlich eine Frage an, denn sie lautet:

Dem hiesigen Kauf- und Handelsmann, Herrn Esaias Sauer,  
Stifter dieses Armenhauses, errichtete dieses Denkmal der  
Dankbarkeit die Armen-Verpflegungs-Kommission  
1787.

Es ist also schon ein Jahrhundert her, daß die Tafel das Andenken an einen edlen Menschenfreund der Nachwelt verkündet. Dadurch, daß er in seinem Testamente vom 18. Juni 1776 ein Kapital von 10000 Thlr. zum Bau eines Armen- oder Arbeitshauses vermachte, ist er der Stifter des jetzt bereits wieder zur Verlegung aus jenen Räumen, die seinen Namen tragen, bestimmten Armenhauses geworden. Die Errichtung desselben hat für die Entwicklung des Armenwesens in unserer Stadt eine hohe Bedeutung.

Schon im Jahre 1668 war auf vielfältiges Begehren der Kaufmannschaft und der andern Bürgerschaft der Bau eines Zucht- und Gewerkhuses, „um Kinder und Gesinde, deren Aufführung strafbar und ungezähmt sei, zu ihrer Correction sicher aufzuhalten“, vom Räte beschlossen worden. An dem „langen Gange“ der Ohlau,

---

\*) Schlesische Zeitung 1887 August 17.

zwischen dem Gutmacherstege und der Hirschbrücke — so hießen früher die Übergänge der Ohlau am südlichen Ende der Altbüßerstraße und der Schuhbrücke — ward am 28. August 1668 der Grund dazu gelegt. Teils milde Gaben, teils aufgenommene Kapitalien, teils der Ertrag eines zu dem Zwecke ausgeschriebenen „Glückstopfes“, d. i. einer Lotterie in der damals üblichen Form, lieferten die Mittel zum Bau. Namentlich die Kaufmannschaft drängte eifrig dazu; sie machte, als der Bau nicht recht vorwärts wollte, dem Magistrat Vorwürfe, die uns bei den jetzigen zahmeren Sitten recht grob erscheinen<sup>1)</sup>. Die Kaufmannschaft beschäftigte auch ausschließlich die Korrigenden mit Stoßen, Reiben, Mahlen, Raspeln von Kolonialwaren. Vom 16. März 1680 datiert die älteste Ordnung des Werk-, Zucht- und Raspelhauses.

Als 1741 die preußische Regierung kam, mischte sie sich bald in alle inneren Dinge der Stadtverwaltung kraft ihres staatlichen Oberaufsichtsrechtes, welches die österreichischen Herrscher in gleicher Weise in Anspruch zu nehmen, sich niemals hatten beikommen lassen. Die nächste Folge war die Einrichtung einer Spinnstube im Arbeitshaufe, da diese Tätigkeit der Regierung für das Gemeinwohl doch nützlicher erschien als die bisherige Art der Beschäftigung. Wiederholt schickte die Regierung dann auch Vagabunden und Taugenichtse ins Arbeitshaus und drängte die Stadt zur Erweiterung desselben, damit alle Bettler und Arbeitsscheue darin untergebracht würden. Sie war öfters ungnädig, wenn die Stadtbehörden geltend machten, daß die Anstalt nur für Stadtkinder da sei, und sah das als einen höchst beschränkten Standpunkt an. Als nach dem siebenjährigen Kriege die Bettelei in Breslau arg zunahm und eine „unendliche“ Belästigung der Wohlhabenden wurde, erschien die Errichtung eines größeren Arbeitshauses als ein dringendes Bedürfnis. Im Jahre 1771 regte die Stadt den Gedanken bei der Regierung an, diese aber suchte der Stadt die Pflicht dazu aufzunötigen und brachte die Erweiterung der bestehenden Anstalt, die ausgedehnte Hofräume besaß, in Vorschlag. Man kam aber nicht eher vorwärts, als bis 1775 die Regierung „mit ernstlicher Verhebung der in dieser Sache

---

<sup>1)</sup> Stadtarchiv, Hdschr. H 48, 1 Bl. 67b, 80b. Jose Alten, Zuchthaus 1670 Mai 28.

bisher bezeugten Schläfrigkeit“ energisch die Errichtung eines Armenhauses verlangte. Jetzt wurden eifrige Beratungen gepflogen und durch ein Avertissement des Rats vom 28. Februar 1775 das Projekt eines öffentlichen Fabriken-, Armen- und Arbeitshauses dem Publikum vorgelegt, „womit diejenigen Armen, so noch etwas zu verdienen imstande, oder denen es bloß an Gelegenheit mangelt, ihr Brot durch ihre eigene Händearbeit, wo nicht ganz, doch wenigstens zum Teil zu erwerben, nutzbar beschäftigt werden können“<sup>1)</sup>. Es lag in der damaligen Gliederung der städtischen Gesellschaft, daß der Rat, um die Mittel zum Bau und zum Unterhalt des Hauses zusammenzubringen, zunächst mit der Kaufmannschaft verhandelte, dann weiter mit den Innungsvorständen. Aber obwohl es an opferwilliger Gesinnung namentlich bei der Kaufmannschaft nicht fehlte — besonders ging Korn der Ältere<sup>2)</sup> mit gutem Beispiel voran — so kam man doch bei den traurigen Zeiten, die das Land heimsuchten, nicht vorwärts. Der König lehnte eine Beihilfe ab, weil er die bereiten Mittel zur Unterstützung der durch eine schlechte Ernte mit Not bedrohten Landbevölkerung zusammenhalten müsse.

Darüber wurde die Bettelei nur ärger. Ein Übelstand des damaligen Breslauer Armenwesens lag in dem Mangel an Einheit, namentlich in der konfessionellen Scheidung zwischen Protestanten und Katholiken. Als der Rat in der Reformationszeit durch die Errichtung des „Gemeinen Almosens“ das Armenwesen in den Kreis der städtischen Verwaltung hineinzog, was im Mittelalter nicht der Fall gewesen, war die sämtliche, unter der Jurisdiktion des Rats stehende Bürgerschaft evangelisch, nur die unter geistlichen Jurisdiktionen stehenden Vorstädte blieben katholisch. Die Hauptleistung des Gemeinen Almosens war die Errichtung und Unterhaltung des Allerheiligen-Hospitals. Es wandte sich also mehr der Krankenpflege als der Armenpflege zu. Erst sehr viel später, im Anfange des 18. Jahrhunderts, einigte man sich über Maßregeln, die 1700 zur Errichtung des „Armen-Verpflegungsamts“ führten,

---

<sup>1)</sup> Stadtarchiv, Akten 3. 1. 3. Vgl. auch Breslauer Statistik Bd. 12 Heft 2 (Die öffentliche Armen- und Wohltätigkeitspflege der Stadt Breslau) S. 131.

<sup>2)</sup> Johann Friedrich Korn 1736—1802.

daß vom Gemeinen Almoſen gänzlich unabhängig blieb, und an das allmählich die geſamte Armenpflege überging, ſo daß man 1783 das Gemeine Almoſen ganz auflöſte und in eine Direktion des Allerheiligen-Hospitals verwandelte<sup>1)</sup>. Aber auch das Armen-Verpflegungsamt, an das die Kaufmannſchaft, die Zünfte, auch der gelehrte Stand ihre regelmäßigen Beiträge zahlten, blieb noch auf die evangeliſche Bürgerſchaft beſchränkt. Es waren indes ſeit dem Dreißigjährigen Kriege nicht nur zahlreiche Katholiken Bürger geworden, ſondern es drangen auch die in den Vorſtädten unter den katholiſchen Jurisdiktionen der geiſtlichen Stifter hauſenden Bettler in die Stadt ein und erhöhten die Zahl der Bettler ins Unerträgliche.

Man erkannte, daß das Mißlingen der biſherigen Beſtrebungen zur Bekämpfung des Bettelns zum guten Teil auf der konfeſſionellen Zerteilung der Bevölkerung beruhe, und unter dem Einfluß der preußiſchen Verwaltung, die die lokalen Jurisdiktionsrechte doch ſchon bedeutend herabgedrückt und anderſeits die Religionsparteien einander näher gebracht hatte, erfaßte man jetzt den Gedanken, die Armenpflege ohne Rückſicht auf die Konfeſſion und die Jurisdiktionsgrenzen zwiſchen Stadt und Vorſtädten zu vereinigen. Zwar ſchloſſen ſich, trotz der erſt gegebenen Zuſage, einige geiſtliche Vorſtädte zunächſt noch aus, doch hatte man den entſcheidenden Schritt zur einheitlichen Armenpflege endlich getan<sup>2)</sup>. Den Vorſtand der neuen, allgemeinen Armenkommiſſion bildeten zwei Stadträte, zwei Kommerzienräte und die Älteſten der Kaufmannſchaft und ſämtlicher Innungen, ſodaß abwechſelnd in jedem Monat außer den Stadträten und den beiden Kommerzienräten immer zwei Kaufleute und zwei Zunftälteſte den Armenſeſſionen beiwohnten, die jeden Freitag im Armenhauſe abgehalten wurden, während allmonatlich eine große Kommiſſion ſtattſand<sup>3)</sup>. In dieſem Zuſammenhang wurde das alte Arbeitshauſ, aus dem man alle eigentlichen Verbrecher jetzt ausſchied, in ein Arbeits- und Armenhauſ verwandelt, und das zu ermöglichen, hat weſentlich das Legat des Eſaias Sauer beige-  
tragen.

---

<sup>1)</sup> Stadtarchiv, Akten 3. 1. 2. Breſlauer Statiſtik a. a. O. S. 8 ff.

<sup>2)</sup> Ebd. S. 37 f. Mitteilungen a. d. Stadtarch. u. d. Stadtbibl. Heft 11 S. 45.

<sup>3)</sup> Stadtarchiv, Akten 3. 1. 4 und 5.

Esaias Sauer gehörte zu den Reichkrämern, welche hinter den eigentlichen Kaufleuten im engern Sinne die zweite Klasse des Breslauer Handelsstandes bildeten und hauptsächlich im Eisenram mit Eisenwaren handelten. Er hatte 1745 die älteste Tochter des bereits verstorbenen Pastors Joh. Sigismund Buchwald bei 11000 Jungfrauen geheiratet, die dann vor ihm starb, ohne ihm Kinder zu hinterlassen. Er selbst brachte, fast immer kränkelnd, „seine Lebensstage bei unermüdeter Abwartung seiner Handelsgeschäfte in einer fast unbemerkten Stille zu“<sup>1)</sup>. Obwohl er nichts weniger als gesellig zu sein schien, hatte er doch für seine Mitmenschen ein offenes Herz; denn er verwendete sein ganzes beträchtliches Vermögen zu Legaten an Einzelpersonen und an Stiftungen, als er am 18. Juni 1776 sein Testament machte. „Und da man zeithero sich Hoffnung gemacht, daß Se. Kgl. Majestät unser allergnädigster Landesvater in der Stadt Breslau ein besonderes Armen- oder Arbeitshaus erbauen werde, damit die auf den Straßen der Stadt häufig herumlaufende bettelnde Kinder und Armen daselbst aufgenommen und versorget werden könnten, solches aber noch nicht geschehen ist: so legire ich zu einer dergleichen Fundation 10 000 Tlr. in gegenwärtigem schwerem Preuß. Courant“. Wenn das Armenhaus noch aus königlichen Mitteln gebaut würde, so bestimmte er das Kapital zur Erweiterung der beiden evangelischen Kinderhospitäler. Als bald darauf das Gerücht ging, daß der König zwar ein großes Armenhaus, jedoch in Kreuzburg, anlegen wolle, verfügte er in einem Kodizill vom 31. Oktober 1776, deshalb solle sein Vermächtnis für Breslau gültig bleiben. „Da nun dieses Haus für Arme zu errichten ist, so gehet mein Wille dahin, daß vorzüglich verarmte Bürgerleute männlichen und weiblichen Geschlechts, welche zu arbeiten nicht mehr fähig sind, hineingenommen werden sollen.“ Als einzige Gegenbedingung stellte er die, in der Elisabethkirche in das gemauerte Grab seiner seligen Schwester, Frau Rasteiskin, begraben zu werden. Er starb am 14. Februar 1777.

So war jetzt die Möglichkeit gegeben, ein größeres Armenhaus zur Aufnahme von Bedürftigen ohne Unterschied der Konfession,

---

<sup>1)</sup> Gerhard, Rede, welche bey . . . Einweyhung des neuen Armen- und Arbeits-Hauses . . . den 31. Julius 1788 gehalten worden, S. 21.

aber mit Beschränkung auf die Kreise der städtischen Bürgerschaft, zu errichten, wenn auch bis zum Beginn des Baues noch ein Jahrzehnt hinging<sup>1)</sup>. Von den jetzigen Baulichkeiten des Armenhauses ist das östliche Gebäude, rechts von der Kirche, das alte Werk- und Zuchtthaus, ein Flügel auf dem Hofe läßt sich als späterer Anbau erkennen. Das Kirchengebäude wurde jetzt erst zu dem Umfange erweitert, in dem es noch steht, der ja bekanntlich hingereicht hat, um 20 Jahre lang die Salvator-Gemeinde aufzunehmen, als diese nach dem Brande von 1854 einer eigenen Kirche entbehrte. Am 31. Juli 1788 hielt der Kircheninspektor Gerhard die feierliche Einweihungsrede „im erweiterten Betsaal“, die noch gedruckt vorliegt. Westlich vom Kirchengebäude bis nach der Schuhbrücke hin wurde auf dem bis dahin freien Holzhofe das neue Armenhaus errichtet, das im August 1788 eingeweiht wurde. Seine Westfront ziert eben die eingangs erwähnte Tafel.

Nach den von der Armenkommission, hauptsächlich durch die Bemühungen des Stadtrates Süßmilch, des späteren Oberbürgermeisters, festgestellten Grundsätzen<sup>2)</sup> fanden vier Klassen von Armen in dem neuen Hause Aufnahme: 1. völlig Hilfslose, ohne ihr Verschulden Verarmte, welche zur Arbeit mehr oder weniger unfähig waren; — sie erhielten vollständige Verpflegung und, um sie zu möglichster Beschäftigung anzureizen, den vierten Teil dessen, was sie erwarben; 2. arbeitsfähige Bettler und dienstlose Müßiggänger welche solange dariu verbleiben und arbeitsfähig gemacht werden sollten, bis sie ein sicheres Unterkommen nachweisen könnten. Sie bekamen ebenfalls Unterhalt und gleich fremden Arbeitern dasjenige, was sie über das feststehende „Tagewerk“ verdienten; 3. solche Personen, welche leichter Vergehungen wegen von der Obrigkeit auf bestimmte Zeit zur Strafe hineingegeben wurden; sie blieben von den übrigen abgesondert; endlich 4. freiwillige Arbeiter, denen in ihren Wohnungen der Platz zur Arbeit mangelte, und die sich gegen Bezahlung zur Arbeit einfanden, sich selbst beköstigten und abends in ihre Wohnungen zurückkehrten. Diese vierte Klasse, auf die man

---

<sup>1)</sup> Der Bau wurde erst 1785 begonnen, nachdem die verfügbaren Mittel durch „sechs weitere, allerdings nur unbedeutende Zuwendungen“ und durch Aufsammlung der Zinsen auf 14618 Tlr. angewachsen waren. Bresl. Statistik S. 132.

<sup>2)</sup> Ebd. S. 134 f.



anfangs besonderen Wert gelegt hatte, um der Beschuldigung vieler Müßiggänger, daß sie keine Arbeit hätten, die Spitze abzuberechen, hat man doch bald fallen lassen. In der Folge hat sich überhaupt eine völlige Trennung zwischen Arbeits- und Armenhaus als nötig herausgestellt; doch wurde erst im Jahre 1839 ein eigenes Arbeitshaus eingerichtet; das jetzt bestehende Arbeitshaus auf der Sternstraße stammt aus dem Jahre 1858. Seit der Zeit zerfallen die Insassen des Armenhauses, das längst für die Bedürfnisse der in 100 Jahren um das Fünffache gewachsenen Bevölkerung nicht mehr ausreicht und dessen Verlegung ja auch bevorsteht<sup>1)</sup>, in drei Klassen, in solche, die wegen Erwerbsunfähigkeit und Vermögenslosigkeit auf Lebenszeit darin aufgenommen sind, in solche, die, temporär am eigenen Erwerb des Lebensunterhaltes verhindert, zeitweilig aufgenommen werden, und in Kinder, die dort versorgt oder zur korrekzionellen Behandlung hineingegeben sind und die höchstens bis zur Konfirmation dort verbleiben.

---

<sup>1)</sup> Die Verlegung des Armenhauses aus dem Innern der Stadt wurde 1883 grundsätzlich beschlossen. 1886 nahm man als Bauplatz das Gelände an der Einbaumstraße westlich von der städtischen Irrenanstalt in Aussicht, gab aber 1889 diesen Plan wieder auf. Das neue städtische Pflegehaus in Herrnprotsch wurde 1901 eröffnet; aber daneben ist das alte Armenhaus an der Schuhbrücke seiner Bestimmung erhalten geblieben.

---

## 14.

### Zur Erinnerung an den Mühlhof\*).

Der Abbruch des am Roßmarkt 7 und 8 und an der Siebenradeohle 13 gelegenen „Mühlhofs“ steht, nachdem er eben durch die Debatten der Stadtverordnetenversammlung<sup>1)</sup> zu einer städtischen Berühmtheit gelangt ist, schon baldigst bevor. Da der Neubau des Sparkassen- und Bibliothekgebäudes, der an seine Stelle treten soll, theils unmittelbar, theils durch die in Zukunft zu erwartenden Folgen den Charakter dieser Gegend bedeutend umgestalten dürfte, so lohnt es sich wohl, dem Alten eine kleine Grabrede zu halten.

Die Veränderlichkeit und Unbeständigkeit des Irdischen hat auch dieser Stadtwinkel genugsam erfahren. Es dürfte Wenigen noch bekannt sein, daß das Grundstück, welches der Magistrat durch die Kaufpuktation vom 22. April 1886 von der Fleischerinnung alter Bänke für einen Kaufpreis von 234000 Mark erworben hat, bis zum Jahre 1751 städtisches Eigenthum gewesen ist, und daß es in diesem Jahre für 8000 Tlr. schlesisch (zu 36 Groschen) an die vereinigten Fleischermittel alter und neuer Bänke verkauft worden ist. So gewaltig hat sich in wenig über 100 Jahren der Wert des Geldes einerseits, der der städtischen Grundstücke andererseits ver-

---

\*) Breslauer Zeitung 1887 März 20.

<sup>1)</sup> Gemeint sind jedenfalls nicht die Verhandlungen der Stadtverordnetenversammlung vom 6. und 27. Mai 1886 über den Ankauf des Mühlhofs, sondern die am 24. Februar und 3. März 1887 geführten lebhaften Erörterungen über den Antrag des Magistrats, in das an der Stelle des Mühlhofs zu errichtende Sparkassengebäude auch die Stadtbibliothek zu verlegen. Diese Unterbringung der Bibliothek war, theils aus Gründen der Feuerficherheit, theils aus Sparfamkeitsgründen, von verschiedenen Seiten bekämpft, aber doch schließlich am 3. März von der Stadtverordnetenversammlung genehmigt worden.

ändert! Das Grundstück trug im Jahre 1751 drei gesonderte Häuser, nämlich die Judenfleischerei an der Siebenradebrücke, das Eckhaus nach dem Roßmarkt zu, in welchem ein „Destillier“, wir sagen jetzt Destillateur, wohnte, und das Haus am Roßmarfte, in dem ein Sattler sein Geschäft betrieb, nebst mehreren Schuppen. Alle drei Häuser waren Fachwerkbauten und zwei Etagen hoch, mit einer Front von 66 Ellen 8 Zoll nach dem Roßmarkt und  $34\frac{3}{4}$  Ellen nach der Siebenradebrücke, während die Hinterseite auf die damals noch fließende Ohlau<sup>1)</sup> hinausging. Das Grundstück trug die Hypothekennummer 519.

Breslau hatte damals durch das Auffliegen eines Pulverturmes am 21. Juni 1749<sup>2)</sup>, zu dessen Andenken noch alljährlich eine Gedächtnispredigt bei St. Elisabeth gehalten wird, schweren Schaden gehabt, und auch die Mühlhofshäuser, die schon vorher in schlechtem Zustande gewesen waren, hatten dabei so gelitten, daß eine größere Reparatur notwendig wurde. Der städtische Bauinspektor Berger taxierte am 3. September 1750 die drei Häuser auf nur 600, 1800 und 950, zusammen auf 3250 Rtlr.; die Notwendigkeit eines Reparaturbaues von mindestens 800 Rtlr. Kosten ließ die Stadt an einen Verkauf denken.

Der Wert der Grundstücke in der Stadt war damals sehr gering, die Verwaltung der städtischen Häuser schwerfällig und kostspielig, daher für die Kammereikasse wenig vorteilhaft. Deshalb hatte die neue preussische Regierung schon 1747 ein Verzeichnis sämtlicher Häuser, die die Stadt besaß und zu verwalten hatte, eingefordert; die unter dem 9. Juni 1747 eingereichte Designation

---

<sup>1)</sup> Im ersten Abdrucke dieses Aufsatzes war hier folgende Anmerkung gemacht: „Die Bezeichnung Ohle für den Fluß zum Unterschied von der Stadt Ohlau ist ganz willkürlich und erst neuerdings erfunden.“ Im Straßenbuche (Mitteilungen a. d. Stadtarch. u. d. Stadtbibl. Bd. 2 S. 145) schränkte Markgraf seine Annahme etwas ein: in den Stadtbüchern seien Ohlau und Ohle als Bezeichnungen des Flusses schon seit dem Mittelalter nebeneinander hergelaufen; aber in der Literatur sei bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts nur Ohlau gebräuchlich gewesen. Jedenfalls ist jetzt (1915) die Form Ohle für den Fluß im mündlichen wie im literarischen Sprachgebrauch (vgl. z. B. Partschs Landeskunde) allein herrschend.

<sup>2)</sup> Vgl. Friedensburg in der Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles. Bd. 23 S. 29 ff.

zählte deren 52 auf, ohne die zu öffentlichen Zwecken, wie Schulen und dergleichen bestimmten. Die meisten dieser Häuser lagen an der inneren Seite der die älteste Stadtanlage umfließenden Ohlau und rührten noch von der ältesten Stadtbefestigung her, die in einer einfachen rings von der Ohlau bespülten und von Zeit zu Zeit mit Türmen besetzten Mauer bestanden hatte. Die Regierung fand die Zahl der der Stadt zur Last fallenden Häuser, wie sie sich ausdrückte, viel zu hoch und erließ unter dem 18. März 1750 eine Verfügung an den Magistrat, dieselben nach Möglichkeit zu verkaufen, um die Kämmereikasse nach Möglichkeit zu entlasten.

Unter den bestehenden Umständen ging der Magistrat auf den Wunsch beider Fleischermittel alter und neuer Bänke, den Mühlfhof an sich zu bringen, wobei ihnen hauptsächlich an der Erwerbung der Judenschlächtereilieg, gern ein. Am 4. Januar 1751 kam der Kaufvertrag<sup>1)</sup> dahin zustande, daß die Fleischermittel das gesamte Grundstück mit allem Zubehör für 8000 Tlr. schlesisch, vom 4. Januar 1753 ab alle zwei Jahre 1000 Tlr. zahlbar, inzwischen das Kapital mit 5% verzinslich, erwarben. Die Motivierung, „um sowohl die Aufnahme der allhiefigen Fleischermittel desto eher zu befördern, als auch der Kämmerei überhaupt eine mehrere Erleichterung der ohnedies vielfältigen Unterhaltungskosten öffentlicher Gebäude zu verschaffen“, fand in dem Kaufvertrag Eingang. Da die Fleischermittel sofort bauen mußten, erlangten sie von der Stadt auch noch die unentgeltliche Gewährung von 30 Stämmen Kiefern-Bauholz und 6000 Stück Ziegeln, halb Mauer-, halb Dachsteinen, mit Erlassung des Brückenzolles dafür.

Der Augenschein ergibt, daß die Fleischermittel sich nicht auf die Ausführung der notwendigen Reparaturbauten beschränkt, sondern daß sie einen Neubau aufgeführt haben, wie er jetzt noch steht, aber zur demnächstigen Niederreißung bestimmt ist. Aber über die Zeit und Ausführung desselben läßt sich leider nichts mehr feststellen, denn die städtischen Akten sprechen davon nicht, und die der Fleischereinung sind vor Zeiten in der Safrauer Papiermühle einer Bestimmung überwiesen worden, die jedenfalls nützlicher erschien, als die, über das, was doch nun einmal gewesen und vergangen ist,

---

<sup>1)</sup> Stadttarchiv, Hdschr. G 5, 290 Bl. 325 f.

späteren Fragern Auskunft zu geben. Wenn indes in dem um 1770 angelegten Hypothekenbuche<sup>1)</sup> der Anschlag des Gebäudes im Feuersozietäts-Kataster zunächst mit 8000 Tlr. angegeben, dann aber auf Grund eines Dekrets vom 22. März 1802 auf 25 130 Tlr. erhöht wird, so liegt der Schluß nahe, daß der Neubau des Hauses nicht lange vor dieser Erhöhung des Anschlags des Feuersozietäts-Katasters erfolgt sein mag, so daß das jetzt zum Abbruch kommende Gebäude nicht älter als unser Jahrhundert zu sein scheint. Nach demselben Hypothekenbuche hatten ursprünglich die Altbänker  $\frac{3}{5}$  und die Neubänker  $\frac{2}{5}$  des Eigentumsrechts daran; später haben es die Altbänker ausschließlich an ihre Innung gebracht.

Die Bezeichnung des Grundstücks als Mühlenhof oder Mühlenhäuser (1733 „Eines Gestrengen Raths drei Mühlenhäuser“) weist darauf hin, daß dasselbe ursprünglich ein Zubehör zu der flußabwärts daneben gelegenen, aber durch einen Steig über die Ohlau, wie es der Plan von 1562 deutlich erkennen läßt, davon getrennten Siebenrademühle gewesen ist. Als im Jahre 1291 der Breslauer Herzog Heinrich V. zur besseren Sicherung der die damalige Stadt einschließenden Mauer die Ohlau, deren natürlicher Lauf oberhalb der Stadt in die Oder mündete, künstlich um die Mauer herumführen ließ, erlaubte er etwa in der Mitte des neuen Laufes die Anlegung einer neuen Mühle und schenkte dieselbe halb dem Sandstifte, halb seinem Diener Dietrich Pfefferkorn<sup>2)</sup>. Da bereits weiter oben am Rekerberge eine Mühle lag, so bezeichnete man die neuere wohl als die Niedermühle oder gewöhnlicher, nach der Zahl ihrer Räder, als die Siebenrademühle. Schon 1302 besaß die Stadt den dritten Teil beider Mühlen, das andere Drittel das Sandstift, das dritte Drittel war in Privathänden. Dieses Drittel zersplitterte sich im Laufe der Zeit, 1325 gewinnt das Sandstift ein Sechzehntel, 1421 die Stadt ein Zweiunddreißigstel, allmählich aber brachte die Stadt alle an sich. Als das Sandstift im 16. Jahrhundert in Geldnöte geriet, verkaufte es 1551 auch seinen Anteil von einem Drittel und einem Sechzehntel an die Stadt, so daß nunmehr die ganze Mühle städtisch war, einschließlich des Mühlenhofgrundstückes<sup>3)</sup>. Über dessen

<sup>1)</sup> Stadtarchiv, Hdschr. G 21, 4 Bl. 232.

<sup>2)</sup> Stadtarchiv, Urf. A 11, O 21 c. Korn, Breslauer Urkundenbuch S. 57.

<sup>3)</sup> Korn S. 69; Stadtarchiv, Urf. O 21 d—m.

Zugehörigkeit zur Mühle war man sich allerdings schon im vorigen Jahrhundert nicht mehr klar; denn als 1751 daselbe an die Fleischer verkauft wurde, ging das nach der Anschauung des Magistrats den Mühlenpächter gar nichts an; dem entgegen zwang aber die Regierung den Magistrat ausdrücklich, die Zustimmung des Mühlenpächters zum Kaufvertrage beizubringen. Mit der Mühle war also der Mühlhof nicht zusammen verpachtet.

Wer noch die alte Ohlau in den letzten Stadien ihrer Abzehrung gesehen hat, wird kaum glauben wollen, daß das Flußbett jemals Wasser genug gehabt haben wird, um dauernd eine größere Mühle zu treiben. Indes hat es Jahrhunderte lang der künstlichen Ohlau nicht an Wasser gefehlt, selbst die Anlage des sie in weiterem Bogen umziehenden Stadtgrabens scheint ihr daselbe nicht in besorglichem Maße entzogen zu haben. Erst im vorigen Jahrhundert, als von der preußischen Regierung die Festungswerke erheblich erweitert wurden und ausgedehnte breite Gräben mit Wasser zu versehen waren, langte daselbe für den Ohlaugraben nicht mehr zu. Das Flußbett, das zugleich durch eine Art oberer Mündung, etwa bei der jetzigen Schule zum heiligen Geist mit der Oder in Verbindung stand, erhöhte sich durch den mit dem Hochwasser aus der Oder hineingeführten Sand und andere Senkstoffe, dann durch den von den Anwohnern hineingeworfenen Unrat aller Art, die Abgänge der „Privete“ oder Aborte derartig, daß in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Mühle während der Sommermonate meist aus Mangel an Wasser stillstehen mußte. Andererseits trug die Mühle dadurch, daß sie das Wasser staute und nur langsam durch ein enges Gerinne abfließen ließ, dazu bei, daß alle Senkstoffe des Wassers sich in dem Teile des Flußbettes oberhalb derselben ablagerten. Wiederholte Reinigungen des Flußbettes halfen nicht viel.

Deshalb beantragte schon 1780 der städtische Bauinspektor Richter den Abbruch der Mühle<sup>1)</sup>. Ihre ganze Anlage sei fehlerhaft. Reinigung der ganzen Ohlau von der Goldbrücke an — dieselbe lag etwa da, wo man jetzt von der Heiligen Geiststraße neben der Realschule vorbei durch einen schmalen Weg auf die Promenade gelangt — würde nichts nützen; in wenigen Jahren würde das

---

<sup>1)</sup> Das Folgende nach Stadtarchiv, Akten 19. 9. 3.

Bett wieder durch Sand und Schmutz erhöht, der Wasserstand bei der Mühle wieder ungenügend sein. Der Magistrat trat dem Antrage auch bei, doch fand derselbe sowohl jetzt wie später Widerstand bei dem Gouvernement, das innerhalb des Festungsgebiets in allen Bau Sachen souverän entschied. Weil nämlich Richter zum Ersatz der Siebenrademühle neben der Neumühle an der Stelle der alten Walkmühle noch eine zweite Mühle bauen wollte, weigerte sich der Magistrat, diesen Platz dem Kaufmann Hauck abzutreten, der daselbst eine Spiegelfabrik anlegen wollte, was von Seiten der Regierung sehr gewünscht und begünstigt wurde. Es kam darüber zu recht gereizten Verhandlungen zwischen der Regierung und dem Magistrat, wobei der damalige Provinzialminister von Schlesien, Graf Hoyer, dem Magistrat unter dem 26. September 1785 schrieb, er sehe, daß dieser sich noch immer mit dem absurden Projekt des Richter amüsiere; er untersage ihm ernstlich, mit der Veränderung der Siebenrademühle wieder „angestochen“ zu kommen.

So schleppte die Mühle ein mühsames Dasein noch bis zum Jahre 1811 hin, wo ein durch die Fahrlässigkeit des letzten Pächters entstandener Brand sie zur Hälfte in Asche legte. Da die stehengebliebene Hälfte, die sogenannte Mehlsseite (die abgebrannte Hälfte war die Malzseite gewesen) nur ein Holzbau war, und da die Nachbarn sich über die Feuergefährlichkeit desselben beklagten, dachte man an einen massiven Neubau. Weil aber gerade damals durch die Niederlegung der Festungswerke die Stadt sich erweiterte und deshalb die inneren Teile neue Verbindungen mit den Vorstädten nötig hatten, so verlangte die Polizei zur Verbreiterung der Passage vom Roßmarkt auf den Karlsplatz und weiter hinaus die Niederreißung auch der Mehlsseite und gänzliche Kassierung der Mühle. Es fiel der Stadt damals schwer genug, das Opfer zu bringen, denn ihre Finanzlage war infolge des unglücklichen Krieges von 1806/07 eine sehr bedrängte, und es standen ihr durch das Geschenk der alten Festungswerke, das ihr der König gemacht hatte, zunächst große Ausgaben bevor, sie sträubte sich also längere Zeit, auf das Verlangen der Polizei einzugehen; doch ward 1813 der Rest der Mühle auf den Abbruch verkauft<sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Stadtarchiv 4. 183, 4. 196, 19. 9. 9.



Das Mühlengrundstück führte die alte Hypothekennummer 518. Es wurde nur zum Teil zur Herstellung einer breiteren Passage verbraucht; auf dem Rest wurden zwei Häuser 518a und 518b erbaut, welche jetzt die Häuser Roßmarkt 6 (auch Reußenohle 1) und Karlsplatz 2 bilden<sup>1)</sup>.

Hat damals im Anfange unseres Jahrhunderts die alte Mühle dem Bedürfnisse nach Erleichterung des Verkehrs fallen müssen, so wird noch vor dem Schlusse desselben manches andere ihr folgen. Wenn erst das neue Sparkassen- und Bibliothekgebäude, mit seiner Westfront in die Fluchtlinie der Neuen Graupenstraße zurücktretend, in der geplanten Weise mit einem die ganze Gegend beherrschenden Eckturm sich erheben wird, so sind die Tage des untersten Stückes der Karlsstraße auch gezählt, und der Karlsplatz wird in Zukunft den Namen eines Platzes erst wirklich verdienen. Eine direkte Verbindung desselben mit dem Blücherplatze wird dann unabweislich, und so wird Breslau in nicht zu langer Zeit um eine höchst wichtige und lebendige Verkehrsstraße reicher werden, von der die Breslauer des 20. Jahrhunderts sich kaum werden vorstellen können, daß in der Mitte derselben einst Mühlräder geklappert haben.

---

<sup>1)</sup> Das Haus Roßmarkt 6 (jetzt Karlsplatz 2) ist das Geburtshaus Ferdinand Lassalles.

## 15.

### Unser Schweidnitzer Keller

vom 14. bis zum 20. Jahrhundert\*).

Die Wiedereröffnung des Schweidnitzer Kellers, den sechs Jahrhunderte zu dem volkstümlichsten Bierlokale unserer Stadt gemacht haben, und der jetzt nach durchgreifendem Umbau in seiner neuen Einrichtung auch den Bedürfnissen unserer anspruchsvolleren Neuzeit genügen soll, mag einen kurzen Rückblick auf seine Geschichte wohl rechtfertigen.

Daß die Kellerräume unseres Rathauses ebenso alt sind, wie das Rathaus selbst, erscheint aus baulichen Gründen als selbstverständlich. Außerdem gehörte zu den Erfordernissen eines mittelalterlichen Rathauses ganz wesentlich ein Ort, wo sich die Bürgerschaft auch zu heiterer Geselligkeit, zu Trunk und Spiel, zu Hochzeit und Tanz versammeln konnte. Dazu dienten die Ratskeller; daher sind sie in den Städten von ganz Deutschland eine bekannte Sache.

Nach dem ältesten Rechnungsbuche der Stadt beginnt der Bau des Rathauses im Jahre 1328, und schon vier Jahre später werden Einkünfte aus den Kellern desselben verrechnet; andrerseits werden noch 1356 Ausgaben für Grundgraben zu Kellerräumen gebucht<sup>1)</sup>. Man baute in jenen Zeiten langsam, und die Grundfläche des Gebäudes war umfänglich.

Bald darauf werden vier verschiedene Kellerräume erwähnt, der Krautkeller, der Mittelteller, der Eckkeller und der Keller unter der Ratsstube<sup>2)</sup>. Die alte Ratsstube ist das jetzige Sitzungszimmer 1

---

\*) Beilage zum Breslauer Gemeindeblatt Bd. 3 (1904) Nr. 40.

<sup>1)</sup> Cod. dipl. Silesiae Bd. 3 S. 53, 57, 86.

<sup>2)</sup> Ebd. S. 126.

hinter der Botenmeisterei. Der Eckkeller wird an anderer Stelle als der unter der Vogtei bezeichnet; die alte Ratsvogtei aber nahm die Südostecke des Rathauses ein. Die Lage dieser beiden Keller ist also ziemlich sicher; über die der beiden andern dürften Zweifel bleiben. Die Bezeichnung Krautkeller für den einen und die Verpachtung der einzelnen Räume an verschiedene Personen lassen darauf schließen, daß nicht alle Keller von Anfang an dem Bierschanke dienten. Wiederholt wird in den ältesten Zeiten des städtischen Weinschanke gedacht; eine Nachricht zu 1368 verlegt ihn in den Keller unter der Ratstube; wie lange das gedauert hat, ist nicht bekannt, aber im nächsten Jahrhundert hat die Stadt ein eigenes Weinhaus auf der Ostseite des Ringes in der Nähe des Hintermarktes<sup>1)</sup>. Auch ein eigenes Weinhaus zu halten, war für eine bedeutendere Stadt bis zu einem gewissen Grade notwendig, da es zur Sitte älterer Zeit gehörte, allen fürstlichen, ritterlichen und geistlichen Besuchern mit schwerem Weine Ehrung zu tun. Wenn politische Versammlungen in Breslau abgehalten wurden, hätte sich die Stadt an der herrschenden Sitte schwer vergangen, wenn sie nicht alle Teilnehmer, je nach Rang und Stand, in ihren Herbergen mit einem reichlichen Trunkte versorgt hätte. Die Herbergen lieferten nicht viel mehr als Unterkunft.

Im 16. Jahrhundert hören die Nachrichten über das Weinhaus auf. Schon im 15. werden die Rathauskellerräume ausschließlich zum Bierschanke gebraucht.

Während das älteste Rechnungsbuch von 1299 bis 1358 wenigstens noch in einer Abschrift auf uns gekommen ist, haben sich von den späteren Jahresrechnungen bis zum Jahre 1548 nur noch vier erhalten. Im Jahre 1699 aber waren sie noch fast alle vorhanden. Ein Stadtschreiber, der damals Auszüge daraus über den Schweidnitzer Keller machte und diese dann glücklicherweise in eins der großen Stadtbücher<sup>2)</sup> eintrug, bemerkt zum Jahre 1392: „Wird befunden, daß in diesem Jahr zum ersten Male Schweidnitzer Bier allhier in den Stadtkeller eingelegt und geschenkt worden, wie denn

---

<sup>1)</sup> Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schlef. Bd. 10 S. 244. Mitteilungen a. d. Stadtarch. u. d. Stadtbibl. Heft 1 S. 23 f.

<sup>2)</sup> Stadtarchiv, Hdschr. E 1, 7 Bl. 274 a.

damals viele Bier gleich dem Räte einführen wollen; ist weggenommen worden“. Dieser Befund ist trotz der ausgezeichneten Quelle, auf die er sich beruft, doch nicht richtig. Das älteste Rechnungsbuch führt schon von 1332 ab wiederholt Einnahmen vom Schweidniger Bier auf<sup>1)</sup>, und es ist nicht anzunehmen, daß diese Einnahmen nur Einfuhrzölle darstellen, und daß die Stadt das eingeführte Bier den Kretschmern zum privaten Verschleiß gestattet hätte, ohne es in ihrem Ratskeller auszuheften, da doch überall in den Städten der Ausſchank fremder Biere als ein Monopol der Ratskeller galt. Es kann vielmehr als sicher gelten, daß der Ausſchank des Schweidniger Bieres im Ratskeller nicht viel jünger ist als der Keller selbst, und daß der Keller seine uns bis auf den heutigen Tag geläufige Bezeichnung als Schweidniger Keller eben dem Umstande verdankt, daß das Breslauer Publikum dieses beliebteste aller schlesischen Biere nur im Ratskeller trinken konnte. Hatte doch gerade in den letzten Jahren vor 1392 der sogenannte Pfaffenkrieg zwischen der Stadt und dem Domkapitel getobt, der darüber entstanden war, daß der Rat eine vom Domkapitel bestellte Ladung Schweidniger Bieres, die zum Ausſchank auf dem Dome bestimmt war, konfisziert hatte, weil nur ihm das Recht dazu zustünde. Das Kapitel hatte um dieses Anlasses willen die Stadt eine Zeitlang mit dem Interdikt belegt<sup>2)</sup>.

Das Schweidniger Bier war nicht nur damals, sondern noch mehrere Jahrhunderte lang außerordentlich beliebt und wurde in den östlichen Landen weithin verfahren. Man schenkte es in den Ratskellern von Thorn und von Krakau, von Prag und von Wien. Barthel Stein, der im Anfange des 16. Jahrhunderts eine Beschreibung Schlesiens und seiner Hauptstadt Breslau verfaßte<sup>3)</sup>, rühmt ihm den Vorzug nach, zugleich fett und süß zu sein. Es verdanke seine Vortrefflichkeit zum Teil dem aus sehr tiefgehenden Brunnen gewonnenen, reinen und kräftigen Wasser, das man zum Branen verwende.

<sup>1)</sup> Cod. dipl. Silesiae Bd. 3 S. 57, 61, 68, 73, 116.

<sup>2)</sup> Grünhagen, Geschichte Schlesiens Bd. 1 S. 207 ff. Schulte in Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte Bd. 1 S. 103 ff.

<sup>3)</sup> Scriptores rerum Siles. Bd. 17 S. 23.

Der Keller muß schon im ersten Jahrhundert seines Bestehens der Stadt eine nennenswerte Einnahme gebracht haben; er war z. B. 1418 für 400 Mark Silber, nach unserem Gelde etwa 8000 Reichsmark, an eine Gesellschaft von drei Bürgern aus Ratsgeschlechtern verpachtet<sup>1)</sup>. Deshalb ging in den Zeiten des innern Haders und der Finanznot, die den Anfang des 15. Jahrhunderts für Breslau so traurig gestaltete und schließlich zu dem unheilvollen Aufstande von 1418 führte, von der Bürgerchaft die Forderung aus, der Rat solle den Keller nicht mehr zugunsten einzelner, die sich dabei bereicherten, verpachten, sondern zu Nutz und Frommen der ganzen Stadt in eigene Verwaltung nehmen. Öfter abgewiesen, drang die Bürgerchaft endlich 1428 damit durch. Die feierliche Form, in der der Beschluß darüber abgefaßt und in das Große Stadtbuch<sup>2)</sup> eingetragen wurde, läßt erkennen, welches Gewicht man in der Bürgerchaft darauf legte und welche Vorteile für den allgemeinen Stadtsäckel man davon erwartete:

1428

Wir . . . ratmanne der stat Breslaw bekennen, das wir alle fierundzwencif eldisten mit dem kawffmanne und dorezu mit allen geßworn und eldisten aller hantwerk und der ganczen gemeyne unser stat obireyne getragen haben und mittenander eyntrechtlichen uns allen zu gute des zurate und gancz eine wurden sein, daß man den Sweidnitschen keler alhie furbasmer in zukunfftigen czeiten nymandes umb gelt, als das vormols gescheen ist, lossen noch vormiten sal, sondern das den die stat furbasmer arm und reich zu gute und zu fromen, den nucz und genyß selbis doron zu nemen, halden sal ewiglichen und das nicht zu wandiln zu ewigen tagen in keiner weise. Und ap ymandes wider solche unsere eyntrechtige wiltor dornoch stehen und werben wurde, wer der were, deme sal es gehen an sein hochste recht ane wederrede. Des gleiche sal man es auch mit der woge alhie halden zu ewigen czeiten in allermosse, als oben geschreben steet.

In der That hat die Stadtverwaltung über drei Jahrhunderte an diesem Beschlusse festgehalten. Seine Ausführung führte zur

<sup>1)</sup> Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Alt. Schles. Bd. 7 S. 136.

<sup>2)</sup> Stadtarchiv, Hdschr. E 1, 1 Bl. 51.

Bildung einer besonderen Verwaltungsdeputation, des sogenannten Kelleramts, das nachweisbar, so lange es bestand, den Ratspräsidenten zum Vorsitzenden und in den ersten Zeiten noch zwei Ratsherren, in den späteren regelmäßig den Schöffenältesten und noch einen Schöffen zu Beisitzern hatte. Es gehörte also zu den vornehmeren „Herrenämtern“.

Daß man sich gerade im Jahre 1428 zu der Neuerung entschloß, hing wahrscheinlich auch damit zusammen, daß die Stadt damals die Wölbung sämtlicher Rathausräume, die bis dahin Decken von starken Eichenbohlen gehabt hatten, in Angriff nahm und diese kostspieligen und lange Zeit sich fortsetzenden Umbauten mit den Kellerräumen begann. Ausdrücklich bemerkt der oben genannte Stadtschreiber von 1699<sup>1)</sup>, die Wölbung der Kellerräume werde in der Stadtrechnung vom Jahre 1429 zuerst erwähnt. Nach ihm baute man noch 1443 daran. Sicherlich ist damals die Wölbung des sogenannten Fürstentellers entstanden. Seinen Namen hat dieser schwerlich von fürstlichen Besuchen her, sondern von seiner Lage unter dem Fürstenaal; darum kann er erst seit dem 17. Jahrhundert so heißen, da auch der Fürstenaal, die ehemalige Rathauskapelle, erst von dieser Zeit ab seinen bis hent zäh hastenden Namen trägt.

Eine Wirtschaftsgeschichte des Kelleramts zu schreiben, wäre nicht ohne Interesse und, da aus den späteren Jahrhunderten noch eine Reihe von Spezialrechnungen sich erhalten hat, auch bis zu einem gewissen Grade möglich. Doch kann bei der zur Abfassung dieser Zeilen zur Verfügung stehenden ganz kurzen Zeit nur einiges bemerkt werden.

Zunächst ist zu betonen, daß im Keller keineswegs nur fremdes, also vorzugsweise Schweidnitzer, sondern auch einheimisches, „gemeines“ Bier verschenkt wurde. Ob die Stadt dazu von Anfang an ein eigenes Brauhaus hatte, bleibe dahingestellt. Seit dem Jahre 1500 aber erscheint sie sicher im Besitze eines solchen, und da dasselbe nach der Vorbesitzerin als der Barbara Härtelin Haus bezeichnet wird, so ist anzunehmen, daß es nicht gar lange zuvor erworben worden ist. Es lag auf der Kupferschmiedestraße und erfuhr 1501 eine durchgreifende Reparatur; es langte auch zu einer

---

<sup>1)</sup> Stadtarchiv, Hdschr. E 1, 7 Bl. 275 a.

Wohnung für den städtischen Braumeister aus<sup>1)</sup>. Doch genügte es nicht lange den Ansprüchen des Kelleramts; dieses richtete vielmehr die Blicke auf ein dem Keller gegenüber gelegenes Ringhaus. Als das zwischen dem damaligen Fuggerhause — die Fugger hatten im Interesse ihres Kupferhandels eine Faktorei in Breslau, Ring 21 — und dem der Hans Gremmelschen Erben gelegene große Ringhaus, jetzt Nr. 22 (Alte Hyp.-Nr. 582), das ehemals Hans Rindfleisch gehört hatte, wegen der Erbteilung unter weit verstreute Verwandte zum Verkaufe stand, erwarben es 1519 die Kämmerer zu der Stadt Händen. Der Rat ließ es durch eine Quermauer in einen vorderen und einen hinteren Abschnitt zerlegen, verkaufte das Vorderhaus bis zur Quermauer schon im nächstfolgenden Jahre für 600 ungarische Goldgulden an Yban von Tarnau, Ruchschmalz genannt, und richtete das Hinterhaus zum Brauhause ein. Dabei wurden die untersten Keller von dem Vorderhause abgesondert und nicht nur mit der Brauerei im Hinterhause, sondern auch durch einen Tunnel unter der Straße mit dem Schweidnitzer Keller verbunden<sup>2)</sup>.

Es war das eine bedeutende und dem Anschein nach sehr praktische Anlage, die trotzdem keine Ewigkeit vorgehalten hat. Die Verbindung der jenseits der Straße gelegenen Kellerräume mit dem Schweidnitzer Keller durch den erwähnten Gang besteht noch heutigen Tages; aber die Brauerei im Hinterhause von Ring 22 ist längst eingegangen. Weshalb und wann, entzieht sich bisher unserer Kenntnis; aber im Beginn der preußischen Zeit, in der sofort zu Steuerzwecken eine Aufnahme sämtlicher Grundstücke in der Stadt erfolgte, liegt die Brauerei in dem jetzt als Schweidnitzerstraße 51 (Alte Hyp.-Nr. 904) zur Stadt Berlin genannten, an der Ecke dieser und der Junkernstraße gelegenen, damals mit Ausfahrt nach der letzteren versehenen Grundstück, das als „Gemeiner Stadt Weißbierhaus, zum Kelleramt gehörig“ erscheint. Sie lag in diesem Grundstück an der nach der Junkernstraße sich öffnenden Hinterseite. Das alte Brauhause auf der Kupferschmiedestraße war schon 1523 verkauft worden<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Stadtarchiv, Hdschr. E 1, 7 Bl. 276 b.

<sup>2)</sup> Ebd. Bl. 277 a. Stadtarchiv, Hdschr. G 9, 3 Bl. 106 a, 121 a, 136 b. Pol, Jahrbücher der Stadt Breslau Bd. 3 S. 7.

<sup>3)</sup> Stadtarchiv, Hdschr. E 1, 7 Bl. 277 b.



Zur Bereitung des Malzes für die Brauerei gehörte außerdem noch ein Malzhaus; ein solches erwarb die Stadt durch Kaufvertrag vom 21. Januar 1565 von dem polnischen Grafen Stenzel Kosdrzensky von Kosdrzew, an den es durch Erbgang gefallen war, um 1000 ungarische Goldgulden und 70 Taler verjessene Zinsen jenseits der Ohlau, jetzt Hummerei 18 (Alte Hyp.-Nr. 846)<sup>1)</sup>.

So erscheint das Kelleramt wohl eingerichtet, um nicht nur der Bürgerschaft einen guten Trunk zu verschaffen, sondern auch dem Stadtsäckel eine gute Einnahme zuzuführen. Daß im 16. Jahrhundert der Keller auch die besten Kreise der Stadt zu seinen Besuchern zählte, dafür liegt ein interessantes Zeugnis in einer Urkunde von 1514 vor<sup>2)</sup>, in der der Rat dem um die Stadt verdienten Kaufmann Claus Egerer nicht nur jährlich vier Viertel Wein steuerfrei einzuführen erlaubt, sondern auch vergönnt, daß man ihm im Schweidnitzer Keller um sein Geld aus dem Fasse, daraus den Ratsherren gegeben werde, auch geben solle. Eine Verordnung von 1594, keinem Gaste, er sei einheimisch oder fremd, Bier einzuschenken, wenn er nicht zuvor bezahlt habe, weist freilich auf Gäste von minderer Güte hin. Aber gerade die Gemischtheit des Publikums scheint zu allen Zeiten dem Keller einen eigenartigen, volkstümlichen Charakter aufgeprägt zu haben. Es hatte eben jeder Breslauer ein Anrecht darauf. In den aufgeregten Zeiten der verschiedenen Jahrhunderte hat die Bürgerschaft hier mächtig politisiert.

Wenn wir nun die Angaben jenes schon wiederholt genannten Stadtschreibers von 1699 über die Einnahmen, die die Kämmererei vom Kelleramte gehabt hat, von 1442 bis 1560 vergleichen, so ergibt sich die überraschende Tatsache, daß die Kämmererei im Durchschnitt vor 1520 erheblich mehr eingenommen hat, als nachher. Während z. B. von 1464 bis 1520 die Einnahmen nur sehr selten unter 1000 schwere Mark zu 48 Weißgroßchen herunter und dreimal bis auf 1905, 1917 und 1978 Mark heraufgehen, übersteigen sie in der Folgezeit selten die Summe von 500 Mark. Es ist auch an der Verlässlichkeit der angegebenen Summen nicht wohl zu zweifeln, da sie durch einige noch erhaltene Spezialrechnungen des Keller-

<sup>1)</sup> Stadtarchiv, Hdschr. G 9, S. Bl. 279 b.

<sup>2)</sup> Ebd. Urk. Z 30 b.

amts<sup>1)</sup> für die betreffenden Jahre bestätigt werden. Eine Erklärung dieser auffälligen Tatsache ist nicht zu geben. Jedenfalls neigte das nach jeder Richtung hin lebensfrohe 16. Jahrhundert auch im Trinken nicht zur Abstinenz; anderseits ist auch nicht bekannt, daß dem Keller in andern Lokalen von größerer Beliebtheit ein seine Einnahmen schädigender Wettbewerb entstanden wäre.

Die Spezialrechnungen geben aber nach andern Seiten hin über den wirtschaftlichen Betrieb im Keller interessante Aufschlüsse. Im Jahre 1528 wurden eingeliefert an

Schweidnitzer Bier . . . . .	476 Faß,
Freiberger . . . . .	47
Löwenberger . . . . .	13
Laubauer . . . . .	168
Ramenzer . . . . .	35
Bunzlauer . . . . .	47
dazu Breslauer Weißbier . . .	206
<hr/>	
zusammen	992

Dazu kamen an vorjährigen Beständen 108 Faß und blieben am Ende des Jahres übrig 155 Faß. Es wurden demnach im ganzen 945 Faß ausgeschenkt. Da die Kasse dafür 3006 Mark vereinnahmte, kam auf jedes Faß im Durchschnitt 3 Mark 10 Weißgroschen, doch war der Preis der einzelnen Bierarten natürlich sehr verschieden. Von der Einnahme von 3006 Mark erhielt die Kämmererei 401 Mark; soviel ist als Reingewinn gerechnet worden.

Im Jahre 1548 entnahmen die Kellerherren der Kasse 2710 Mark und führen an die Kämmererei nur ab 200, im Jahre 1562 betragen die entsprechenden Summen 2157 und 435 Mark, 1612 dagegen 4360 und 399 Mark Silber. In diesem letztern Jahr spielt das Schweidnitzer Bier nur noch eine geringe Rolle, 1630 wird es gar nicht mehr genannt<sup>2)</sup>; voran marschiert in den beiden Jahren das

<sup>1)</sup> Stadtarchiv, Hdschr. K 80.

<sup>2)</sup> In dem Breslauischen Tagebuch von J. G. Steinberger (herausg. von E. Träger, Breslau 1891) S. 19 f. wird erzählt, der Rat habe im Schweidnitzer Keller, nachdem dort seit 1688 kein Schweidnitzer Bier mehr geschenkt worden sei, am 30. November 1740 eine Probe von Schweidnitzer Gersten- oder Doppelbier auschenken lassen.

Striegauer Bier mit 911 und 446 Vierteln. Schon taucht mit stattlichen Anteilen das Zerbster Bier auf, das dann bis in das 19. Jahrhundert hinein sehr angesehen und begehrt blieb.

Von den letzten Kelleramtsrechnungen, die erhalten sind, verzeichnet die von 1740 eine Gesamteinnahme von 12366 Talern zu 36 Groschen (1 Taler schlesisch zu 36 Groschen = 24 Sgr.) und 2400 Talern Reingewinn, die von 1754/55 aber schon nach preussischem Gelde 9142 Rtlr. Einnahme und 2573 Rtlr. Abführung an die Kammerei.

Als Breslau im Jahre 1741 eine preussische Stadt geworden und die ganze Stadtverwaltung unter die strenge Aufsicht der Königl. Kriegs- und Domänenkammer — so nannte man damals die Regierungsbehörde — gekommen war, nahte sich das Ende des Kelleramtes. Der 1756 mit der Aufsicht darüber betraute Polizeinspektor Christian Vorpahl, der zugleich Kastellan des Kgl. Schlosses war und in diesem wohnte, reichte unter dem 24. April 1760 an die Kammer einen Bericht über den Zustand des Kelleramtes ein, in welchem er erklärte, dasselbe in schlechter Verfassung vorgefunden und mühsam etwas gebessert zu haben. Die Betriebskosten seien zu groß, die Baulichkeiten arg verfallen. Der Etat sei auf 3000 Rtlr. angesetzt, wovon aber 835 Rtlr. auf die Bejoldungen des Personals abgingen. Schließlich gipfelt der Bericht in dem Antrag, er (Vorpahl) wolle den Keller jährlich für 2300 Rtlr. pachten und die Bejoldung des Personals und die Baukosten auf sich nehmen. Es erhellt aus den Akten<sup>1)</sup> nicht, ob sich in der Stadtverwaltung damals jemand auf den feierlichen Beschluß von 1428 besonnen hat. Man kannte die alten Verhältnisse in den städtischen Kreisen nur wenig, und die preussische Regierung legte erst recht kein Gewicht daran. Da die Kammer dem Antrage geneigt schien, hatte auch der Magistrat kein Bedenken. Man handelte nur eine Weile über die Pachtsummen. Der Magistrat machte geltend, daß die Einnahmen des Kellers in den letzten Jahren

<sup>1)</sup> Akten über die Verpachtung des Schweidnitzer Kellers 1760—1811: Stadtarchiv 4. 133 Bd. 1—9. Die Verpachtung des Kellers entsprach durchaus den allgemeinen preussischen Verwaltungsgrundsätzen. Schon in dem Rathhäuslichen Reglement v. 1748 (Mitteilungen a. d. Stadtarch. u. d. Stadtbibl. Bd. 10 S. 46) hieß es, es seien wegen der Verpachtung des Kellers bei der Kriegs- und Domänenkammer „bereits Tentamina geschehen“.

doch gestiegen seien, und schob das darauf, daß der „Soldatesque“, der früher der Keller verboten gewesen sei, in letzter Zeit der Besuch gestattet worden wäre; sie würde auch in Zukunft, freilich je nach der Größe der Garnison — man war damals im siebenjährigen Kriege — den Keller lebhaft frequentieren und zur Erhöhung seiner Einnahmen beitragen. Schließlich einigte man sich auf eine Pachtsumme von 2600 Rtlr., und Vorpahl erhielt unter dem 20. Juni 1760 den Keller auf 6 Jahre. So ging das alte Kelleramt ein.

Anscheiend wurde damals im Keller nur „Ordinäres“, d. h. Breslauer Weißbier, Berliner Weiß- und Braumbier und Zerbster Bier gechenkt. Die Kammer legte dem Pächter in ernstesten Worten die Verpflichtung auf, nicht nur gute auswärtige Biere zu beschaffen, sondern auch selbst ein gesundes und wohlschmeckendes Bier zu brauen und zu dem Zwecke sofort, noch im laufenden Jahre, zwei fremde Braumeister aus Zerbst und aus Cöthbus kommen zu lassen, die die Herstellung der in diesen Städten gebrauten, vorzüglichen Biere nach Breslau verpflanzen sollten.

Trotzdem ist von einem Aufschwung des Kellers keine Rede. Da die Regierung zum 1. Juni 1766 eine durchgreifende Veränderung des Brauwesens und seiner Besteuerung vornahm, war Vorpahl nicht zu bewegen, nach Ablauf der ersten Pachtzeit die bisherige Pacht weiter zu bezahlen; sie ward 1766 für die folgenden sechs Jahre auf 2044 Rtlr. ermäßigt, und auch diese zahlte Vorpahl nur bis 1770, für 1770/71 zahlte er nur 1100 Rtlr. Ein weiterer Vertrag auf 1771—1777 ermäßigte die Pacht auf 600 Rtlr. und ein letzter von 1777—1783, dessen Ablauf Vorpahl aber nicht mehr erlebte, gar auf 425 Rtlr.

Es ist früher berichtet worden, daß die zum Keller gehörige Brauerei in dem Hinterhause des Grundstücks „zur Stadt Berlin“, auch Neu-Berlin genannt, Schweidnitzerstraße 51, lag. Das Erdgeschoß des Vorderhauses wurde von der Stadt auch zur Ausübung des „Coffeschauks“ vermietet. Es folgt nun eine längere Periode, in der die Kammerei ihren Vorteil darin sucht, den Keller mit diesen Räumen gemeinschaftlich zu verpachten. Zuerst bietet der Coffetier Gottfried Stephan für die 12 Jahre von 1783—1795 je 1000 Rtlr., erhält aber schon 1787 einen Nachlaß von 300 Rtlr. Sein Nach-

folger, der Bäcker Johann Christian Mieliſch aus Neuſalz, erhält dazu auch den erſten Stock in der Stadt Berlin zum Hotelbetriebe und zahlt von 1795—1801 je 2105 Rtlr., für 1801—1807 je 2915 Rtlr. und in der dann folgenden traurigen Zeit von 1807 bis 1810 je 2080 Rtlr. Nach ſeinem Tode bot der Partkrämer Chriſtian Gottlieb Schmidt allerdings wieder 3032 Rtlr., hatte aber weder Geld noch Geſchäftsverſtand, ſo daß ihm 1812 die Pacht genommen und die Verwaltung einer ſtädtiſchen Kommiſſion übertragen werden mußte.

Daß dieſe ſogleich ſtädtiſche Gelder hineinstecken mußte, erſchreckte die Stadtverordneten-Verſammlung, die inſolge der Städteordnung ſeit 1809 dem Magiſtrat zur Seite getreten war, derartig, daß ſie unter dem 12. Juni 1812 den Magiſtrat erſuchte, den Keller an ein Mitglied der Verſammlung, den Kaufmann Chriſtian Friedrich Weinhold, der einen ſehr leiſtungsfähigen Brauer zur Hand habe, baldmöglichſt für die Summe von 1000 Rtlr., die Weinhold biete, wenn er den Keller auf neun Jahre erhielte, zu verpachten. Weinhold verzichtete dabei auf die Räume im Vorderhanſe der Stadt Berlin, für die andererseits der Kaufmann Gubaiſch auf drei Jahre je 630 Rtlr. bot. Schon am 19. Juni kam ohne Ausſchreibung eines Meiſtgebots der Pachtvertrag zuſtande, in welchem Weinhold „die gemeiner Stadt ſeit undenklichen Zeiten zuſtehende und in dem ſogenannten Schweiduiſcher Keller zu exercierende Gerechtigkeit der Bierfabrikation und des Bierchanks und Verſchleiſſes in Gebinden, Flaſchen und Gläſern nebst der Nugnießung der Brauerei- und Mälzerei-Räumlichkeiten in den ſtädtiſchen Grundſtücken Schweiduiſerſtraße 51 und Hummerei 18“ auf neun Jahre erhielt<sup>1)</sup>.

Die Vorderräume in der Stadt Berlin nutzte der Kaufmann Gubaiſch nur die drei Jahre von 1812—1814; dann pachtete ſie der biſherige Schneidermeiſter Wolfgang Reithel auf ſechs Jahre für 1275 Rtlr. und darauf der Coſſetier Kaiſer auf die folgenden ſechs Jahre 1822—1827 für 1405 Rtlr.

Als die Weinholdſche Pacht im Jahre 1821 zu Ende ging, übernahm die Pacht der Mann, der den Keller nicht nur zu Ehren und Anſehen zu bringen, ſondern auch zu einer Quelle des Reichthums

---

<sup>1)</sup> Stadtarchiv, Akten 3. 8. 118, 120, 121.

für sich und seine Erben zu machen gewußt hat, der Brauer Carl August Friebe. Geboren am 17. Januar 1800 zu Langenan im Kreise Löwenberg als Sohn des Bräuers Christian Gottfried Friebe, der später die Brauerei in Ketschdorf, Kreis Schönan besaß, war er noch in sehr jungem Alter, als er 1821 den Keller mit Zubehör zunächst auf ein Jahr für 1100 und dann auf die sechs Jahre 1822—1827 für 1200 Rtlr. pachtete. Er erhöhte also den Pachtzins, obwohl gerade damals die Brauerei im Hinterhanje der Stadt Berlin wegen Verfalls der Gebäude einging; er errichtete dafür im Herren-Malzhoje auf der Hummerei auf seine Kosten eine neue Brauerei, den Zeitbedürfnissen Rechnung tragend, praktischer ein. Für die folgende Pachtperiode von 1828—1833 zahlte er bereits 1710 Rtlr. und verband jetzt noch einmal die Wirtschaft in der Stadt Berlin damit, für die er 1120 Rtlr. zahlte<sup>1)</sup>.

Im Jahre 1834 wurde die Gesamtpachtsumme für alle von ihm gemieteten Räume auf 3000 Rtlr. abgerundet. Im Vertrauen auf die Zukunft trat aber Friebe schon im folgenden Jahre an die städtischen Behörden mit dem Vorschlage heran, ihm den Keller in Erbpacht zu geben und den Malzhoj zum Eigentum zu verkaufen. Ersteres glaubte der Magistrat nicht verantworten zu können, auf letzteres einzugehen, war er geneigt. Die Verhandlungen führten schließlich zu dem Ergebnis, daß Friebe den Malzhoj für 20 000 Rtlr. zum Eigentum und den Schweidnitzer Keller für 400 Rtlr. von 1836 ab auf 50 Jahre in Zeitpacht erhielt. Die Stadt Berlin wollte er auch kaufen; doch konnte sie der Magistrat nicht wohl veräußern, da im Vorderhanje über den Restaurationsräumen im zweiten Stock die Stadtverordnetenversammlung ihre Sitzungen abhielt, und für diese sich kein anderer Raum ausfindig machen ließ. So behielt Friebe die dortigen Räume noch bis 1840 für einen Mietszins von 1200 Rtlr. Als er sie im letzten Jahre aber kündigte, beschloßen die städtischen Behörden die Sitzungen der Stadtverordnetenversammlung in den Saal des eben neugebauten Elisabethgymnasiums zu verlegen und das Grundstück an der Schweidnitzer- und Junfern-

---

<sup>1)</sup> Über die ersten Verpachtungen an Friebe bis 1833: Stadtarchiv 3. S. 123 und 124. Über die Weiterverpachtung bis 1836 und den Verkauf des Malzhofs an Friebe: Magistratsakten 1. S. 8.

straßen-Ecke zu verkaufen. Es brachte nach dem Höchstgebot des Müllermeysters Lattke 40 050 Mtlr.

Carl August Fricke bewirtschaftete den Keller bis zu seinem Tode am 11. Mai 1861. Das Geheimnis seines Erfolges war nicht sowohl die Herstellung eines guten Bieres nach alter schlesischer Art, als vielmehr eines nach bayerischer Art gebrauten Biers. Er beruft sich einmal in den Verhandlungen des Jahres 1835 darauf, daß seit der Gründung des Zollvereins (1. Jan. 1834) das bayerische Bier in Norddeutschland eindringe. Er habe selbst ein volles Jahr in einer bedeutenden Brauerei Bayerns konditioniert und die Vorzüge des dortigen Biers kennen gelernt; er schmeichle sich aber, wenn er eine eigene Brauerei dazu einrichten könne, ein ebenso wohlgeschmeckendes Bier liefern zu können, das den Beifall der Breslauer sicher finden würde. Das ist ihm dann auch gelungen, und damit hat er dem bayerischen Bier hier in Schlesien Bahn gebrochen. Er hat aber auch Wert darauf gelegt, auf dieser neuen Bahn zeitlebens an der Spitze zu marschieren. Ihm folgte sein Sohn Adolf Fricke, ebenfalls gelernter Brauer, 1872—1878 Stadtrat, bis zum 2. Juni 1881, worauf seine Erben die Pacht noch bis zum Ablauf der Pachtzeit im Jahre 1886 unter den alten Bedingungen fortführten.

So lange die Güte des Bieres anhielt, blieb auch der Keller ein beliebtes und vielbesuchtes, volkstümliches Lokal, das seinem Pächter reichen Gewinn abwarf. Als aber das Bier zurückging oder wenigstens von bessern Bieren übertroffen wurde, begann auch der Besuch des Kellers nachzulassen, obwohl er im Jahre 1886 noch derartig war, daß die von den Fricke'schen Erben gebildete Handelsgesellschaft A. Fricke, von der fortan eine den geänderten Zeitverhältnissen entsprechende Pacht gefordert wurde, sich zu einem Gebot von 43 100 Mark jährlich verstand<sup>1)</sup>.

Dafür erhielt sie den Keller auf weitere 18 Jahre, den sie dann einem Unterpächter zur Bewirtschaftung überließ. Aber die hohe Pachtsumme machte das Bier nicht besser und den Keller nicht voller. Dazu trat noch eine Wandlung im Geschmack des biertrinkenden Publikums dahin ein, daß das Aufkommen einerseits

---

<sup>1)</sup> Magistratsakten 1. S. 44.



großräumiger, andererseits heller und freundlicher Bierlokale einen Kellerraum als minder behaglich und anständig erscheinen ließ, mochte er auch noch so sehr von dem poetischen Scheine der Volkstümlichkeit verklärt sein. So ging der Keller in der letzten Zeit derartig zurück, daß die städtischen Behörden, um die aus der Kellerpacht der Kammerei zufließende Einnahme für die Zukunft zu sichern, sich zu einer den veränderten Zeitbedürfnissen Rechnung tragenden, durchgreifenden Umgestaltung und Neuausstattung der Kellerräume entschlossen. Ehe aber darauf eingegangen wird, sei noch eines interessanten Nebenumstandes gedacht.

Vom Jahre 1812 ab haben alle Pachtverträge im § 1, der dem Pächter den alleinigen und unbeschränkten Gebrauch der Kellerlokalitäten einräumt, den Vermerk: nur bleibt im Eingange an der Treppe dem bürgerlichen Bäckermeister der alte Platz zum Feilhaben der sogenannten Karbestriezel und Salzzeilen unentgeltlich vorbehalten. Die früheren Pachtverträge von 1760 bis 1812 hatten diese Bestimmung nicht; wie sie im letztern Jahre in den Vertrag hineingekommen ist, lassen die Akten nicht erkennen. Nüderweitige Nachforschungen haben aber ergeben, daß der Platz im Jahre 1677 einer armen Kammsegerwitwe und 1711 dem Bäckermeister vom Magistrat gunstweise für einen Jahreszins von 32 Groschen überlassen worden war. Man hatte darin zuerst Kräppel, ein damals beliebtes Gebäck, verkauft, und der Platz hatte davon den Namen der Kräppelstelle erhalten. Auf die Kräppel folgten hundert Jahre später, wie sich aus obigem ergibt, Karbestriezel und Salzzeilen, und zuletzt warme Würstchen mit Semmel. Mit dem Aufschwunge des Kellers unter der Friebeischen Bewirtschaftung hoben sich auch die Einnahmen dieser „Würstelstelle“ derartig, daß das Bäckermeister sie zuletzt für jährlich 7560 Mark verpachtete. Das führte schließlich doch den Magistrat zu einer Untersuchung über den Ursprung des dem Bäckermeister gewährten Rechts, und da diese dasselbe als ein bloßes Gunstrecht erwies, erstritt der Magistrat im Wege des Prozesses gegen das Bäckermeister 1882 ein obsiegendes Erkenntnis, kraft dessen er die Stelle einzog und dann bis Ende 1885 für jährlich 7150 Mark vermietete<sup>1)</sup>. Mit dem Verfall des Kellers

<sup>1)</sup> Magistratsakten I. 8. 41.

versiel in der Folge freilich auch die Einnahme dieser Würstelstelle, und dementsprechend ging die Pachtsumme mit jeder Pachtperiode herunter, zuletzt für die Zeit von 1898 bis 1903 auf 2430 Mark.

Im Laufe des Jahres 1904 ist nun eine einheitliche Instandsetzung und Ausstattung der Kellerräume, wie diese es durch ihre architektonische Anlage, ihre mannigfach gestalteten Deckengewölbe, ihre Erkerausbauten usw. in hohem Maße verdienen, auf Stadtkosten erfolgt. Dabei wurden in den Räumen der Südseite die Gurtbogen, welche die einzelnen Gewölbefelder teilen, vom Mörtelputz befreit und die darunter befindlichen Sandsteinbogen freigelegt. Gleichzeitig damit erfolgte eine Erneuerung und bessere Verteilung der Gasbeleuchtung, daneben auch die Einführung von elektrischen Kabelleitungen, um kommender Zeit auch die Möglichkeit elektrischer Beleuchtung zu gewähren.

Eine reichlichere Beleuchtung der Räume an der Südseite wurde durch den Abbruch dreier am Rathaus angelehnten Verkaufsbuden, durch Vergrößerung der Fenster nach unten und durch die Anlage eines vor diesen hinlaufenden Lichtgrabens bereits jetzt erzielt, für den nach Osten gehenden Fürstenteller wird ähnliches erst nach dem Ankauf und Abbruch weiterer Buden möglich werden.

Von wesentlicher Bedeutung für den Wirtschaftsbetrieb ist die Verbesserung der Kochküchenanlage, zu der die Möglichkeit durch eine neu ausgeführte Unterkellerung des an die Kellerräume anstoßenden östlichen Rathaushofes mit Beleuchtung durch Oberlicht gewonnen wurde. Zugleich wurde von einem an der Ostseite des Rathauses gelegenen Vorhofe zu den Küchen- und übrigen Wirtschaftsräumen und zu einem Geschäftszimmer für den Kellerpächter eine neue Treppe angelegt, so daß nunmehr die Einführung der Wirtschaftsbedürfnisse und des Bieres nicht mehr durch die Restaurationsräume erfolgen wird.

An Stelle des bisherigen Küchenraumes, der durch Ausbildung der Decke in einheitlicher Gestalt und durch Vergrößerung der Fenster in einen wohnlichen, auch durch Anbringung neuer Wandtafeln, Malerei usw. in einen Behagen erweckenden Zustand umgewandelt wurde, ist ein Sonderzimmer geschaffen worden, dessen Benützung dem Magistrat für besondere Gelegenheiten vorbehalten bleiben soll. Zum Zwecke eines bequemen Zugangs dazu, zumal

bei Festlichkeiten, die die Stadt in den oberen Räumen des Rathauses veranstaltet, ist vom untern Remter des letzteren aus noch eine besondere neue Treppe eingebaut worden.

Ebenso zwangen die jetzt geltenden baupolizeilichen Vorschriften, zu dem bisherigen einzigen Eingang in die Restaurationsräume von der Südseite aus noch einen weiteren hinzuzufügen. Das wurde dadurch erreicht, daß eine von alters her vorhandene, an der Ostseite befindliche Treppenanlage, die unmittelbar in die Restaurationsräume führt, umgebaut und durch eine Vorhalle zweckmäßig für den Verkehr eingerichtet wurde.

So haben die Kellerräume statt der bisherigen einen Treppe deren vier erhalten.

Die Ausschachtungsarbeiten zur Unterkellerung des östlichen und westlichen Rathaushofes haben endlich noch zu der baugeschichtlich interessanten Entdeckung geführt, daß in früherer Zeit vom östlichen Hofe aus eine Treppe in die Kellerräume geführt hat, vielleicht in den Keller unter der alten Ratsstube, in dem in frühester Zeit Wein geschenkt wurde. Die übrigen Fundamentmauern haben ehemals einen kleineren Einbau getragen, der im Anschluß an das jetzige Sitzungszimmer II (im Mittelalter die Kanzlei) bestanden hat.


Rechnen wir dazu noch die Menbeschaffung des Mobiliars und der Küchenausstattung, so stellen sich die eben zum Abschluß gelangten gesamten Instandsetzungsarbeiten allerdings als durchgreifend und allumfassend dar. Die zur Bestreitung der Kosten von den städtischen Behörden nach und nach bewilligten Summen belaufen sich auf 99940 Mark. Die Leitung der Arbeiten lag Herrn Ratsbaumeister Klimm ob.

In den letzten Tagen ist die Verpachtung des Kellers an den Brauereibesitzer, Kommerzienrat Georg Haase auf 12 Jahre vom 1. Oktober des Jahres 1904 ab für jährlich 32000 Mark und die der Würstelstelle auf sechs Jahre für jährlich 1800 Mark an den Fleischermeister Hildebrand erfolgt.

Wir können diesen kurzen geschichtlichen Abriß, zu dem sich noch vieles nach der wirtschafts- und kulturgeschichtlichen Seite hinzufügen ließe, nicht besser schließen, als mit den heiteren, den letzten Umbau in prägnanter Kürze schildernden und den hoffentlich

bald recht zahlreichen Gästen ein herzliches Willkommen zurufenden Versen, die uns beim Eintritt in den Keller an der gegenüberliegenden Wand in unvergänglichem Steinwerk entgegenleuchten:

Im Jahre Neunzehnhundertvier  
Hat man den Keller neu gemacht,  
Hat statt der einen Treppe vier  
Und Licht und Luft hineingebracht.  
Im Hof erstanden hoch und hell  
Die Küche sammt dem Kämmerlein,  
Und an der alten Küche Stell  
Das Herrenstübel traulich fein.  
Das Rund der festen Bänke winkt  
Willkommen nun zu neuer Freud',  
Hier, wo die Halle wiederklingt  
Von alter Väter Lust und Leid,  
Die Väter rufen: Tretet ein!  
Seid froh und wacker wie einst wir!  
Wer hier will trübetümpelig sein,  
Der küß' den Bären vor der Thür!



# Register.

## A.

Abraham, Augenarzt 183.  
 Adams, John Quincy, amerikanischer Schriftsteller 19.  
 Adler, Matthias, Breslauer Bürger 203.  
 Albrecht Achilles, Kurfürst v. Brandenburg 83.  
 Altorf, Universität 99.  
 Alttranstädt, Konvention von 18.  
 Alzenau, Heinz v., schlesischer Ritter 95.  
 Appel, Abraham, Breslauer Bürger 203.  
 Arletius, Johann Kaspar, Rektor in Breslau 73, 75, 76, 80.  
 Arminius 46.  
 Arpat, Adam Kaspar von, Breslauer Rathsherr 106, 107.  
 Arpat, Georg Friedrich von 106.  
 Assig von Siegersdorf, Andreas, Breslauer Syndikus 109, 110.  
 Auer, Breslauer Patrizierfamilie 66.  
 August, Herzog von Braunschweig-Fevern 122, 188.  
 August, Herzog von Sachsen, Administrator von Magdeburg 113.  
 Auras in Schlesien 119.

## B.

Bach, C., Hofrat in Breslau 147.  
 Bache, Familie 65.  
 Badendorf in Mähren 42.  
 Bärn in Mähren 42.

Bärzdorf, Kr. Brieg 41.  
 Balbin, Bohuslaw, böhm. Geschichtsschreiber 8—10.  
 Bamberg, Stadt 104.  
 Bandtke, Georg Samuel, schlesischer Geschichtsforscher 46.  
 Banke, Breslauer Familie 65, 66.  
 Baran, Katharina, in Breslau 193.  
 Barottwitz, Kr. Breslau 65.  
 Bautzen, Weichbild 86, 95.  
 Bayern 90, 235.  
 Bayle, Pierre, französischer Schriftsteller 73.  
 Bayrischer Erbfolgekrieg 136, 146.  
 Bed, Schmied in Breslau 173.  
 Bentowitz, C. F., in Breslau 147.  
 Bennisch in Österr.-Schlesien 42.  
 Berge, Hans von, schlesischer Ritter 86, 95.  
 Berger, städtischer Bauinspektor in Breslau 188, 217.  
 Berger, Generalfiskal in Breslau 168 bis 170, 174.  
 Berlin 141, 145, 232.  
 Bentha in Sachsen 32.  
 Bildungsreisen 34, 99, 102, 104, 107, 111.  
 Blanchard, Schauspieler 169, 173.  
 Bögendorf bei Schweidnitz 135.  
 Böhmen 4, 28, 86, 94, 95.  
 Boettiger, C. A., in Weimar 173.  
 Boleslaw, Herzog von Pommern 183.  
 Bolko I., Herzog von Schweidnitz 179.

Bonifazius IX., Papst 199.  
 Borne, Kr. Neumarkt 31.  
 Borsnitz, Hermann von 191.  
 Bose, Johann Andreas, Professor in  
 Jena 40.  
 Bouillé, Marquis von 137, 138.  
 Brandenburg, Mark 91.  
 Brandenburg a. H., Stadt 136.  
 Braunschweig-Bevern, Herzog von, siehe  
 August.  
 Braunseifen in Mähren 42.  
 Breslau, Adelsucht 101.  
 — Adlerkonvent 202—208.  
 — Agneskirche 194, 195, 200.  
 — Albrechtstraße 128, 203, 204.  
 — Allerheiligenhospital 120, 211,  
 212.  
 — Altbüßerstraße 210.  
 — Angerplatz 149.  
 — Arbeitshaus 209—215.  
 — Archidiaconus des Domkapitels  
 184, 187.  
 — Armenhaus 209—215.  
 — Armenhauskirche 214.  
 — Armenverpflegungsausschuss 106,  
 211,  
 — Armenwesen 209—215.  
 — Bäckerinnung 236.  
 — Ballhaus in der Neustadt 140.  
 — Barbarahospital 192.  
 — Barbarakirche 31, 65, 103, 197.  
 — Barmherzige Brüderrkloster 184.  
 — Bauden 237.  
 — Bauwesen 139.  
 — Belagerung 1757, 122, 188.  
 — Desgl. 1760 117—120, 122—  
 134, 146, 203, 204, 207.  
 — Bernhardenhospital 192.  
 — Beschießung 1760 128.  
 — Bettelci 210—212.  
 — Bibliotheken 112, 113. Siehe  
 auch: Königliche und Universitäts-,  
 Magdalenen-, Reh-  
 digersche u. Stadtbibliothek.  
 — Bierbrauerei 112, 139, 232.

Breslau, Bierschant 223—239.  
 — Birnbaum 201.  
 — Bischöfe siehe Georg, Kaspar,  
 Konrad, Martin, Preczlaw,  
 Wenzel.  
 — Bistum 24, 26.  
 — Blücherplatz 222.  
 — Botenmeisterei im Rathause 224.  
 — Brauhaus, städtisches 227, 228.  
 — Breitestraße 185,  
 — Brückenzoll 218.  
 — Brüderstraße 184.  
 — Buchhandel 8, 20, 21, 37.  
 — Bürgerrecht 139.  
 — Bürgerschaft 226.  
 — Bürgerwerder 139, 152—157.  
 — Burg 112, 177, 178, 192.  
 — Calvinismus 12.  
 — Chebra Kaddischa, Hospital-  
 brüderschaft 190.  
 — Christophorikirche 65, 194, 195.  
 — Christophoriplatz 184.  
 — Claassenstraße 190.  
 — Clarenstift 189.  
 — Diözesanarchiv 13, 54, 58.  
 — Dom 65.  
 — Dominfel 13, 225.  
 — Domkapitel 3, 8, 12, 225.  
 — Doppelpatronate der Kirchen  
 190, 194—199.  
 — Dorotheenkirche 198, 199.  
 — Edfeller im Rathause 223, 224.  
 — Egidienkirche 65.  
 — Einbaumstraße 215.  
 — Eisenfram 213.  
 — Elf Bretter 188.  
 — Elftausend Jungfrauenkirche 199.  
 — Elisabethbibliothek — s. Rehdi-  
 gersche Bibliothek.  
 — Elisabethgymnasium 31, 32, 35  
 bis 38, 47, 48, 50, 52, 112,  
 197, 234.  
 — Elisabethhospital 199.  
 — Elisabethkirche 65, 191, 192,  
 195—197, 217.

Breslau, Entfestigung 189, 221.

- Feldstraße 184, 185, 189.
- Festungswerke 64, 120—124, 126, 138—140, 148, 181, 188, 189, 218—221.
- Finanzen, städtische 226, 229, 230.
- Fischerei 139.
- Fleischbänke, neue 128.
- Fleischer 103, 180, 216, 218—220.
- Fleischverkauf 179, 180.
- Fränkelpplatz 190.
- Fürstenteller 227.
- Fürstensaal 227.
- Fürstentum 86, 95, 109, 184, 187.
- Fuggerhaus 228.
- Gärten 39.
- Garnison 64, 69, 123, 124, 140, 141.
- Gegenreformation 99.
- Geistliche Jurisdiktionen 211, 212.
- Gelehrtenstand 212.
- Gelehrter Garten 153—157.
- Gemeines Almosen 211, 212.
- Genealogische Studien 62—80.
- Georgenkirche 191—201.
- Gerbergasse 179.
- Gerichtsbücher 77, 78.
- Gerichtswesen 139.
- Gertrudenkapelle 197, 198.
- Geschichte 5, 9, 10, 18—21, 26, 109.
- Glückstopf 210.
- Goldnercher Garten 153—157.
- Goldbrücke 220.
- Goldne Gans 153.
- Goldne Sonne 160.
- Goldnes Hirschel 128.
- Graupengasse 185—187.
- Graupenstraße, Neue 222.
- Graupentor 185.
- Gregoriuskapelle 192.

Breslau, Grenzhausegasse 192.

- Grüne Eiche 183.
- Gute Graupenturm 185.
- Handel 108, 112, 180, 213.
- Handwerksgefallen 140.
- Hasfeldtsches Palais 128, 145.
- Hauptmannschaft 98.
- Hauptpost 159.
- Heiligegeiststraße 220.
- Heiliger Geist, Schule 19, 50—52, 220.
- Henricus Pauper 26.
- Herrenämter 108, 109, 227.
- Herren-Malzhof 229, 233, 234.
- Herzoge von, siehe Heinrich, Wladislaus.
- Hintermarkt 224.
- Hiobsbastion 129.
- Hirschbrücke 210.
- Höfchenstraße 100.
- Holteihöhe 177.
- Holzplatz 140.
- Hummeri 229.
- Hutmachersteig 210.
- Jesuiten 200, 201.
- Jesuitenkollegium 124.
- Jrrrenhaus 215.
- Juden 191—193.
- Judenfleischerei 217, 218.
- Judengasse — f. Ursulinerstraße.
- Judenkirchhof 176—190.
- Judenschule — f. Synagogen.
- Judensteuern 179.
- Judenverfolgungen 176, 177, 181, 182, 186, 193.
- Junfernstraße 228.
- Kämmerer 109.
- Kapuzinerkloster 140.
- Karlsplatz 221, 222.
- Karlsstraße 222.
- Kasernen 140.
- Katharinenstraße 128, 204.
- Katholiken 211, 212.
- Katholische Pfarrsprengel 200, 201.



Breslau, Kaufmannschaft 139, 155, 209  
bis 212.  
— Keller, Schweidnitzer—f. Schweid-  
nitzer Kelleramt 227, 231,  
232.  
— Kegelmühle 219.  
— Kegerberg 219.  
— Kirchenwesen 9, 12, 98, 99.  
— Kirchhöfe 176—193, 197, 200,  
201.  
— Klosterstraße 180, 184—186,  
189.  
— Königliche und Universitäts-  
bibliothek 22.  
— Königsbrücke 152, 156, 157.  
— Kohlenstraße 201.  
— Konvente 202—208.  
— Kräppelstelle im Schweidnitzer  
Keller 236.  
— Krankenpflege 202, 211.  
— Krankenverpflegungs- und Be-  
erdigungsgesellschaft, israeli-  
tisch 190.  
— Krautkeller im Rathause 223,  
224.  
— Kreischmer 103, 225.  
— Kriegs- und Domänenkammer  
159, 189, 204, 231.  
— Rulmannsche Scheune 192.  
— Kupferhandel 228.  
— Kupferschmiedestraße 227.  
— Langeholzgasse 128.  
— Lazaruskapelle 184.  
— Leichensteine der Juden 181—184.  
— Leineweberboden 188.  
— Lessinghaus, sogenanntes 141,  
157—162.  
— Lejningpavillon 152—157.  
— Liber consulum 66—68.  
— Lotterie 210.  
— Magdalensäische Gemälde- und  
Kupferstichsammlung 70.  
— Magdalenenbibliothek 112.  
— Magdalengymnasium 36, 37,  
50, 52, 79, 173, 197.

Breslau, Magdalenenkirche 65, 195  
bis 198, 205.  
— Magistrat 139, 140, 151, 159,  
183, 188, 207, 210, 211, 216,  
218, 220, 221, 231—238.  
Siehe auch: Rat.  
— Malzhaus — f. Herren-Malzhof.  
— Margarethenstraße 184.  
— Matthiaskirche 65.  
— Matthiassstift 76, 132, 191, 199  
bis 201.  
— Mauritius, St., Niederlassung  
178, 184.  
— Mauritiuskirche 124.  
— Minoritenkirche 198.  
— Mittelkeller im Rathause 223.  
— Mühlen 219—221.  
— Mülthof 216—222.  
— Münzdirektorium 142.  
— Münze 112.  
— Museum, Schlesisches, für Kunst-  
gewerbe und Altertümer 22,  
96, 97, 112.  
— Meldnerscher Garten 153—157.  
— Neumarkt 128.  
— Neumühle 221.  
— Nikolaitor 120, 129, 132.  
— Nikolaivorstadt 189.  
— Oberamtsregierung 159, 207.  
— Oberdeutsche Einwanderung 100,  
103, 104.  
— Obertor 129.  
— Ohlauertor 120, 131, 177, 180,  
185, 189.  
— Ohlauer Vorstadt 177, 184.  
— Patriziat 66—68.  
— Pest 182.  
— Pestlazarett 139.  
— Pfaffentrieg 224.  
— Pflegehaus 215.  
— Polizei 221.  
— Preussische Besitzergreifung 79,  
80, 98, 121, 122, 133, 139,  
210, 231.  
— Probianamt 152.

Breslau, Pulverturm 217.

- Raspelhaus s. Armenhaus.
- Rat 41, 66—68, 96—114, 177, 179, 180, 203, 204, 206, 207, 223—230. Siehe auch: Magistrat.
- Rathaus 39, 96, 97, 110, 112, 114, 128, 140, 183, 223—239.
- Rathausfunde von Archivalien 85.
- Ratserneuerung 103.
- Ratskapelle 227.
- Ratslinie 66—68.
- Ratsstube 114, 223.
- Ratswahlordnung von 1438 67, 103.
- Reformation 211.
- Reichdigersche Bibliothek 32, 35, 37, 41, 48, 71, 76, 77, 111.
- Reichdigersche Kupferstichsammlung 70.
- Reichkrämer 103, 213.
- Ressource von 1765 154.
- Riembergshof 104, 105.
- Ring 228.
- Röhrgasse 179.
- Roßmarkt 216, 217, 222.
- Salvatorkirche 214.
- Salvatorkirchhof 139.
- Sandstift 198, 219.
- Scherenbastion 120.
- Schlachthof 132.
- Schlesische Zeitung 124.
- Schloß, königliches 128, 231.
- Schmiedebrücke 178, 192, 193.
- Schöppen 103, 108.
- Schöpsbier 187.
- Schreyvogelsches Haus 158 bis 160.
- Schuhbrücke 193, 200, 201, 209, 214.
- Schubtnechtboden 188.
- Schulen 50, 101. Siehe auch: Elisabethgymnasium, Heiliger Geist, Magdalengymnasium.

Breslau, Schuleninspektorat 38, 50.

- Schulzucht 38.
- Schweidnitzer Anger 124, 132, 149, 190, 198.
- Schweidnitzer Keller 223—239.
- Schweidnitzerstraße 228, 232, 234.
- Schweidnitzertor 120, 129.
- Secretarii 109, 114.
- Siebenradebrücke 217.
- Siebenrademühle 139, 140, 219.
- Sparkassengebäude 216, 222.
- Spiegelfabrik 221.
- Springstern 138.
- Staatsarchiv, Königliches 22 bis 25, 54, 57, 77, 78.
- Stadt Berlin, Haus 228, 232 bis 235.
- Stadtarchiv 11, 20, 21, 37, 54, 69, 77, 78, 85, 109.
- Stadtbibliothek 20, 21, 30, 48, 49, 51, 62, 66, 73—75, 78, 97, 106, 112, 158, 216, 222.
- Stadtbücher 57, 224, 226.
- Stadtgericht 77.
- Stadtgraben 120, 177, 220.
- Stadtmauer s. Festungswerke.
- Stadthlau 139, 140, 177, 185, 209, 210, 217—220.
- Stadtrechnungen 223—225.
- Stadttheater 163—175.
- Stadtverordnete 216, 233, 234.
- Steinbrücker 180.
- Sternstraße 215.
- Steuernwesen 179, 181, 232.
- Strehlenerstraße 180, 190.
- Studentenschaft 158.
- Synagogen 178, 179, 193.
- Syndici 104, 109, 114.
- Tanzhaus 185.
- Taschentor 187.
- Tauentzienndenkmal 115, 129, 144 bis 151.
- Tauentzienplatz 115, 149.
- Tischlersches Haus 160.

Breslau, Eschepine 123, 132.  
 — Tuchmacher 103, 177.  
 — Universität 26, 124.  
 — Universitätsbrücke 120.  
 — Unruhen 140.  
 — Ursulinerstraße 178, 179, 192, 193.  
 — Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens 22—25, 53.  
 — Verfassung 6, 9.  
 — Vinzenzstift 132.  
 — Vogtei 224.  
 — Volland'scher Garten 157.  
 — Vorstädte 120, 123, 124, 129, 132, 134, 139, 145, 188, 211, 212.  
 — Vorwerkstraße 184, 185.  
 — Wachtdienst der Bürger 179.  
 — Walengasse 180, 184, 185.  
 — Walkmühle 221.  
 — Wallonenkolonie 177, 178, 184.  
 — Wasserflüsse 112.  
 — Weinberg 184.  
 — Weingasse 184.  
 — Weinschank, städtischer 224, 238.  
 — Weißbierhaus, städtisches 228.  
 — Werthaus s. Armenhaus.  
 — Würstelstelle im Schweidnitzer Keller 236, 237.  
 — Zensur 37.  
 — Ziegelbastion 120, 177.  
 — Ziegehtor 120, 129, 131.  
 — Zuchtthaus s. Armenhaus.  
 — Zuckerraffinerie 155.  
 — Zünfte 67, 101, 103, 108, 211, 212.  
 — Zwingerstraße 139.  
 Breßler, Ferdinand Ludwig von, Breslauer Rathsherr 16, 73.  
 Brieg, Fürstentum 75, 86, 95.  
 — Gymnasium 17.  
 — Regesten 26.  
 — Stadtarchiv 56.  
 — Steuern 90.  
 Bruder, Jakob, Pitterarhistoriker 43, 52.

Buchwald, Johann Sigismund, Pastor in Breslau 214.  
 Buckisch, Gottfried Ferdinand, schlesischer Geschichtschreiber 15.  
 Buddens, Franz 73.  
 Bürde, Kammersekretär 170.  
 Büsching, Johann Gustav, schlesischer Geschichts- und Altertumsforscher 22—25.  
 Büttner, Regimentsquartiermeister 157.  
 Buhl, Wenzel, Leipziger Kaufmann 111.  
 Bunzlau, Stadt 230.  
 Burckhard von Löwenburg, Anna Dorothea, in Breslau 71.  
 — Hans 69, 102.  
 — Susanna Rosina 69.  
 Burkersdorf bei Schweidnitz 134.  
 Busse, Martin von, schlesischer Ritter 86, 95.

## C.

Caramelli, österreichischer Reiterführer 132.  
 Carlowitz bei Breslau 119.  
 Chemnitz, Christian, Professor in Jena 34.  
 Churschwand, Hans Heinrich Graf von 160.  
 Cindal, Breslauer Patrizierfamilie 66.  
 Clüver, Philipp, Geograph 44.  
 Codinus, Georgius, Curialpalates 41.  
 Cölln, Friedrich von, schlesischer Geschichtschreiber 19.  
 Commendone, Cardinal 3.  
 Conradi, Magistratsdirektor 127, 128.  
 Cottbus, Stadt 232.  
 Cracow, Breslauer Patrizierfamilie 66.  
 Crato, Johann, von Crafftheim, Arzt in Breslau 4, 46.  
 Cromer, Martin, polnischer Geschichtschreiber 3, 4.  
 Cromer, Wenzel, bischöfl. Rat 13, 14.  
 Cubasch, Kaufmann in Breslau 233.  
 Cunrad, Johann, schlesischer biographischer Schriftsteller 47.

Eunrad, Kaspar, in Breslau 11.  
Eureus, Joachim, schlesischer Geschicht-  
schreiber 2—8, 10, 12, 13, 45.  
Curtius, Rufus 40.

## D.

Dänemark 99.  
Danzig 101.  
Daun, österreichischer Feldmarschall 117,  
125, 133.  
Deutschhause in Mähren 42.  
Deutsch Lissa 105, 119.  
Dewerdeck, Gottfried, schlesischer Numis-  
matiker 17.  
Diefel, Schauspieler in Breslau 173.  
Dobschütz, Breslauer Patrizierfamilie 65.  
— Adam von 65.  
Döbbelin, Carl, Theaterdirektor in  
Breslau 165—168.  
Dohna, Heinrich von, schlesischer Ritter  
86, 95.  
Domnig, Breslauer Patrizierfamilie  
66.  
Dornau, Kaspar 77.  
Dornheim, Heinz von, schles. Ritter 89.  
Draskovich, österreichischer General 119.  
Dresden 118, 122, 125.  
Driemer, Lorenz, in Breslau 187.  
Dudith, Andreas 77.  
Dürrgoy bei Breslau 119.  
Dyhernfurth in Schlesien 189, 190.

## E.

Ebenund Brunnen, Breslauer Patrizier-  
familie 64.  
— David von, Breslauer Rathsherr  
103, 104, 107.  
— Nikolaus von 104.  
Egerer, Claus, Kaufmann in Breslau  
229.  
Ehrentron, Jrenikus s. Zischadwitz.  
Elisabet, Prinzessin von Brandenburg  
89, 90.

Elisabet, Kaiserin von Rußland 134.  
Elmpt, von, österreichischer Major 124,  
127.  
Endler, J. E., Kupferstecher in Breslau  
148.  
Engelsberg in Österr.-Schlesien 42.  
England 89, 99, 102, 104, 107.  
Erlach, von, preussischer General 137.  
Erust der Fromme, Herzog von Sachsen-  
Gotha 34, 41.  
Eschenloer, Peter, Geschichtschreiber 23.  
Eulenburg-Prassen, Euphenie Gräfin  
zu 63.  
Eusebius, Kirchenvater 41.  
Eyring, Hans, Erben, Breslauer Buch-  
händler 8.  
Ezechiel, Christian, schlesischer Geschicht-  
schreiber 2, 17, 18, 74, 78, 79.

## F.

Fabricius, Johann Albert, klassischer  
Philologe 40.  
Falkenhain, Sophia von 191, 193.  
Fechner, Johann, Lehrer am Elisabetan  
32, 36, 37.  
Fehrentheil und Gruppenberg, Eduard  
von, Genealogie 62.  
Ferdinand I., Kaiser 4, 5, 12.  
Fibiger, Michael Joseph, schlesischer  
Geschichtschreiber 10, 15—18.  
Fichte, Johann Gottlieb, Philosoph  
143, 144.  
Fiedler, Jakob, Breslauer Rathsherr 103.  
Fischer von Erlach, Johann Bernhard,  
Architekt in Wien 159.  
Fischer, Tobias, Chronist 2.  
Flaschner, Breslauer Familie 65.  
Flemming, Jakob Heinrich, Reichsgraf  
von 161.  
— Karl Jakob August, Reichsgraf  
von 160.  
Floßgraben, der 119.  
Foerster, Oberamtssekretär in Breslau  
159, 160.

Fouqué, Heinrich August Freiherr von,  
General 117, 123, 133.  
Fränkel, schlesischer Landesrabbiner 190.  
Franken 90.  
Frankfurt a. M. 107.  
Frankfurt a. O. 32, 90, 99.  
Frankreich 6, 8, 89, 99, 102, 107.  
Franz I., Kaiser 118.  
Franzke, Georg, herzoglicher Kanzler  
in Gotha 33—35.  
Franzosen, die 116, 117.  
Freiberg, Breslauer Familie 65.  
Freiberg i. Sachsen 230.  
Freiburg i. Br. 12.  
Freinsheim, Johannes, Altertums-  
forscher 40.  
Freudenthal in Österr.-Schlesien 42.  
Freitag, Gustav, Dichter 46.  
Friebe, Adolf, Stadtrat in Breslau 235.  
— Carl August, Brauereibesitzer  
in Breslau 234—236.  
— Christian Gottfried, Brauer in  
Langenau 234.  
Friedland in Mähren 42.  
Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg  
89, 90.  
Friedrich I. Barbarossa, Kaiser 45, 83.  
Friedrich II., König von Preußen 18,  
19, 27—29, 105, 106, 116—118,  
120—123, 125—127, 132—147, 189,  
211.  
Friedrich Wilhelm I., König v. Preußen  
116, 135, 140.  
— — II. 146, 147, 164, 169.  
— — III. 164, 165, 167—169,  
189.  
Friedrich Wilhelm, Kronprinz von  
Preußen 114.  
Fruchtbringende Gesellschaft 113.  
Fuldener, schles. Geschichtsforscher 74.  
Fürst und Kupferberg, von, Breslauer  
Familie 73.  
— Georg von 104.  
— Karl Joseph Maximilian von,  
Großkanzler 75, 76, 104.

Fürst und Kupferberg, Luise Margarete  
von 75.  
— Sigismund von 104.  
Fürstenstein in Schles., Bibliothek 60,  
77, 78.  
Fugger, die 228.  
Fuhrmann, Hans, in Breslau 185.

## G.

Gabitz bei Breslau 119, 124, 132, 133.  
Galhardus de Carceribus, päpstlicher  
Nuntius 191.  
Gaunersdorf, Niederösterreich 42.  
Gebauer, Petrus, Archidiaconus 200.  
Gebhardt, Johann, Lehrer am Elisabetan  
32.  
Gegenreformation 7, 8, 10, 14 — 16,  
28, 31.  
Georg Kopp, Fürstbischof von Breslau  
59.  
Gerhard, Kircheninspektor in Breslau  
214.  
Gersdorf, Christoph von, Lausitzer Ritter  
86, 95.  
Giebau in Mähren 42.  
Girdan, Peter, in Breslau 186.  
Glag, Stadt 65, 116, 117, 119, 125.  
Glogau, Fürstentum 5, 86, 95.  
— Stadt 118, 122, 179, 180.  
Göldner, Daniel, Ziergärtner in Breslau  
154.  
— Johann Jakob, Ziergärtner  
154, 155.  
Görlitz, Stadt 57, 87, 88, 93, 94.  
— Weichbild 86, 95.  
Götz und Schwanenfließ, Johann von,  
Breslauer Rathsherr 100, 105.  
— Magnus Anton von 100.  
Goldast, Melchior, Geschichtsforscher 44.  
Goldbach, Samuel Balthasar von, in  
Breslau 69, 70.  
— Susanna Eleonore von 69.  
Goldschmied, Valentin, in Breslau 206.  
Goschy, Johann Christoph, Zeichner 75.

Goslar, Lehrer in Breslau 183, 184.  
 Gotha, Stadt 33—35.  
 Gramschütz bei Glogau 118.  
 Gremmel, Hans, in Breslau 228.  
 Gribbeauval, Ingenieuroffizier 134.  
 Großleipe, Kr. Trebnitz 105.  
 Grottkau in Schlesien 41, 42.  
 Grüneiche bei Breslau 100.  
 Grünenberg, Konrad von 91, 92.  
 Grünhagen, Colmar, schlesischer Geschichtsforscher 1, 25—29.  
 Grundmann, Christoph, Breslauer Rathsherr 107.  
 Gryphius, Christian, Rektor des Magdaleneums 38, 49, 67, 102.  
 Guske, Peter v., Lausitzer Ritter 86, 95.

## H.

Haase, Georg, Brauereibesitzer in Breslau 238.  
 Habsburger, die 4, 6, 16, 17, 27, 28, 111.  
 Härtel, Barbara 227.  
 Häublein, Nikolaus, Leipziger Kupferstecher 112.  
 Hagen, Friedrich Heinrich von der, Professor in Breslau 23.  
 Hain, Magnus von, auf Nieder-Hermisdorf 100.  
 Hallmann, schlesischer Dichter 77.  
 Hamburg 99.  
 Hante, Agnes 31.  
 — Christian 32.  
 — Johann der Ältere 31—36.  
 — Johann der Jüngere 32—35.  
 — Martin, schlesischer Geschichtsforscher 17, 18, 30—52, 67, 106.  
 — Theodora 36, 37.  
 Hasenburg, Wilhelm von, böhmischer Ritter 86, 95.  
 Hauck, Kaufmann in Breslau 221.  
 Haugwitz, Grafen von 144.  
 — Gelfried von, Lausitzer Ritter 86, 95.  
 Haunold, von, Breslauer Patrizierfamilie 77.

Haunold, Eva von 104.  
 — Johann Sigismund von, Ratsherr 39, 40, 51, 71, 106.  
 Heinrich III., Herzog von Breslau 178, 184.  
 — IV., Herzog von Breslau 179.  
 — V., Herzog von Breslau 219.  
 — Herzog von Glogau 91.  
 — IX., Herzog v. Liegnitz-Brieg 86.  
 — Prinz von Preußen 116—118, 122, 123, 125, 130, 132, 133, 145.  
 — Karl Friedrich, Gymnasiallehrer in Breslau 168, 173—175.  
 Heinrichau, Kloster 13, 24.  
 Helmann, Breslauer Familie 65.  
 Helmstädt, Universität 102.  
 Henel, Christian Friedrich 47.  
 — Nikolaus, schlesischer Geschichtsschreiber 2, 4, 6, 9—12, 15—17, 45, 47, 65, 66.  
 Herford, von, Rathsherr in Breslau 207.  
 Hermann, Leonhard David, schlesischer Altertumsforscher 17, 18.  
 Herrmannstadt in Österr.-Schlesien 42.  
 Hermes, Johann Timotheus, Schriftsteller 21.  
 Herodot 14.  
 Herruprotsch bei Breslau 215.  
 Heß, Breslauer Patrizierfamilie 72.  
 — Johann, Reformator 2, 77.  
 — Max von 72.  
 Heugel, Bresl. Patrizierfamilie 69, 77.  
 Heyne, Christian, Professor in Göttingen 173.  
 Hildebrand, Johann Lukas, kaiserlicher Hofingenieur 159.  
 Hirschberg in Schlesien 103.  
 Hochkirch bei Liegnitz 119.  
 Hörschen-Kommende bei Breslau 100, 119.  
 Hoensch, Jakob, Advokat in Breslau 208.  
 Hof in Mähren 42.  
 Hoffmann, David, Breslauer Secretarius 109, 110.

Hofmann von Hofmannswaldau, Bres-  
lauer Patrizierfamilie 77.  
— Christian 100—102.  
— Johann 101.  
Hohenfriedeberg, Schlacht bei 116.  
Holstenius, Lucas, Vorstand der Vati-  
cana 41.  
Holtei, Karl von, Dichter 5, 105.  
Hornburg bei Halberstadt 117.  
Hornhausen bei Aschersleben 32.  
Hornig, Balthasar, Bürger in Breslau  
187.  
Hoym, Grafen von 144.  
— Graf, schlesischer Provinzial-  
minister 164—169, 221.  
Huben bei Breslau 132.  
Hubertusburg, Friede von 159, 160.  
Humanismus 40, 45.  
Hundsfield bei Breslau 127, 133.  
Hussitenkriege 26, 28, 82, 90, 91, 121.

### I.

Jägerndorf, Fürstentum 31.  
— Stadt 42.  
Jena 8, 32—34, 40, 102.  
Jerome Bonaparte 149.  
Jessinski, Eva Susanna, in Breslau  
104.  
— Stephan 104.  
Jesuiten 14, 16, 124, 200, 201.  
Jlung, Sebastian, Augsburger Pa-  
trizier 91.  
Jngolstadt 13.  
Jnselsberg in Thüringen 36.  
Johann, König von Böhmen 181—183,  
190, 193.  
Johann der Alchimist, Markgraf von  
Brandenburg 90—92.  
— d. J., Markgraf von Branden-  
burg 83.  
Johann von Neumarkt, königlicher  
Kanzler, Bischof von Leitomischl 193.  
Johann I., Herzog von Sagan 86,  
92—95.

Joseph II., Kaiser 137.  
Jseland, Insel 111.  
Jtalien 6, 8, 102.

### K.

Kaiser, Kasetier in Breslau 233.  
Kalinowski, Familie 65.  
Kalkbrenner, Johann, kaiserlicher Bau-  
meister 159.  
Kamenz in Sachsen 230.  
Kaminski, Familie 65.  
Kanth bei Breslau 132.  
Karl der Große, Kaiser 45.  
— IV., Kaiser 84, 181, 185, 186,  
193, 198.  
— XII., König von Schweden 18.  
Kaspar von Fogau, Bischof v. Breslau 3.  
Katte, v., Kommandant v. Breslau 122.  
Kaufmann, Georg, Prof. in Breslau 53.  
Kausch, Johann Joseph, schlesischer Arzt  
und Geschichtschreiber 19.  
Keil, Friedrich, Staatsanwalt in Breslau  
53.  
Kekten, die 44.  
Ketschdorf, Kr. Schönau 234.  
Kilian, Philipp und Wolfgang, Augs-  
burger Kupferstecher 111.  
Kirsten, Dorothea 206.  
— Erasmus, aus Breslau 205, 206.  
— Hieronymus, aus Breslau 205.  
— Ursula 206.  
— Karl Siegmund von, Rittmeister  
206.  
Kittlich, Nikolaus von, schlesischer Ritter  
86, 95.  
Kleist, Grafen von 144.  
— Ewald von, Dichter 142.  
Klimm, Ratsbaumeister in Breslau 238.  
Kloeber, Karl Ludwig von, schlesischer  
Geschichtschreiber 19.  
Klose, Samuel Benjamin, schlesischer  
Geschichtsforscher 19—21, 23, 46,  
48, 80, 153—155, 159, 160.  
Knesebeck, von dem, Johann Christoph,  
Oberstleutnant 144.



Roßwitz, Hr. Breslau 65.  
 Röbler, Johann David, schlesischer  
 Geschichtschreiber 18.  
 Röler, Christoph, schlesischer Dichter 31.  
 Rohlfass, Georg Ernst von, Breslauer  
 Rathsherr 107.  
 Rolin, Schlacht von 116, 117, 123,  
 146, 188.  
 Ronrad, Herzog von Ols, Bischof von  
 Breslau 13, 86, 89, 92—95.  
 Ronrad der Kanthner, Herzog von Ols  
 89, 92—95.  
 Ronstanz, Konzil von 89.  
 Ropp, Georg, Fürstbischof v. Breslau 59.  
 Rorn, Johann Friedrich, Buchhändler  
 in Breslau 211.  
 Rorn, Wilhelm Gottlieb, Breslauer Ver-  
 leger 20, 21.  
 Roschlig, Hemil von, schlesischer Ritter  
 87, 95.  
 Rosel, Fürstentum 86, 95.  
 Roska, Familie in Breslau 208.  
 Rospoth, Friedrich und Wilhelm von,  
 sächsische Edelleute 32.  
 Roßebue, August von, Dichter 169.  
 Krakau, Stadt 225.  
 — Universität 1.  
 Kramp, Schauspieler in Breslau 173.  
 Kranz, Gottlob, Rektor des Elisabethans  
 49, 52.  
 Kretschmer, Gottfried, Breslauer Rats-  
 herr 110.  
 — Johann, Breslauer Secretarius  
 109, 110.  
 Kreuzburg, Oberschlesien 213.  
 Krieg, dreißigjähriger 31, 32, 39, 51,  
 121, 212.  
 — 1. und 2. schlesischer 27, 116, 121.  
 — siebenjähriger 116—135, 159,  
 188, 189, 210, 232.  
 Kroaten, die 129.  
 Kromayer, Augustin Heinrich von, Bres-  
 lauer Rathsherr 99.  
 Kruse, Friedrich, schlesischer Altertums-  
 forschcr 23.

Rugler, Joseph, Jesuit 16.  
 Rundmann, Johann Christian, schlesischer  
 Altertumsforscher 17, 74.  
 Runersdorf, Schlacht von 117.  
 Runisch, Johann Gottlieb, Professor in  
 Breslau 23.  
 Kupferberg, Bergstädtchen 104.  
 Rugen, Joseph, schlesischer Geschicht-  
 schreiber 129, 141, 153, 154, 157.

## V.

Vambeck, Peter, Präfect der Wiener Hof-  
 bibliothek 41, 42.  
 Vandeshut in Schlesien 117, 145.  
 Vangendorf, Hr. Reife 42.  
 Vangenzenn in Franken 90.  
 Vanghans, Karl Gotthard, Architect 145,  
 147, 148.  
 Vasan, Heinrich von, schlesischer Ritter  
 86, 95.  
 Vattke, Müllermeister in Breslau 235.  
 Vauban, Stadt 230.  
 Vaudon, v., Feldzeugmeister 117—119,  
 122—134, 145.  
 Vaugwitz, Hr. Brieg 41, 42.  
 Vausitz, die 86, 95, 99.  
 Vaxenburg bei Wien 42.  
 Vebe, Breslauer Patrizierfamilie 66.  
 Vesebre, Ingenieuroffizier 134.  
 Vehmgruben bei Breslau 132.  
 Velden, Universität 102, 111.  
 Leipzig, Universität 99, 107, 111.  
 Veitomischl, Bischof von, s. Johann.  
 Ventner, Familie in Breslau 208.  
 — C.C., Prorektor am Magdaleneum  
 204, 207.  
 Vobschütz, Stadt 31.  
 Leopold I., Kaiser 12, 41, 42, 107, 113.  
 Vessing, Gotthold Ephraim, Dichter 133,  
 134, 140—143, 152—162.  
 — Karl Gotthelf, Münzdirector in  
 Breslau 142, 143, 153, 154.  
 Vestwitz, von, Generalleutnant 122.  
 Veubus in Schlesien 119, 122, 132.

Leuthen, Schlacht von 105, 122.  
 Libalbus, Tobias 71.  
 Lichten in Österr.-Schlesien 42.  
 Liegnitz-Brieg, Fürstentum 12, 18, 75, 86, 95.  
 — Herzöge von 84. Siehe auch:  
 Boleslaus, Heinrich, Ludwig, Wenzel.  
 Liegnitz, Stadt 56, 85, 87, 88, 93—95, 117, 119, 133, 183.  
 Lindner, Breslauer Patrizierfamilie 64.  
 Livius, Titus 40.  
 Lloyd, englischer General 120, 121.  
 Loen, Joh. Michael von, Schriftsteller 101.  
 Löwenberg in Schlesien 57, 230.  
 Lohe, Schlacht an der, 1757 122.  
 Lohenstein, Daniel Casper von, Breslauer Syndicus 12, 77, 102.  
 Lucas, Friedrich, schlesischer Geschichtschreiber 11, 12, 15, 17, 18, 67.  
 Ludwig II., Herzog von Liegnitz-Brieg 86, 89—95.  
 Lübbert, August Friedrich, Stadtrat 158.  
 Luther, Martin 4.  
 Lygier, die 43, 44.

## M.

Maennling, Familie in Breslau 208.  
 Märzdorf, Kr. Ohlau 42.  
 Magdeburg, Stadt 107, 113, 136, 165.  
 Magnitz, Kr. Breslau 65.  
 Majestätsbrief, der 10.  
 Mainz, Hoftag, 1184 83  
 Major, Elias, Rektor des Elisabetans 31.  
 Malzan, Graf von 76.  
 Manso, Rektor des Magdalencums 165, 173.  
 Maria Theresia, Kaiserin 118.  
 Mariahöfen bei Breslau 119.  
 Martin Gerstmann, Bischof von Breslau 3, 13.  
 Masselwitz bei Breslau 119, 122.  
 Madersperger, Andreas, schlesischer Schriftsteller 11.  
 Maximilian II., Kaiser 3, 21.

Melanchthon, Philipp 3, 4, 6, 12, 77.  
 Memmingen, Stadt 103.  
 Menzel, Karl Adolf, schlesischer Geschichtschreiber 21, 22, 129, 131.  
 Mezler, Hans, Breslauer Ratsherr 66.  
 Michaelis, Hermann, Bildhauer 158.  
 Mielsch, Johann Christian, Bäcker in Breslau 233.  
 Mochnern, Klein-, bei Breslau 119, 133.  
 Mönitz in Mähren 42.  
 Mogalla, Dr., Arzt in Breslau 165.  
 Mollwitz, Schlacht bei 116.  
 Monau, Breslauer Patrizierfamilie 77.  
 Montalembert, franz. Gesandter 133.  
 Morhof, Daniel Georg, Literaturhistoriker 40.  
 Moriz, Kommerzienrat in Breslau 168.  
 Mornberg, Gregor, Stadtschreiber in Breslau 196.  
 Morner, Jakob, Priester in Breslau 186.  
 Muck von Muckendorf, Peter, Breslauer Syndikus 109.  
 Mudrach, Frein von 75.  
 — Ferdinand von 105.  
 Mühlspfort, Heinrich, schlesischer Dichter 49, 112.  
 Müllner, Ambrosius, königlicher Kanzleischreiber 186, 187.  
 Müller, Kriegs- und Domänenrat 170.  
 Münsterberg, Fürstentum 6, 8.  
 Mülscheshahl, Carl Friedrich von, Geheimrat 75, 76.

## N.

Namslau, Burglehn 98.  
 Naso, Ephraim Ignatius, schlesischer Geschichtschreiber 14, 15.  
 Nauendorf, österreichischer General 119.  
 Naumann, Regimentsquartiermeister 142.  
 Neisse, Stadt 41, 137.  
 — Otto von der, Breslauer Bürger 186.  
 Neldner, Kaufmann in Breslau 154.  
 Neudeck bei Neustadt O.S. 41, 42.

Neudorf, südl. von Breslau 124, 132.  
Neugebauer, Familie in Breslau 207,  
208.

— G. E., Advokat in Breslau 204,  
205, 207.

Neufirch bei Breslau 119.

Neumann, Kaspar, Kircheninspektor in  
Breslau 52.

Neumark, die 118.

Neumarkt in Schl. 119, 133.

Neumarkt, Johann von, s. Johann.

Neustadt a. d. Metau 116, 146.

— D. S. 9, 41.

Neuwalde, Kr. Neiße 41.

Niederlande, die 34, 40, 89, 99, 104, 107.

Niemtschitz in Mähren 42.

Nikolsburg in Mähren 42.

Nostitz, Johann Hartwig, Graf, böhmischer  
Hofkanzler 41, 42.

## N.

Novernitz, Kr. Trebnitz 105.

Oberschlesien 26, 30, 31, 44, 87, 98.

Oder, die 32, 39, 119, 120, 133.

Oels, Fürstentum 86, 95.

— Herzöge von, s. Konrad.

Oesterreich-Ungarn 102.

Osen, Stadt 225.

Ohlau, Stadt 41, 42, 137, 217.

Ohle, Fluß 119, 124, 217. Siehe auch:  
Breslau, Stadtohlau.

Olmütz, Stadt 42.

Orden (Ehrenzeichen) 84.

Orth, Hieronymus, in Breslau 206.

## P.

Padua, Universität 111.

Parchwitz bei Liegnitz 119, 132, 145.

Paris, Stadt 6.

Paritius, Christian Friedrich, schlesischer  
Altertumsforscher 23.

Pein und Wechmar, Heinrich Marx von,  
Breslauer Ratsherr 104, 105, 113.

— Johann von 104.

Pein und Wechmar, Sigismund Rein-  
hard von 105, 113.

Persert, Johann, Breslauer Buch-  
händler 8.

Pfaffendorf bei Liegnitz 133.

Pfefferkorn, Dietrich in Breslau 219.

Piast 46.

Pistorius, Hofrat in Breslau 170.

Pittich, Martin, Prediger 31.

Platen, preussischer General 133.

Plessel, Breslauer Patrizierfamilie 192.

Plüddemann, Stadtbaurat in Breslau  
151.

Pöpelwitz bei Breslau 119.

Pogrell, Preczlaw von, Bischof von  
Breslau 13.

Pogrell, Sigmund von 86, 95.

Pol, Nikolaus, schlesischer Geschicht-  
schreiber 2, 11, 23.

Polen 3, 4, 8, 9, 44.

Pommern 116, 141, 146.

Ponickau, Frau von, geb. Freiin von  
Mudrach 75, 76.

Popplau, von, schlesische Adelsfamilie 77.

Portner, Johann Albert, kaiserlicher  
Rat 41, 42.

Posen, Stadt 99, 117.

Potsdam, Stadt 143.

Prag, Stadt 116, 123, 137, 225.

Preczlaw von Pogrell, Bischof von  
Breslau 13.

Prichsenstadt in Franken 100.

Prittitz, Hoher von 190.

Prittwitz, v., Kriegs u. Domänenrat 170.

Prödlitz in Mähren 42.

Promnitz, Graf von 79.

Przímko, Herzog von Troppau 86,  
92—95.

## Q.

Quaden, die 43, 44, 46.

## R.

Rachenau, Gloggreant von, schlesischer  
Ritter 86, 95.

Rachner, Bildhauer in Breslau 151.

Radziwiłł, Karl Stanislaus, Fürst von 141, 160, 161.  
 Rätel, Heinrich, Übersetzer des Cureus 5—8.  
 Ranke, Leopold von, Geschichtsforscher 23.  
 Ransern, Stadtlandglüteramt 108.  
 Rapold, Daniel, schlesischer Geschichtsschreiber 2, 12—14.  
 Raschke, Pastor in Breslau 74.  
 Rastelski, Frau, in Breslau 213.  
 Raupach, Hans Georg, Dr., Advokat in Breslau 204.  
 Rausnitz in Mähren 42.  
 Rechenberg, Nikolaus von, schlesischer Ritter 86, 95.  
 Reformation 3—5, 7, 8, 10, 14—17, 28.  
 Rehdtger, Breslauer Patrizierfamilie 65, 69, 77.  
 Rehdtger, Nikolaus der Jüngere 9.  
 Reichel, von, Geschlecht 161.  
 — Adam Wenzel 102, 104.  
 — Albrecht 62—80.  
 — Anna Dorothea 71.  
 — Charlotte 72.  
 — Gottfried Benedikt 70.  
 — Hans Benedikt 63, 70—72.  
 — Heinrich d. Ä. 64, 65.  
 — Heinrich d. J. 64, 65, 71, 72.  
 — Juliana Eleonora 72.  
 — Karl 72.  
 — Maria Barbara 69.  
 — Maria Elisabeth 70, 72.  
 — Servatius d. J. 71.  
 — Susanna Eleonora 69.  
 — Susanna Rosina 69.  
 — Wilhelmine 72.  
 Reichenbach i. Schl. 134.  
 Reithel, Wolfgang, Schneidermeister in Breslau 233.  
 Revolution, französische 167.  
 Richter, städtischer Bauinspektor in Breslau 220.  
 Riedel von Löwenstern, Rathhaus, Breslauer Rathsherr 105.  
 Riedel von Löwenstern, Peter 105.

Riehl, Wilhelm, Kulturhistoriker 30.  
 Riemer und Riemberg, Johann Gottfried von, schles. Genealoge 79.  
 Riesengebirge 32.  
 Rindfleisch, Bresl. Patrizierfamilie 77.  
 — Hans 228.  
 Ritter, Standesbezeichnung 85.  
 Rittergesellschaften 81—95.  
 Roepell, Richard, Professor in Breslau 24, 25.  
 Rohr, Lorenz von, schles. Ritter 86, 95.  
 Rom, Stadt 91.  
 Rosdrazensky, Stanislaus Graf 229.  
 Rosenberg, Maria Barbara von 69.  
 Rosental bei Breslau 119.  
 Rotfürben bei Breslau 65.  
 Rouvroy, Oberst von 123, 130, 131.  
 Runge, Christian, schlesischer Geschichtsschreiber 8, 17, 74, 77, 79.  
 Ruffen, die 117—119, 122, 123, 125, 127, 130, 132—134.  
 Rybisch, Geschlecht 161.  
 — Siegfried 4, 77.

## S.

Sachs, Bresl. Patrizierfamilie 69, 74.  
 Sachs von Löwenheim, Breslauer Patrizierfamilie 69.  
 — Ernst Samuel 16, 69.  
 Sachsen, Kurfürstentum 12.  
 Sagan, Fürstentum 5, 86, 95.  
 Safran, Papiermühle 218.  
 Sauer, Esaias, Reichkrämer in Breslau 209, 212—215.  
 Sauermann, Bresl. Patrizierfamilie 69.  
 Saußberg, Hans, in Breslau 185.  
 Schadow, Johann Gottfried 146—148.  
 Schaubert, Karl Wolfgang 105.  
 Scheibel, Johann Ephraim, Rektor 75—77, 80.  
 Scheps, Schweidn. Patrizierfamilie 65.  
 Schickfuß, Jakob, schlesischer Geschichtsschreiber 6—9, 14, 45.  
 Schilling, Johannes, Bildhauer in Dresden 151.

Schindel, Heinrich von 86, 95.  
 Schlang bei Breslau 62—64, 70, 71.  
 Schlecht, Melchior, Breslauer Rats Herr  
 108.  
 Schlenz, Samuel, Tuchmacher in Bres-  
 lau 204.  
 Schlesien, Adel 85.  
 — Deutsche Besiedelung 4, 24, 27,  
 28, 84, 85.  
 — Dichterschule, zweite 100.  
 — Familienarchive 59—61.  
 — Feuersbrünste 11.  
 — Gegenreformation 7, 8, 10, 14  
 bis 16, 28, 31, 99.  
 — Genealogie 62—80.  
 — Gerichtswesen 9.  
 — Geschichtsforschung 1—29, 40,  
 43—61.  
 — Historische Kommission 53—61.  
 — Hussitenkriege 82, 90, 91, 123.  
 — Kirchengeschichte 3—5, 7—11,  
 14, 15, 18.  
 — Landeskunde 10—12, 16.  
 — Lehn- und Besitzurkunden 26.  
 — Majestätsbrief 10.  
 — Münzwesen, Münzfunde 51,  
 106.  
 — Name 43, 44.  
 — Pest 31.  
 — Preussische Besitzergreifung 16,  
 18, 19, 27—29, 57.  
 — Provinzialgefühl 6.  
 — Provinzialverwaltung 151.  
 — Rechtsgeschichte 24.  
 — Reformation 3—5, 7, 8, 14—17,  
 28.  
 — Regestensammlung 25, 26.  
 — Rittergesellschaften 81—95.  
 — Rittersitel 85.  
 — Schulen 59.  
 — Stadtbücher 57.  
 — Städterwesen 85.  
 — Stände 17, 28.  
 — Türkenschrecken 3, 4.  
 — Unglücksfälle 11.

Schlesien, Urbare 59.  
 — Urgeschichte 17.  
 — Verfassung 7, 9, 11, 24, 28.  
 — Verwaltung 7, 9, 11, 24, 28.  
 — Wirtschaftsgeschichte 24.  
 — Zensur 10, 16, 18, 37.  
 Schleupner, Familie 77.  
 Schmettau, Grafen von 144.  
 Schmettau, Maria Elisabeth von 70.  
 Schmidt, Christian Gottlieb, Partikräm-  
 er in Breslau 233.  
 Schneider, Martin, in Breslau 188.  
 Schoebel, Georg, Breslauer Schrift-  
 steller 111—113.  
 Schönburg, Herrschaft 32, 35.  
 Scholz, Balthasar, Fleischer in Breslau  
 110.  
 — Hieronymus, Prediger bei 11 000  
 Jungfrauen 50.  
 Scholz, Gottfried, Prälat des Matthias-  
 stifts 201.  
 — Maximilian, Schauspieler 164,  
 166, 167, 169, 171.  
 Schreiber, Friedrich, Kaufmann in  
 Breslau 170.  
 — Sigismund, Breslauer Rats-  
 herr 103.  
 Schreyvogel, Gottfried Christian, von,  
 in Wien 159, 160.  
 — Johann Rudolf von, in Bres-  
 lau 159.  
 — Karl Anton von, in Wien 159.  
 Schrode, Chr. Fr., Superintendent in  
 Ohlau 75.  
 Schuch, Franz, Schauspieler 163.  
 Schulte, Alois, Professor in Breslau 53.  
 Schulz, Alwin, schles. Kunsthistoriker  
 110, 111, 113.  
 — Georg, Bresl. Maler 110, 113.  
 Schulz, Chrysostomus, Schöffensuhl-  
 notar in Breslau 36.  
 Schulze, Kretschmerältester in Breslau  
 103.  
 Schummel, Johann Gottlieb, schlesischer  
 Geschichtschreiber 19, 174.

Schwaben 90, 103.  
 Schwarz, Familie 65.  
 Schweden, die 13, 18.  
 Schweidnitz-Fauer, Fürstentümer 14, 86, 95.  
 — Herzog von, s. Volko.  
 — Stadt 65, 134, 135, 143, 146, 147.  
 Schweidnitzer Bier 224—230.  
 Schweinichen, Hans von 23.  
 Schwerin, Graf, preußischer Feldmarschall 121.  
 Sebisch, von, Breslauer Patrizierfamilie 65, 69—71, 77, 79.  
 — Adam 98, 99.  
 — Albrecht der Ältere 70.  
 — Albrecht der Jüngere 70, 71.  
 — Samuel 98, 99.  
 Seckendorf, Hans von, zu Brun 91.  
 Seifart, Sigismund, Breslauer Ratsherr 107.  
 Senfft von Pilsach, Stadtdirektor 165, 168, 169.  
 Senitz, Adam Siegmund von 74.  
 — Hans Melchior von 74—77.  
 — Luise Margarete von 75.  
 Seydlig, von, General der Kavallerie 135.  
 Shakespeare, Dichter 173.  
 Sigismund, König 84, 89, 203.  
 Siltemann, Rudolf, Major 160.  
 Sinapius, Johann Christian, schlesischer Geschichtsforscher 17, 74, 79.  
 Slawen, die 8, 9, 44, 45.  
 Sleidan, Geschichtschreiber 17.  
 Smogil, Jude in Breslau 193.  
 Sommer, Kaspar, schlesischer Schriftsteller 11.  
 Sommersberg, Friedrich Wilhelm von, schlesischer Geschichtschreiber 2, 10, 16, 24, 46, 69, 74, 190.  
 Spanien 99.  
 Sjaltschkow, russischer General 117, 118, 130, 133.  
 Stein, Bartholomäus 1, 2, 10, 46, 194, 198, 225.

Steinkeller, Breslauer Patrizierfamilie 204—206.  
 — Andreas, Geistlicher in Breslau 205.  
 — Rüdiger, Ratsherr in Breslau 205.  
 Stenzel, Gustav Adolf Harald, Geschichtsforscher 23—26.  
 Stephan, Gottfried, in Breslau 232.  
 Steube, Familie in Breslau 199.  
 Stieff, Rektor des Elisabetans 80.  
 Stolle, Gottlieb, Litterarhistoriker 40.  
 Stralsund, Stadt 205.  
 Streit, Karl Konrad, Regierungsrat in Breslau 154, 168.  
 Striegau, Stadt 231.  
 Struve, Burkhard Gotthelf, Geschichtsforscher 40.  
 Süßmilch, Ratsherr in Breslau 208, 214.  
 Sueben, die 43, 44.

## T.

Tacitus 44, 111.  
 Tangermünde, Stadt 90.  
 Tannfeld, Tomisch von, schlesischer Ritter 87, 95.  
 Tarnau, Jban von, gen. Ruchschmalz 228.  
 Tauenzien, Emmy von 144.  
 Tauenzien, Friedrich Bogislaw von, General 115—151, 153, 157—162.  
 Tauenzien von Wittenberg, Friedrich Bogislaw Emanuel Graf von, Feldmarschall 144, 145.  
 Tempelhof, von, Geschichtschreiber 131, 132.  
 Thebesius, Gottfried, Liegnitzer Geschichtschreiber 18.  
 Thielisch, Dr. Georg, Arzt in Breslau 203, 206.  
 — Melchior, in Breslau 206.  
 Thomae, Elias, Rektor des Elisabetans 37.  
 Thorn, Stadt 99, 225.

Thüringen 35, 36.  
 Thymohannß, Bernhardin, in Breslau 186.  
 Tiefenhausen, Leutnant von 144.  
 Toberentz, Bildhauer in Breslau 150, 151.  
 Tommendorf, Schweidnitzer Patrizierfamilie 65.  
 Trachenberg i. Schles. 127.  
 Trent, österreichischer Parteigänger 116.  
 Treschen bei Breslau 39.  
 Troppau, Herzog von, s. Przimko.  
 Tschernyschew, russischer General 134.  
 Tschirschky, Charlotte von 63.  
 — Karl Konrad Leopold Joachim von 63.  
 Tschirschky-Reichel, Benno von 63.  
 — Mortimer Freiherr von 62, 63.  
 Tschirschky-Renard, Mortimer Graf von 63.  
 Türkenfurchen 3, 4, 82.  
 Turniere 82, 83, 87, 88, 93.

## II.

Uechtritz, Nikolaus v., schles. Ritter 86, 95.  
 Ungarn 89.  
 Unruh, Feldprediger in Breslau 144.  
 Uthmann, Breslauer Patrizierfamilie 64, 65, 69, 72, 104.

## III.

Vandalen, die 44.  
 Veitel, Ephraim, Hofjuwelier 161.  
 Volland, Fischer in Breslau 157.  
 Vorpahl, Christian, Polizeiinspektor 231, 232.

## III.

Wäßer, Barbara, Schauspielerin 163, 164, 168, 169, 174.  
 — Joh. Christian, Schauspieler 163.  
 Waldenburg in Sachsen 32.  
 Wangenheim, Gideon von 34.  
 Wartotsch, Familie 65.  
 Warmbrunn, Bibliothek 62, 78.

Warnsdorf, Franz von 86, 95.  
 Wattenbach, Wilhelm, schlesischer Geschichtsforscher 25.  
 Weber, Ananias, Pastor in Breslau 12.  
 Websky, Kaufmann in Breslau 170.  
 Weigelsdorf, Groß-, Kr. Dts 133.  
 Weinhold, Christian Friedrich, Stadtverordneter in Breslau 233.  
 Weistritz, die 106, 119.  
 Wendessen, General von 144.  
 Wenzel, Herzog von Liegnitz-Brieg, Bischof von Breslau 85—90, 92—95, 199.  
 — König 81.  
 Werner, preuß. Husarengeneral 132.  
 Wien 13, 41—43, 159, 161.  
 Wilberg, Dorothea 89.  
 Windecke, Eberhard, Geschichtschreiber 90.  
 Wisnowiczky, Tekla, Fürstin 160, 161.  
 Wittenberg, Universität 1, 32.  
 Wladislaw, König von Böhmen 186.  
 — Herzog von Breslau 178, 184.  
 Wolzogen, Ludwig Frh. v., General 140.  
 Worbs, Johann Gottlob, schlesischer Geschichtsforscher 46.  
 Wutke, Konrad, Archivrat in Breslau 25, 53.  
 Wutke, Heinrich, schlesischer Geschichtsforscher 28.

## III.

Zapolha, Hedwig von 89.  
 Baumgarten, Kr. Breslau 65.  
 Zduny, Provinz Posen 130.  
 Zedlitz, Hans v., schles. Ritter 86, 95.  
 Zerbst, Stadt 231, 232.  
 Zierotin, Karl von 77.  
 Zobten, Berg 63.  
 Zöllner, Johann Friedrich, schlesischer Geschichtschreiber 19.  
 Zollverein, der 235.  
 Zschadewitz, Johann Ehrenfried, schlesischer Kirchenhistoriker 18.





In demselben  
**Mitteilungen aus**

**Do korszystania**



nr inw.: BG - 553163



**BG 553163**

**Erstes Heft. Der Bres**

**Von Hermann Markgraf. Mit einem Plane des Ringes im An-  
fange des 19. Jahrhunderts. Preis 1,50 Mark.**

**Zweites Heft. Die Straßen Breslaus nach ihrer Geschichte und ihren  
Namen. Von Hermann Markgraf. Mit einem Stadtplane.  
Preis 4 Mark.**

**Drittes Heft. Geschichte der landesherrlichen Besuche in Breslau. Von  
Erich Fink. Preis 3 Mark.**

**Viertes Heft. Die Breslauer Stadt- und Hospital-Landgüter. Von  
Heinrich Wendt. Erster Teil: Amt Ransern. Mit 2 Karten.  
Preis 4 Mark.**

**Fünftes Heft. Christoph Köler, ein schlesischer Dichter des 17. Jahr-  
hunderts. Sein Leben und eine Auswahl seiner deutschen Gedichte.  
Von Max Hippe. Preis 3 Mark.**

**Sechstes Heft. Barthel Steins Beschreibung von Schlesien und seiner  
Hauptstadt Breslau. 1512/13. In deutscher Übersetzung heraus-  
gegeben von Hermann Markgraf. Preis 1 Mark.**

**Siebentes Heft. Das Gelände der ehemaligen Festung Breslau 1813 bis  
1870. Von Ernst KiejerikŃy. Mit 2 Karten. Preis 1,50 Mark.**

**Achstes Heft. Breslau in der Franzosenzeit 1806 – 1808. Von Dr. Franz  
Wiedemann. Preis 4 Mark.**

**Neuntes und zehntes Heft. Die Stein'sche Städteordnung in Breslau.  
Von Heinrich Wendt. Erster Teil: Darstellung. Zweiter Teil:  
Quellen. Preis 8 Mark.**

**Elfte Heft. Die Breslauer Eingemeindungen. Text mit Benutzung von  
Vorarbeiten A. Glücksmanns von H. Wendt. Karten zusamen-  
gestellt nach älteren Quellen von R. BehuneŃ und M. Grüger.  
Preis 1,80 Mark.**